This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 282 880

Wir von der Infanterie

VON

FRIEDRICH LEHMANN

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Friedrich Lehmann

Wir von der Infanterie

Wir von der Infanterie

UNIV. OF CALIFORNIA

Tagebuchblätter eines bayeriſchen Infanteriſten
aus fünfjähriger Front- und Lazarettzeit

Von
Friedrich Lehmann

16.—19. Tauſend

J. F. Lehmanns Verlag / München 1930

D640
L33

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in fremde Sprachen, behalten sich Urheber und Verleger vor.
Copyright 1929 J. F. Lehmanns Verlag, München

Meinen Söhnen
Dietrich und Gerhard

752017

UNIV. OF CALIFORNIA

Geleitwort.

Es ist heute beinahe schon üblich geworden, Bücher über den Weltkrieg in Romanform zu kleiden. Das ist so bequem. Man kann dann die eigenen, manchmal etwas kärglichen Erlebnisse beliebig ausschmücken und erweitern, man kann seine nachträglich erworbenen Ansichten schön unterbringen und sie irgendwelchen Leuten in den Mund legen, auf Wahrheit können die Leser eines Romans ja keinen Anspruch machen. Demgegenüber geht, was ich geschrieben, in allem Wesentlichen auf Tagebücher und Aufzeichnungen zurück. Ich habe mich mit dem begnügt, was ich selbst erlebte. Natürlich waren die ersten Niederschriften lange nicht so ausführlich, ich hatte draußen weder Lust noch Gelegenheit, so eingehend zu berichten. Vieles mußte aber auch weggelassen werden, um den Leser nicht zu ermüden. Es geschah das gewissenhaft, die hellen wie die dunklen Seiten des Kriegs sollten gleichmäßig und unparteiisch geschildert werden. Das schloß den Verzicht auf Genauigkeit im einzelnen ein. Ich wollte keine Truppengeschichte schreiben und habe deshalb auch die Regimentsnummern und die einzelnen Kameraden im Dunklen gelassen.

Eine Lücke haben diese Niederschriften. Neben die militärische und religiöse Entwicklung gehört eigentlich auch die politische Entwicklung des Verfassers. Sie nimmt in den Briefen seit 1917 einen sehr breiten Raum ein. Ich habe sie hier weggelassen, weil ich die Gemeinsamkeiten des soldatischen Erlebens in den Vordergrund stellen wollte. Wie wir uns draußen nicht um Politik gestritten, sondern bis zuletzt für ein gemeinsames Ziel, den Schutz von Volk und Vaterland, gekämpft haben, so

möchte ich auch hier zu den Kameraden und Volksgenossen aller Parteien sprechen, die überhaupt Deutsche sein wollen.

Den äußeren Anlaß zur nochmaligen Niederschrift meiner Erlebnisse gaben natürlich gewisse Kriegsbücher des Frühjahrs 1929. Wie jeder, dem der Krieg nicht eine lästige Störung seines angenehmen Privatlebens oder ein unverzeihlicher Eingriff in seine persönliche Sicherheit war oder den Sturz aus törichten und verstiegenen Wunschträumen bedeutete, habe ich jene Schilderungen als eine ungeheuerliche Verzerrung, als Verleumdung und Verhöhnung empfunden. Ihnen gegenüberzustellen, wie unverhetzte, natürliche deutsche Jugend den Krieg erlebte, das schien mir nach dem Lesen jener unmännlichen Bücher junger Greise ein Gebot der Pflicht. Einer Pflicht nicht nur gegenüber den häufig so rührselig erwähnten gefallenen Kameraden, sondern vor allem den Lebenden gegenüber. Unsere deutsche Jugend soll wissen, daß es noch etwas Höheres gibt, als „den Granaten des Weltkriegs zu entkommen", Höheres als das eigene Leben, Höheres als kleine persönliche Klugheit. Sie sollen die Wahrheit erfahren und sie sollen sich an dieser Wahrheit aufrichten, sie sollen es den Frontkämpfern nachtun und sie sollen es noch besser machen. Wenn das „Tendenz" ist, dann will ich mir gerne den schrecklichsten Vorwurf, den man einem deutschen Buch heute machen kann, gefallen lassen — ein „Tendenzbuch" geschrieben zu haben.

Der vorliegende Neudruck bringt kleine sachliche Aenderungen. Manches konnte ich zur Abrundung der Darstellung ergänzen, Kleinigkeiten berichtigen.

Unsere Feinde haben die Tendenz, uns wehrlos, ehrlos und als ewige Milchkuh zu halten. Ein Deutscher kann dagegen nur den Willen haben, das mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Dr. F. Lehmann.

Spaten und Stacheldraht.

In der Pikardie, 27. Okt. 1914. „Tagebücher sind verboten", hat man uns hier draußen gleich eröffnet. Natürlich soll man kein Tagebuch im Torniſter haben, das bei der erſten ungeſchickten Gelegenheit dem Feind in die Hände fällt. Ich werde daher mein „Tagebuch" jedesmal ſofort an mich nach Hauſe ſchicken. Es ſoll meine Erlebniſſe feſthalten, die Wahrheit, auch wo ſie mir unerwünſcht oder bitter iſt, ſoll einzige Richtſchnur bleiben. Ich will mich ſelbſt nicht ſchonen und meine Vorurteile erſt recht nicht. Wenn wir dabei nicht immer als Helden und treffliche Kameraden daſtehen ſollten, ſei's drum. Wir wollen nicht anders erſcheinen, als wir ſind.

Es war ſtimmungsvoll, daß der letzte Tag in der Heimat, der 19. Oktober, Großmutters 79. Geburtstag war. Ihr Mittagstiſch vereinte uns alle noch einmal, die Enkel in Uniform. Reden wurden nicht gehalten. „Behüt' euch Gott, ihr Buben, und haltet euch gut", war ihr Abſchiedsgruß. Das haben wir verſprochen und wir wollen's halten, auch wenn's einmal ſchwer werden ſollte. Dann ging's mit dem ſchwerbepackten Torniſter in die Kaſerne, wo alles wie in einem Bienenſchwarm durcheinanderſchwirrte. Ob mir die lieben Verwandten nicht allzuviel des Guten aufgepackt haben? Aber es geht ja allen ſo und das Eßbare wird ſicher bald weniger werden. Im Kaſernenhof wird im offenen Viereck angetreten. Der Kommandeur des Feldregiments, der zurzeit verwundet daheim iſt, ſchreitet die lange Front ab. Er iſt ernſt und ein biſſel gebeugt. Weiß er, was uns bevorſteht? Sein Abſchied iſt kurz. „Macht unſerem

alten Regiment Ehre! Unser liebes Bayerland, unser deutsches Vaterland Hurra! Stillgestanden! Das Gewehr über!" Donnerwetter, das klappte, trotzdem wir alle in diesem Augenblick merkwürdig zu schlucken hatten. Aber draußen am Gitter stand Kopf an Kopf „Zivil". Denen mußten wir doch zeigen, daß die Freiwilligen nicht schlechter sind als aktive Mannschaften.

Den Exerziermarsch haben wir zwar in den kurzen acht Wochen nicht recht gelernt, aber wir werfen die Beine doch, so gut es unter 40 Pfund Gepäck geht, als die Musik mit dem Parademarsch des Regiments einsetzt. Die Rekrutenzeit ist vorbei, als stolze Feldsoldaten marschieren wir zum Bahnhof. 800 Mann, fast ein kriegsstarkes Bataillon. Die Straßen sind schwarz von Menschen, die sich um uns drängen, uns mit Gaben überschütten, Helm und Gewehr mit Blumen bekränzen, uns noch einmal die Hände drücken. Wer seine eigenen Lieben gerade nicht findet, nimmt einstweilen mit einer fremden Schwester oder Base vorlieb. Der Weg zum Bahnhof ist weit, um so mehr kann sich alle Liebe dieser Menschen, dieser Stadt noch einmal ausgeben. Da merkt man nichts mehr von Bierphilistern und dumpfen Bäuchen, ein Schwung, eine Liebe, eine Begeisterung hat alle diese Menschen erfaßt, hat alle äußeren Bindungen zerrissen, verbindet sie alle. Es ist wirklich ein Volk, eine Familie, eine Gemeinschaft, die sich in der Liebe zum Vaterland begeistert und vorbehaltlos zusammenfindet. Der Strom dieser Liebe trägt uns, er läßt uns den Ernst des Abschieds vergessen.

Der Bahnhof kommt. Immer lauter, immer dringender, immer aufgeregter werden die Abschiedsrufe, die guten Wünsche, da spielt die Musik „Muß i denn", das heiter-gefühlvolle Abschiedslied, die Begleitenden werden zurückgedrängt, — noch ein paar Schritte über den Platz, dann nimmt uns die düstere Bahnhofshalle auf. Diesen

unvergeßlich ſchönen Abſchied nehmen wir dankbar mit hinaus als ein Sinnbild der Verbundenheit des Heeres mit dem arbeitenden und ſorgenden Volk in der Heimat.

94 Stunden ſind wir bis nach Frankreich gefahren, und zwar bevorzugt, nämlich nicht im Viehwagen, ſondern vornehm 3. Klaſſe. Jeder hat einen Sitzplatz, geſchlafen wird, und zwar reihum, in den Zeltbahnen, die als Hängematten aufgehängt werden. Daß hier und da einer herunterplumpſt, weil die Oeſen ausreißen, ſchadet nichts. Die ganze Fahrt iſt ein Triumphzug. Was wollen die Leute noch geben, wenn wir als Sieger zurückkommen und ſie ſich jetzt ſchon ſo völlig mit Vorſchußlorbeeren ausgegeben haben? Unſere Kameradſchaft bewährt ſich glänzend. Wir haben eine gemeinſame Freßkiſte, die Schlafplätze werden brüderlich geteilt und jeder bemüht ſich, es dem anderen leicht zu machen. Ich bin mit meinen 26 Jahren einer der älteſten, die paar Jahre Unterſchied machen jetzt noch viel aus. Da iſt Böttcher, der Theologieſtudent, deſſen ernſtes Weſen mich immer wieder beſonders anzieht, da iſt Reinhard, der ſo rein und keuſch iſt, daß man faſt Angſt haben könnte, er könnte in dieſer rauhen Umgebung ſchmutzig werden. Er iſt bei den Jeſuiten in Feldkirch erzogen, und deshalb war er auch der einzige, der morgens in der Kaſerne zum Duſchen in einer Badehoſe kam. Das klingt etwas ironiſch und ſoll's doch gar nicht ſein, denn ich habe ihn wirklich lieb, dieſe anima candida. Da iſt der Bubi, ein 18jähriger Pennäler, der ſeinen Kopf zwar gern zum Schlafen an mich lehnt, aber in dieſen Wochen dem Knabenalter entwachſen iſt. Ganz iſt ja mein demokratiſches Ideal von Volksgemeinſchaft nicht erfüllt, denn unſere Freiwilligen ſind faſt nur „Studierte", Gymnaſiaſten, Studenten, junge Akademiker, da iſt Gemeinſchaft natürlich leicht. In vielem ſind wir recht verſchieden, ſo nach Vorbildung, Herkunft und Leiſtungs-

fähigkeit. Eines aber iſt bei allen gleich — der Schlag unſerer Herzen fürs Vaterland. Kriegsfreiwillige ſind wir. Ich ſelbſt bin ungedienter Landſturm, weil meine Schultern nicht ganz gleich hoch ſind, ſonſt fehlt mir aber nichts und jeden Sonntag 20 bis 30 Kilometer im 6-Kilometer-Tempo zu machen, war mir bisher gerade die rechte Erholung. Stolz ſind wir aber darauf, „nur" Infanteriſten zu ſein. Wir bilden uns nichts auf die Freiwilligkeit ein, es war uns ſelbſtverſtändlich, daß wir nicht auf den langſamen Ablauf des Behördenapparates warten können, wenn das Vaterland Soldaten braucht. Wir kennen allerlei junge Männer, die auf die Infanterie von oben herunterſahen und ſich daher zur Artillerie oder Kavallerie meldeten. Sie mußten von einer Kaſerne zur anderen laufen, wurden überall auf ſpäter vertröſtet und ſind heute noch mitten in der Ausbildung zu Hauſe. Da war's ſchon geſcheiter, daß wir vorurteilslos nach der nächſten Kaſerne gefragt haben und dort von der Infanterie ſofort mit offenen Armen aufgenommen worden ſind.

Den Rhein haben wir bei Nacht und ohne Feierlichkeit überſchritten, um ſo größer war der Jubel bei der Einfahrt in Belgien hinter Herbesthal. „Siegreich wollen wir Frankreich ſchlagen, ſterben als ein tapferer Held." Da leuchten die Augen, die krummgelegenen Körper ſtrecken ſich. So ein Lied zündet immer, in ihm können wir am beſten ausdrücken, was uns bewegt.

In Belgien und Frankreich geht die Reiſe noch langſamer als in Deutſchland. Geflickte Geleiſe, Notbrücken, Umwege, all das erfordert Zeit und Vorſicht. Die Bevölkerung iſt zurückhaltend. Wenn wir aber irgendwo in der Nähe einer Ortſchaft halten, ſind Weiber und Kinder da, die mit Zigaretten, Schokolade, Eiern uſw. Geſchäfte machen wollen. Meiſt hat man bei uns dann aber ganz andere dringende Geſchäfte vor, denn die im

Zug eingebauten Lokalitäten sind schon lang nicht mehr benutzbar. So hockt alles längs des Bahndamms und läßt sich's wohl sein. Es ist unglaublich, wie rasch sich in diesem Punkt alle Bande frommer Scheu gelöst haben.

Von den Schlachtfeldern der letzten Wochen haben wir einiges gesehen, Namur, Lüttich, Maubeuge mit den gewaltigen Löchern von unseren 42ern, St. Quentin u. a. Englische Gefangene sind uns in Mengen begegnet. Den Gefangenen in St. Quentin, die da den Bahnsteig kehren, mußten die Kameraden natürlich Zigaretten schenken. Vielleicht überzeugen die sich dann, daß w i r wenigstens keine Kinderhände abhacken.

Es war uns allen eine wirkliche Erlösung, als wir am Nachmittag des vierten Tages in Pont les Brie bei Peronne ausgeladen wurden. Eine große Wiese war der gegebene Biwackplatz, auf dem wir kochten, wuschen und schliefen. Ich Schlafkünstler hatte es im fahrenden Zug nur auf elf Stunden Schlaf gebracht, es war herrlich, hier einiges nachzuholen.

Allzu rasch endete das Zigeunerleben. „Fertig machen!" „Antreten!" Wenn wir nur nicht gar so viel Gepäck hätten, es ist kaum fertig zu werden und die Torniſter müssen wir uns gegenseitig hinaufheben. Es ist ein wundervoller, klarer, kühler Herbstabend, in den wir nun der sinkenden Sonne nach hineinmarschieren. Rasch wird es dunkel, der Mond steht klar zu unserer Linken und in seinem milden Licht ist sogar der berühmte Kriegskomet zu sehen. Stundenlang geht es auf schnurgerader Pappelallee dahin, bald aufwärts, bald abwärts, aber immer vorwärts und immer mühsam. Gesang, den einige Unentwegte anstimmen, verstummt so plötzlich, wie er angefangen, der Kopf hängt nach vorn, die Augen stieren zu Boden, der Helm reibt hin und her, weil er schlecht paßt, der Muckel drückt überall, auf die Schultern, auf die Schulterblätter, im Kreuz, das Gewehr wandert von

der einen Schulter auf die andere, der Leibriemen mit 90 Patronen zieht den Körper nach vorn, Spaten und Seitengewehr klappern gegen den Oberschenkel und der prall mit Abschiedsgaben gefüllte Brotbeutel hält die rechte Sitzhälfte gut warm. Wie weit ist's noch? Niemand weiß es, unsere Führer sind ja selbst so fremd und neu wie wir. „Rasten" brummt's durch die Kolonne, aber unser Vize will nichts hören, er will sich wohl nicht anschnauzen lassen wegen zu späten Eintreffens. Der Schweiß fließt trotz der kühlen Nacht in Strömen, manche beginnen zu hinken, viele zu fluchen. „Wir sind doch ein trauriger Sauhaufen", sagt da plötzlich einer hinter mir. „Heißt das kriegsfreiwillig? Wie ein Transport Sträflinge kommen wir daher. Die werden da vorn Augen machen, wenn sie so einen schneidigen Ersatz anschleichen sehen. Pfui Teufel, so geht das nicht." Und schon hat er einen Fotzhobel an den Lippen. — „Stolz ziehen wir in die Schlacht", der Torgauer! Der reißt uns zusammen, die Köpfe heben sich, der Körper strafft sich, der Tritt wird fest und bewußt, wir sind wieder Soldaten und von unserer Gruppe aus teilt sich das neuerwachende Leben vor- und rückwärts der Kolonne mit.

Wie lange wir so ausgehalten hätten, weiß ich nicht. Es war nicht mehr lang nötig. Wir schwenkten von der Straße weg in ein Feld ab. „Kompanie halt! Setzt die Gewehre zusammen, Torniſter ab!" Das Schlußkommando ist wohl das schönste, obwohl oder weil es gar nicht einmal im Exerzierreglement steht. Es ist noch schöner als „Wegtreten", denn dazu gehört bekanntlich noch „eine schneidige Kehrtwendung", zu der jetzt niemand aufgelegt wäre. Nach kurzer Pause werden wir auf die 12 Kompanien des Regiments verteilt, ich mit meiner Länge komme natürlich zur 1. Kompanie, zusammen mit vielen meiner näheren Kameraden. Wir erhalten noch viele Ermahnungen, kein Licht zu machen,

nicht zu ſprechen, eng aufzuſchließen, daß keiner verloren geht, und dann geht's los, vor an den Feind. Im Eilmarſch natürlich, unſere Führer haben ja kein Gepäck und wollen die Stellung erreichen, bevor das allnächtliche Artillerieduell beginnt. Ein ſtockfinſterer Wald nimmt uns auf. Jeder hält ſich am Torniſter des Vordermanns, ſo ſtolpern wir über Wurzeln und Aeſte, durch dichtes Geſtrüpp, deſſen Dornen uns ins Geſicht ſchlagen, über Gräben und gefällte Stämme in rabenſchwarzer Dunkelheit — dem Feind entgegen. Ich ſchlage mit der Stirn gegen das Kochgeſchirr des Vordermanns, die Kolonne hält. „Hier bleibt ihr die Nacht über liegen, in den Graben können wir jetzt nicht mehr. Das Artilleriefeuer, das wohl nachher kommt, braucht euch nicht zu kümmern. Das geht zu den Batterien weit hinten. Wegtreten!"

Im Nu liegt alles am Boden und macht ſich aus Torniſter und Zeltbahn ein feldmäßiges Lager. Nur nicht den Mantel losmachen. In dem uralten Soldatenwitz „Was nützt der Mantel, wenn er nicht gerollt iſt?", liegt für mich viel Wahrheit. Was nützt er mir, wenn ich ihn nur unordentlich hinaufbringe und deshalb angepfiffen werde? Das Mantelrollen iſt auch eine Lücke in unſerer Ausbildung. Das Brummen und Rollen der Granaten über uns, das Krachen der Einſchläge vor und hinter uns gab die paſſende Begleitmuſik zu unſerem Eintritt in den Krieg. Kurze Zeit lag ich mit offenen Augen da und hörte zu. Doch bald übermannte mich, trotz allem, der Schlaf.

Vom Hellwerden an ſtanden wir herum, bis endlich ein Offizier ſich unſer erbarmte und uns auf die Züge der Kompanie verteilte. Und dann kam der Schützengraben, von dem wir ja ſchon ſo viel gehört hatten. Die Begrüßung war nicht ſo herzlich, wie wir ſie uns gedacht hatten. Aus Erdlöchern, Bretterhütten und höhlenartigen Wohnungen ſchauten mißtrauiſche, müde aus-

ſehende Menſchen heraus, mit ſtruppigen Bärten und langen Haaren, in verſchliſſenen Röcken und lehmfarbigen Mützen. Jeder war ängſtlich bedacht, daß wir ja nicht in ſeinem „Unterſtand" Platz ſuchten, ſeine Bequemlichkeit ſtörten. Schon kam auch der Befehl: „Die junge Mannſchaft ſoll ſich neue Unterſtände bauen." So etwas iſt leicht befohlen, aber wie ſollen wir's ausführen? Wir können zwar einigermaßen militäriſch gehen und liegen, auch ſchwärmen und ſtürmen, ſogar ſchießen und mit dem Bajonett fechten, aber mit dem Spaten haben wir nur einige vorſichtige Kratzübungen gemacht, die mit Rückſicht auf die einheitliche Raſenfläche des Exerzierplatzes immer gleich abgebrochen werden mußten. Wir ſchnallen recht ratlos unſeren Spaten los, da hat der Zugführer uns auch ſchon erſpäht und zum Ausbau ſeines Unterſtandes angeſtellt. „Da lernen Sie am beſten, wie man das macht." Angenehm ſcheint der Herr gerade nicht zu ſein, denn ſtändig treibt er, nörgelnd und anſpruchsvoll und ohne Verſtändnis dafür, daß eine Brille, wie wir ſie meiſt tragen, noch kein Kennzeichen für Brauchbarkeit im menſchlichen Leben iſt. „Ein ekelhafter Kerl, ein zwiderer", meint Wegmann, der kleine Gymnaſiaſt, „was kann denn ich dafür, daß ich nur mit dem Federhalter zu arbeiten gelernt habe? So ein aufgeblaſener Kerl, zu Hauſe iſt er Schloſſer oder Maurer oder ſonſt was Praktiſches und hier tut er ſich nun etwas darauf zugut, einmal mehr zu verſtehen als die eingebildeten ‚Studierten'." — „Mag ſein, Wegmann, aber hat er denn ſo unrecht? Bilden wir uns nicht alle miteinander viel zuviel ein auf dieſe ſogenannte Bildung, die uns jedenfalls für dieſe Aufgaben nicht vorbereitet hat? Ich kann's dem Vize eigentlich nicht übelnehmen, daß er ſich über uns ärgert. Hoffentlich kommen wir bald in den Kampf, damit wir ihm zeigen können, daß wir da unſern Mann ſtehen, wo der Wille und nicht die Fertigkeit entſcheidet.

Doch, wo ſollen wir heute nacht bleiben? Der Herr Feldwebel wird uns kaum in ſein von uns gebautes Heim einladen. Aber es iſt auch nicht nötig, wir marſchieren noch heute nacht ab, zurück nach Peronne. Alles ſchimpft, zumal die Alten, die unterwegs berichten, daß das immer ſo ſei. „Mir derfn ſchanzn und arbatn und die Preißen ſetzen ſich dann ſchön zünftig hinein. Mir marſchieren und fangen wo anders aufs neue an.“ „Das ſind ja Bayern, die uns ablöſen, von der Nachbardiviſion“, wage ich zu bemerken. Da komme ich aber ſchön an. „Halt's Maul, Rekrut, bis du gefragt wirſt. Kann nicht einmal mit ſeinen Augengläſern einen Bayern von einem Preußen unterſcheiden und will uns da belehren. Biſt du vielleicht ſchon elf Wochen im Feld geſtanden, warſt du vielleicht in Südfrankreich dabei (er meint Lothringen) oder bei Lihons, wo die halbe Kompanie gefallen iſt, oder im Lazarettſchloß, wo die Verwundeten haben zum Fenſter hinausſpringen müſſen, weil das Schloß in Brand geſchoſſen war. Wie wir Rekruten waren, da haben wir nur mit der Mütze in der Hand zur alten Mannſchaft kommen dürfen, und wenn man in der Handwerkerſtuben vor dem Kompanieſchneider nicht ſtillgeſtanden iſt, dann hat man uns hinausgeſchmiſſen. Das müßt ihr erſt noch lernen, wie man mit der alten Mannſchaft umgeht. Meint ihr, weil ihr Kriegsmutwillige ſeid, ſeid ihr ſchon Soldaten? Ihr werdet's ſchon ſehen, was ihr mit dem mutwilligen Melden für eine Dummheit gemacht habt.“ Soll man antworten? Wir ſind alle viel zu ſehr mit unſeren Füßen und Torniſtern beſchäftigt, als daß wir ganz bei der Sache wären. Warten wir ab, bis wir uns beſſer kennen und beſſer ausſprechen können. Das Tempo der 3. Kompanie geht eigentlich über unſere Kräfte und völlig erledigt läßt ſich alles aufs harte Pflaſter fallen, als wir in Peronne zum erſtenmal halten. Auf einer Wieſe vor

der Stadt lagert das ganze Bataillon, und hier kann die Kompanie endlich richtig eingeteilt werden. Meine Gruppe untersteht dem Gefreiten Daniel, einem schlanken, schwarzen Burschen, wie Defregger die Wildschützen malte, 22 Jahre alt, daheim Schlosser in der Eisenbahnwerkstätte. Die acht Mann sind Böttcher, der Theologe, Braun, der Chemiker und Burschenschafter, Franz, der Fahnenjunker, Marchner, der Lehrer, mit mir also fünf „Junge", dazu der Reservist Wolker, ein Arbeiter, der Landwehrmann Neumayer aus Niederbayern und der dicke Bauernknecht Mayer, der wohl der Gutmütigste von allen ist. Wir wollen sehen, ob wir Kameraden werden.

Der Nachtmarsch, der uns abends von Peronne nach Les Boeufs brachte, wird mir wohl immer unvergeßlich bleiben. Der Abend war schwül und gewitterdrohend, die schnurgerade, gepflasterte Straße ging bergauf, bergab ins Land hinein, das Gepäck drohte uns zu erwürgen und die alte Mannschaft hatte sich noch dazu gegen uns verschworen. Die Naturvölker haben ihre Jugendweihen, die Matrosen die Aequatortaufe, die Studenten das Fuchsenbrennen und die Soldaten haben ein ganzes System von Quälereien, die man durchgekostet haben muß, um als ganzer Mann und nicht als „grünes Gemüse", „Rotznase", „junger Ruß", „Russengesicht" angesehen zu werden. Daß wir beim Antreten Feldflaschen, Brotbeutel, Trinkbecher u. dgl. vermissen, wundert mich gar nicht sehr. Auch, daß die Alten auf einmal so viel neue Feldflaschen usw. haben, ist eigentlich selbstverständlich. Das ist der Krieg und das Recht des Stärkeren im kleinen. Einige haben darüber laut gezetert, wozu? Das knüpft keine neuen kameradschaftlichen Bande, sondern erhöht höchstens die Schadenfreude. Aber die kleinen Bosheiten, die den an sich schon kaum erträglichen Marsch begleiten, die verletzen mich. Wolker, mein Hintermann, tritt mir ständig auf die Absätze, Geist,

mein Vordermann, bleibt absichtlich stehen, damit ich auf ihn aufrenne. „Schau auf deine Winterfenster und renn sie nicht an meinem Feldkessel ein.“ Sein Nebenmann Hinterberger bemüht sich, das im Laufe des Tages reichlich genossene Kommißbrot nicht nur zu vergasen, sondern diese Gase auch noch laut und vernehmlich den Nasen der hinter ihm marschierenden „Jungen“ zu Gemüte zu führen. Wir biegen ab auf ein Feldsträßchen, heftiger Gewitterregen setzt ein, der uns bis auf die Haut geht und die Straße so aufweicht, daß wir fast kleben bleiben. Kein schönerer Sport, als da so einem Rekrutengesicht ein Bein zu stellen, daß es stolpert oder gar in den Matsch hineinfällt; ein herrlicher Witz, beim Halten dem Vordermann noch einen Stoß zu geben. Sollen wir uns wehren, gleiches mit gleichem vergelten? Dazu sind wir sicher zu schwach. Sollen wir schimpfen, uns beschweren? Da wären wir ja erst recht das Gespött. Nein, Kopf hoch und Maul halten, damit sie sehen, daß wir uns nichts draus machen.

Vier Stunden sind wir marschiert, zum vierten Male geht es durch ein stockfinsteres Dorf, wir haben die Hoffnung schon aufgegeben, je in ein Quartier zu kommen, da wird plötzlich gehalten. Ein Scheunentor tut sich vor uns auf. „Zweiter Zug hier herein.“ Taschenlampen blitzen auf, ah! — eine mittelgroße Scheune, die uns allen Platz bietet. Rings an den Wänden liegt reichlich Stroh. Alles stürzt sich gierig darauf, aber ehe wir's uns versehen, stehen wir Jungen draußen in der Durchfahrt, in kühnem Angriff haben die Alten alle Wand- und Eckplätze und alles Stroh erobert. Wir stehen wirklich da wie die Rekruten, hilflos in unserer Wut und Enttäuschung. Was bleibt anderes übrig, als uns ohne Stroh in die zugige Durchfahrt zu legen. Man schläft nach solchem Marsch auch auf dem blanken Boden und in nassen Kleidern ganz leidlich.

Freilich, unsere hochgestimmten Gefühle von Kameradschaft sind schwer enttäuscht.

9. November 1914. Gestern war Feiertag, mein 26. Geburtstag. Die Kameraden haben mich freundlich mit allerlei kleinen Leckerbissen erfreut, und Daniel hat mir in einer gutgemeinten Rede gesagt: „Dokter, ich mach meine Gratulation, auch im Namen unserer Gruppe. Das wird ein wichtiges Jahr, mußt halt schauen, daß du es gut überstehst." Es war Sonntag im Unterstützungsgraben, am toten Hang, an einem nebligen Tag. Wir hatten also viel Bewegungsfreiheit und so entwickelt sich eine Art dörfliches Sonntagstreiben mit allerlei Spielen. Am Nachmittag wurde mir sogar aus einem der Bauerngärten weiter hinten ein Sträußchen von Dahlien, Rosen und Nelken, den letzten Gaben dieses reichen Herbstes, gebracht.

14 Tage sind wir jetzt schon im Stellungskrieg, ohne daß ich mich entschließen konnte, ihn näher zu beschreiben. Liest man von den Kämpfen in Flandern, in denen gerade unsere Alters- und Gesinnungsgenossen im lebenswichtigen Entscheidungskampf stehen, dann erscheint unser Erleben so klein und nebensächlich, daß ich mich fast scheue, es zu schildern. Wir haben noch kaum einen Schuß abgegeben, auch noch nicht viele erhalten, keinen Franzosen näher als auf 300 Meter gesehen. Unsere Feinde heißen Nachtmarsch, Gepäck, Arbeitsdienst, Regen, Dreck und allzu eifrige Vorgesetzte.

Unsere Stellung im Bayernhölzl ist sicher eine der schöneren an der jetzt erstarrten Front. Besonders solang die Bäume noch im Herbstschmuck standen, hat uns ihre Pracht tagtäglich neu begeistert. Wir haben uns am Waldrand entlang ganz leidlich eingegraben. Die Hauptsache ist jetzt der Bau von Unterständen. Bis der Winter kommt, muß das alles fertig sein. Dann können wir uns nicht mehr so einfach nur in ein Erdloch legen und ein

paar Zweige darüber decken, dann müssen wir gegen Kälte und Feuchtigkeit einigermaßen geschützt sein. So werden jetzt die Unterstände von oben in den Boden gegraben, dann aber mit Brettern, Baumstämmen, Dachpappe und möglichst viel Erde gedeckt. Das ist vor allem die Aufgabe des Bereitschaftsbataillons, das hinten in den Dörfern liegt. Das Stellungsbataillon steht Tag und Nacht Posten und beobachtet den „bösen Feind". Da er gerade bei uns aber ein paar hundert Meter entfernt liegt, haben wir trotz eifrigem Beobachten noch nichts von ihm gesehen. Am liebsten ist mir noch der Horchposten in einem Loch 50 Meter vor der Stellung. Da muß man wirklich Augen und Ohren aufsperren, wenn man nicht Gefahr laufen will, von einer feindlichen Patrouille geschnappt zu werden. Zwei Stunden auf einem Fleck stehen und in die Nacht starren, ist gar nicht so einfach, wie mancher glaubt. Mancher ist schon darüber eingeschlafen und gewaltig angehaucht worden. Meist regnet es, dann fließt das Wasser im Horchpostenloch nicht ab, dann steht man zwei Stunden im Schlamm und kommt nur als halbe Lehmleiche, von oben bis unten beschmiert, wieder heraus. Und trotzdem ist's schöner. Man ist ganz auf sich gestellt, ganz für sich verantwortlich und weiß, daß die Tätigkeit Zweck hat. Beim Stumpfsinn des Grabens zweifelt man manchmal daran.

Wolker ist ein furchtbares Unglück zugestoßen. Bei der letzten Ablösung im Graben übernahm er die erste Wache als Grabenposten, die besonders beliebt ist, weil man dann gerade mitten in der Nacht lange Schlafenszeit hat. Ein Mann der Kompanie brachte inzwischen den Horchposten draußen vor dem Graben ihre Mäntel. Als er nach ein paar Minuten zurückkehrt, hält ihn Wolker unbegreiflicherweise für einen Franzosen und schießt ihn an. Das entsetzliche Jammern des armen Teufels, der einen Bauchschuß bekommen hatte, schnitt

uns allen durch Mark und Bein. Es klang so trostlos und hilflos durch die stockfinstere Nacht, daß es uns alle tief ergriffen hat. Körperliche Not ist schon etwas Furchtbares und mitreden kann wohl nur der, der sie an sich selbst erfahren. Aber seelische Qualen sind nicht geringer. Der arme Wolker ist vollkommen geknickt. Jeden Mann, der von hinten kommt, fragt er, ob der Angeschossene noch lebt, und seit heute, wo der Stabsarzt Hoffnung gibt, ist er etwas ruhiger. Es ist sicher nicht nur Angst vor einer juristischen Verantwortung, auch nicht nur Mitgefühl mit dem armen Kameraden, den niemand näher kennt, sondern auch ein Grauen vor sich selbst, daß ihm, dem sonst so selbstsicheren Reservisten, ein solcher unbegreiflicher Fehler passieren konnte.

Und weil ein Unheil selten allein kommt, brachte die Küche die Nachricht mit, daß das 3. Bataillon hinten im Ruhedorf das Opfer eines entsetzlichen Unglücks geworden ist. Das ganze Bataillon war zu einer ärztlichen Belehrung in einem Obstgarten versammelt. Da schlugen zwei Granaten in einiger Entfernung ein, drei weitere mitten in die aufgestellte Truppe. 50 Mann sind tot oder verwundet. Nachträglich fiel auf, daß während des Vortrags ein Flieger längere Zeit über dem Dorf gekreist hat, der vermutlich das Feuer veranlaßte. Viele Stimmen verurteilen natürlich den Arzt, der seinen „Krampf" doch hätte abbrechen und die Leute nach Hause hätte schicken sollen. Das ist nachträglich leicht gesagt, wer weiß aber, ob der Flieger dann nicht trotzdem lohnende Ziele in diesem wimmelnden Ameisenhaufen gemeldet hätte. Leider werden wohl auch gute Kameraden aus der Ausbildungszeit unter den armen Opfern sein.

Ende November. Trotz Dreck und Regen bin ich begeisterter Soldat, aber manchmal geht die Aufgabe doch über meine Kraft.

„Die Unterstützungskompanie steht heute nacht zum Trägerdienst zur Verfügung.“ „Haut schon“, meint der Daniel, „da könnt ihr Russengesichter einmal zeigen, was ihr könnt. Zum Balkentragen braucht man ja kein Soldat zu sein.“ Wie's dunkel wird, treten wir am Pionierpark an und ein Unteroffizier verteilt seine Schätze. Für uns hat er Spanische Reiter, kräftige Holzgerüste, die von kreuz und quer laufendem Stacheldraht umsponnen sind. Bretter wären uns lieber, selbst wenn sie etwas schwerer sind. Man kann sie doch anfassen, mühelos abwerfen, sie haben nur zwei Ausdehnungen und man kommt deshalb auch um Grabenbiegungen leidlich herum. Aber diese dreidimensionalen Reiter, die überall anstoßen und hängenbleiben! Nötig sind sie freilich, denn die Stellung ist gegen Ueberraschungen ganz ungeschützt. Also los. Wolker, der Metallarbeiter, und ich sollen nach Daniels Befehl zusammen tragen. „Geh du voraus, Dokter, und gib's Tempo an, damit du's erschnaufen kannst“, meint er fürsorglich. Auf der Landstraße geht's ganz ordentlich. Wolker schiebt zwar hinter mir los wie eine Schiebelokomotive und drückt mir die verflixten Stacheln in die Schulter, aber er kann mir doch wenigstens nicht davonrennen wie kürzlich beim Brettertragen.

Am Laufgrabeneingang machen wir Rast. Da drin wird's ekelhaft, denn seit drei Tagen haben wir Regenwetter, der Boden ist gründlich aufgeweicht und die Wasserlöcher sind so voll, daß die Roste wegzuschwimmen drohen. Der Weg steigt. Von unten zieht der klebrige Lehm, von oben lastet der Reiter, von hinten drückt Wolker, nur nach vorn ist's frei. Ich triefe. Auf einmal geht's nicht weiter. Eine dicke, runde Schulterwehr, die gegen Flankenfeuer schützen soll, schiebt sich in den Graben vor. Wir müssen den Reiter hochheben und so dies Hindernis umgehen. „Heb hoch, Dokter!“ Ja, wenn das mit Gehirnschmalz zu machen ginge. Aber da braucht's Arm-

ſchmalz, wie's eben nur der Arbeiter hat. Nichts zu wollen. Immer neue Lehmklumpen ſtoße ich von dem Erdaufwurf herunter, der Waffenrock iſt vorn und hinten mit dem klebrigen Zeug beſchmiert, aber den Reiter bringe ich nicht in die Höhe. „Wolker, geh hilf halt!" Darauf hat er nur gewartet. Er möchte gebeten ſein. Da kriecht er unten durch, ſchiebt mit einem kräftigen Ruck das widerſpenſtige Holz hoch und das Hindernis iſt genommen. Weiter geht's. Die Stiefel ſinken ſo tief, daß man ſie bei jedem Schritt an den Schlaufen mit herausziehen muß, ſonſt bleiben ſie an den ſchlechteſten Stellen ſtecken. Platſch, mit dem linken Bein bin ich 20 Zentimeter tief in ein offenes Waſſerloch getreten, ein Glück, daß das Waſſer doch nicht bis zum Stiefelſchaft reicht. „Schau halt auf", brummt Wolker, „das muß man doch ſehen, wozu haſt denn deine Brillen?" Der hat gut reden. Wir gehen weiter und erreichen den Wald. Da wird's noch ſchlimmer, Wurzeln, Bretter, Brücken überqueren den Graben. Ständig müſſen wir unſere Laſt abſetzen und wieder aufnehmen. „Bluatſau", ſchimpft Wolker, „jetzt hab' i mein Stiefel verloren. Der ſteckt in der Letten und i hab' ihn net feſtg'halten." Wenn mir das paſſiert wäre. Wir ſetzen ab. Wirklich ſteht Wolker auf einem Bein und gräbt mit beiden Händen ſeinen Stiefel aus, der bis oben im Moraſt ſteckt. „Auf geht's." Der Stellungsgraben nimmt uns auf. Der iſt beſſer im Stand, weil ſeine Beſatzung ihn in Ordnung hält. Da ſteht auch ſchon Daniel und zeigt die Stelle, wo wir unſer Martergerüſt abgeben dürfen. „Wie hat er's gemacht, der Herr Dokter?", fragt er mit gutmütigem Spott. „Brav", ſagt Wolker, „brav hat er g'ſchafft, wie ein Alter." Solches Lob tut wohl. Es koſtet zwar zwei Zigaretten und es macht mich nicht ſtolz auf meine ſchwache Leiſtung. Aber es freut mich, daß ſich auch hier allmählich die Kluft verringert und ich doch

als Kamerad gewertet werde. Zurück geht's außerhalb des Grabens in raschem Schritt. Unten an der Straße steht der Zugführer bereit und achtet darauf, daß sich keiner seitwärts verrollt. Denn so ein Pionierpark ist unerschöpflich und ebenso unerschöpflich ist das Bedürfnis der Stellung. Diesmal gibt's ein halbes Dutzend eiserne Schraubpfähle, die den großen Vorteil haben, daß man sie allein, ohne Hilfe, tragen kann. Da kann man wenigstens nach Bedarf rasten. Viermal habe ich in dieser Nacht den Weg gemacht und es ging auf 3 Uhr morgens, als ich endlich wieder in meinem Unterstand landete. Die drei Alten saßen samt dem trefflichen Gruppenführer Daniel um ein Feuerchen, das in unserem eisernen Ofen brannte, und kochten Kaffee. „Geh her, Dokter, kriegst auch was. Heut haben wir auch einmal was zum Hergeben. Du teilst deine Packeln ja auch mit uns." Ganz trau ich dieser Freundschaft nicht.

„Hat dich der Feldwebel beim Einrücken gesehen?" fragt Wolker.

„Nein, er hat ja beim letzten Gang in die Stellung gesagt, wer zurückkommt, kann einrücken." „So, dann ist's gut, dann hat er uns auch nicht vermißt."

„Ja, wo wart ihr denn? Ich hab' dich gar nicht mehr gesehen, nach der Schinderei mit dem Spanischen Reiter, Wolker."

„Ja, wo hättest du mich denn sehen wollen, vielleicht in der Stellung oben oder unterwegs mit einer Rolle Stacheldraht auf dem Rücken? Na, mei Liaber, da kennst den Wolker-Bertl schlecht. Ich bin doch kein heuriger Has. Wozu war ich denn aktiv gwen, wenn i net amal g'lernt hätt', wie man der Arbeit aus dem Weg geht. Und hier, wo unsre Mutwilligen so brav arbeiten, kann ein Alter doch wirklich ausschnaufen."

„Du, Wolker, das hab' ich dir schon ein paarmal gesagt, ich hab' alle Achtung vor dem, was ihr in den drei

ersten Monaten ausgehalten und geleistet habt. Das müssen wir erst zeigen, daß wir das auch können. Ich mein', du siehst doch auch, daß wir alle unsere Sach' gern richtig machen möchten. Ihr könnt euch doch nicht beklagen über uns. Wir tun euch auch gern einen Gefallen und an Zigaretten und Liebesgaben hat's gewiß keiner von uns fehlen lassen. Aber wenn du das ausnutzt, das ist schuftig. Wir sind alle miteinander nicht zum Vergnügen da heraußen, und auch wir Freiwillige haben uns was anderes unter dem Vaterlandverteidigen vorgestellt, als im Lehm herumrutschen und Arbeit tun, die wir nicht gewohnt sind. Aber hier kommt's doch nicht drauf an, was dem einzelnen paßt. Hier geht's ums Ganze. Du bist doch ein Sozialist, du willst doch gleiches Recht für alle. Ist dir's dann nicht recht, wenn wir erst einmal mit der gleichen Pflicht für alle anfangen? Wir haben auf alle Vorrechte verzichtet, wir haben keine Einjährigenschnüre mehr und keinen Putzer, kein Sonderquartier und keinen Offizierstisch, wir wollen euch gleich sein, einfach Kameraden. Dann müßt aber auch ihr euren Teil an der Arbeit tun und dürft euch nicht drücken und die Jüngeren, Schwächeren und Ungeübten eure Arbeit mitmachen lassen. Wir sind alle aufeinander angewiesen. Mit der Internationale ist's aus, schaffen wir erst einmal bei uns im kleinen den sozialen Staat."

Die beiden Landwehrleute stieren in die Flammen, Wolker aber hat gespannt zugehört. „Was du reden kannst, Dokter. Wenn wir heimkommen, mußt du Abgeordneter werden. Aber eigentlich hast du recht. Die Jungen sind keine üblen Kameraden und geben uns die Ehre, die wir verlangen können. Wir sind's halt von der aktiven Zeit her noch so gewöhnt, daß man sie erst ordentlich schleifen und ziehen muß." Der Eintritt der anderen Freiwilligen störte die Unterhaltung, aber ich hoffe, daß doch einiges bei Wolker hängengeblieben ist.

Tagsüber war Ruhe, weil man in Sicht des Feindes nicht arbeiten kann, und weil nach ſolcher Schinderei Schlaf unbedingt nötig iſt. Das Programm für die Nacht ſteht ja ſchon feſt: Arbeitsdienſt an Reſervegräben hinter der erſten Stellung. Den Dienſt leitet der Zugführer des erſten Zuges, ein junger Leutnant, im Frieden Zollbeamter oder ſo was in Hamburg. Ich glaube, auf dem Exerzierplatz daheim hat er ſeinen Mann geſtellt, auch im Gefecht würde er Führer ſein können, denn er macht einen ſchneidigen Eindruck. Aber eine Kompanie bayeriſcher Bauern, Arbeiter und Studenten zu freudiger Arbeit im franzöſiſchen Lehm zu bringen, das iſt eine Aufgabe, der er nicht gewachſen iſt. Er beherrſcht ihre Sprache nicht, er verſteht von der Arbeit ſo viel und ſo wenig wie wir jungen Freiwilligen, d. h. weniger, denn wir üben uns ja ſchon einige Wochen, und er meint naiv militäriſch, Befehlen genüge. Er verteilt uns auf die Länge des knietiefen Grabens, ſteckt die Hände in die Manteltaſchen und ſchaut zu. „Wie lang müſſen wir heut ſchanzen, Herr Leitnant?“ fragt einer aus dem Dunkel. „Bis ½3“, ſagt dieſes Muſter eines Führers. Alles ſchaut auf die Uhr. Jetzt iſt's ½ 10, fünf Stunden in dunkler Nacht ſchanzen? Da müſſen wir mit unſeren Kräften haushalten und die Leiſtung iſt entſprechend. Jeder tut ſo viel, als zur Erhaltung einer behaglichen Körperwärme nötig iſt, keinen Streich mehr. Stumpfſinnig ſchleichen die Stunden. Ungeduldig fragt der Leutnant immer wieder, wie tief wir ſind. Das reizt erſt recht zum Widerſpruch. Wir erzählen von Feuerſteinen, die ſo furchtbar hart ſind und mit dem Pickel herausgehackt werden müſſen, von dichten Kreideſchichten, die den Spaten nicht durchlaſſen. Der Leutnant ſchimpft und klagt in ſeiner ſ—pitzigen Ausſ—prache zum Gaudium der Kompanie. Auch wir, die wir Mitleid mit ihm haben könnten, weil wir an ſeiner Stelle wohl

ähnlich ungeschickt dastünden, mögen ihm nicht helfen. Auch wir haben einen Zorn auf ihn und können ja selbst noch kaum mit dem Handwerkszeug umgehen. Um 2 Uhr läßt er, trotz der schlechten Leistung, einrücken, er hat Sehnsucht nach Ruhe und Wärme.

Auf dem Heimmarsch geht neben mir unser Zugführer. Wir nennen ihn unter uns den Bauernvize, weil er „aus dem Volk" stammt, etwas rauhe Umgangsformen hat, mit den Unteroffizieren auf Du steht, kurz unseren gesellschaftlichen Vorstellungen von einem Vizefeldwebel nicht genügt. Er fragt mich: „Na, wie gefällt's Ihnen jetzt bei der Kompanie? Sind Sie eingewöhnt und haben Sie sich mit der alten Mannschaft ordentlich zusammengerauft?" „Jawohl, Herr Feldwebel. Die meisten von den Alten sind ja brave Leute, und heute nacht waren sie nur deshalb nicht brav, weil sie sich falsch behandelt fühlten. Wenn man's so macht, arbeiten wir noch unsere ganze Zeit als Unterstützungskompanie an dem Graben." „Seien Sie vorsichtig und warten Sie bis morgen mit Ihrem vorschnellen Urteil. Morgen habe ich die Aufsicht allein."

In der nächsten Nacht war die Kompanie wie ausgewechselt. Der Feldwebel verkündete beim Abmarsch: „Wir arbeiten so lang, bis der Graben im gewachsenen Boden durchgehend 1,50 Meter tief ist. Jede Gruppe übernimmt einen Abschnitt und ist für ihn verantwortlich. Fertige Gruppen können nach Meldung bei mir abrücken." Hei, ging an diesem Abend die Arbeit flott vonstatten, selbst die Gruppenführer griffen mit zu. Unser Daniel klagte mit Recht. „Wie soll ich fertig werden, wenn ich nur zwei Bauern in der Gruppe habe und fünf Gelehrte, von denen keiner auch nur recht weiß, wie man den feuchten Letten vom Spaten bringt. Ich sag ihnen allweil, schmeiß das Kout umi, und mach's ihnen vor, aber die haben ja nicht einmal ein Hand-

gelenk. Da stehen sie und kratzen den Dreck mit den Fingern vom Spaten und werfen ihn mit den Händen hinaus." Oh, armer Daniel, ich fürchte, die meisten von uns wissen noch immer nicht recht, in welcher Richtung „umi" liegt, denn die Feinheiten der bayerischen Mundart, zumal der Arbeitssprache, gehen uns erst langsam auf. Die Kraftsprüche und Schimpfwörter haben wir uns rascher angeeignet. Man hat ja auch mehr Gelegenheit, sie zu hören und anzuwenden. So kam also unser Daniel zu der wohlverdienten Ehre eines Vorarbeiters und unsere Alten wurden richtige Akkordarbeiter, die noch einen Teil unserer Aufgabe mitübernehmen mußten, da doch keine Gruppe später als die anderen einrücken wollte. Um 11 Uhr war der Auftrag erfüllt, der Graben 1,50 Meter, mit Erdaufwurf sogar 1,80 Meter tief. Alle hatten ihr Bestes gegeben, waren mit sich zufrieden, hatten nützliche Arbeit geleistet und dementsprechend war die Stimmung. Wenn aber noch einmal einer „Bauernvize" sagt, kriegt er's mit mir zu tun.

Im Ruhequartier. Dieser Tage kam der Kanzleischreiber vom Feldwebel in unser Bauernhaus und forderte: Die Freiwilligen Böttcher und Lehmann sollen sich auf der Schreibstube melden. „Was ist denn los?" „Weiß ich's, werdet's schon seh'n." Also umgeschnallt und los. „Zur Stelle." Der Feldwebel betrachtet uns kritisch von oben bis unten, als ob er einen Extraappell mit uns abhalten möchte. Dann fragt er: „Haben Sie schon einmal eine Latrine gereinigt?" „Nein, Herr Feldwebel" (hat er wieder eine Gelegenheit gefunden, um den Jungen eins auszuwischen und ihnen den „Bildungsdünkel" auszutreiben?). „Das ist gut, dann können Sie's jetzt lernen. Der Bataillonsstab hat zwei Mann Arbeitsdienst angefordert, weil alles verstopft ist. Besorgen Sie sich zwei Stangen und melden Sie sich beim Bataillonsschreiber. Wegtreten!" „So eine Gemeinheit

von dieſem Kerl, wir beſchweren uns beim Kompanieführer oder gleich beim Bataillonsadjutanten. Dazu ſind wir nicht freiwillig ins Feld, damit man uns als Latrinenreiniger beſchäftigt." Ganz empört iſt Böttcher. Ich meine, wir machen erſt unſere Arbeit, dann können wir uns immer noch beſchweren. Außerdem hängt vom Adjutanten ſehr die Ernennung zum Offiziersaſpiranten ab. Wenn wir ihm ſein Häuſel ſchön herrichten, iſt das vielleicht die erſte Stufe auf der Leiter zum Offizier. Es war zwar eine verflucht dreckige Arbeit, den gleich dreihäuſigen Lokus des Bauernwirtshauſes in Ordnung zu bringen. „Einzelheiten" will ich mir ſparen. Aber wir waren auch entſprechend ſtolz auf unſere Leiſtung. Der ſehr gefürchtete Bataillonsadjutant kam ſogar perſönlich und ich meldete ihm ſtramm: „Zwei Freiwillige der 3. Kompanie bei Reinigungsdienſt." „Zwei Freiwillige? So hatte ich's eigentlich nicht gemeint, oder hatten Sie ſich zu dieſem Dienſt freiwillig gemeldet?" „Nein, Herr Oberleutnant." „Na, dann macht's auch nichts, es wird Ihnen eine ſchöne Erinnerung fürs Leben ſein." Beſchwert haben wir uns nicht mehr, wir glauben, der Adjutant hat recht.

Mit dieſem Adjutanten haben wir mehr zu tun, als uns lieb iſt. Das Exerzieren, das in der Ruhe beſonders gepflegt wird, behagt uns „Jungen" natürlich wenig, vor allem weil wir es nicht beherrſchen, ſtändig durch Ungewandtheit und Ungeübtheit auffallen und weil uns der friedensmäßige militäriſche Geiſt noch nicht in Fleiſch und Blut übergegangen iſt. Wir meinen ja, daß unſer Kriegsgeiſt genügt, und daß es für ſeine Förderung wenig wichtig iſt, ob wir gute oder ſchlechte Wendungen, Griffe oder Marſchbewegungen machen. Die hohen Vorgeſetzten ſind aber ganz anderer Meinung, und ſo ſtehen wir tagtäglich auf den Wieſen um Peronne und exerzieren wie die Rekruten, um wirkliche Soldaten zu werden.

Geſtern war großes Bataillonsexerzieren. Bataillonsexerzieren im Krieg, an einem naßkalten Wintertag, auf ſteil anſteigenden Stoppeläckern und glitſchigen Rübenfeldern — das macht uns natürlich gar keinen Spaß. Unſere Kompanie ſoll einen im Bau befindlichen Schiffahrtskanal durchqueren, ſteil herunter, ebenſo ſteil wieder hinauf. Bei uns hatte es niemand eilig, auch die Offiziere trotteten gemütlich daher, aber wir hatten nicht mit den ſcharfen Augen des Herrn Adjutanten gerechnet. Schon kam er angepreſcht, ritt mitten in die Schützenlinie hinein, bald den, bald jenen antreibend, manchen beinahe über den Haufen reitend. Selbſt die Zugführer verſchonte ſeine ſcharfe hohe Stimme nicht. „Meine Herren, die Kompanie iſt ja ein Sauhaufen, das iſt ja eine zuchtloſe Räuberbande. Die Kompanie hört auf mein Kommando.“ Und nun ging's los. Hei, wie riß allein ſchon ſeine Kommandoſprache die Kompanie zuſammen. Nach ſolchem Kommando kann ſogar ein Kriegsfreiwilliger ſtramme Griffe machen. Eine Stunde lang hat er die ganze hohe Schule des Kompanieexerzierens mit uns durchgenommen, mit Hinlegen und Angreifen, Dauerlauf und allen Schikanen, bis uns die Zunge heraushing. Dann kam noch ein ſchneidiger Vorbeimarſch am Marktplatz und ein Abſchiedswort: „Wißt ihr jetzt wieder, was Zucht und Ordnung iſt? Nehmt euch zuſammen, ſonſt exerzieren wir täglich miteinander.“

Ich muß ja zugeben, eigentlich hat er recht. Militär bedarf militäriſcher Form, militäriſcher Straffheit, die auf äußerſter Anſpannung des Willens beruht. Erſt dann gibt es auch Befriedigung. Das heute war ja etwas übertrieben und wohl auch als Strafe gemeint. Aber ſicherlich wäre ein ſolches Exerzieren nützlicher für alle. Auch hier gibt erſt die wirkliche Leiſtung Freude. Endlich einmal ſind Alte und Junge in der

Kompanie einig. „Da seht ihr's einmal, wie's aktiv zugegangen ist und was euch alles noch abgeht. Der Oberleutnant ist ja ein scharfer, aber er meint's gut." So die Alten. Und die Jungen widersprachen nicht, unter sich meinten sie sogar, das ist ein feiner Kerl, der muß auch im Ernstfall ein guter Führer sein. Ganz was anderes als unser braver Reserveleutnant, der noch nie jemand ein scharfes Wort gesagt hat, ein behagliches Feuerchen, aber ohne Funken, ohne Flamme, ohne Wärme ist.

Und heute die große Neuigkeit beim Appell! Der Herr Bataillonsadjutant wurde mit der Führerstelle der 1. Kompanie beliehen. Das kann ja lustig werden. Der Feldwebel sagt schon, da könnt ihr euch freuen, jetzt ist's Schluß mit dem Sauhaufen. — Na, wir werden's ja sehen.

Dezember 1914. Unser Leben in der Stellung verläuft sehr gleichmäßig, um nicht zu sagen stumpfsinnig. Es wird ja auf anderen Fronten ähnlich sein, dort hat man aber doch wenigstens einmal ein paar Wochen lang etwas vom Krieg verspürt, und drüben in Rußland muß es ja herrlich sein. Die Strapazen und Gefahren sind sicher erheblich größer als bei uns und eigentlich sollten wir froh und zufrieden sein, daß wir's hier so haben. Das sagen uns die Alten auch fortwährend. „Der Schwindel wird heuer ja doch nimmer gar, der Krieg läuft euch nicht davon. Ihr werdet's schon noch sehen wie's ist, wir kennen's genug, wir können's erwarten." Vielleicht redet man wirklich so, wenn man schon so viel mitgemacht hat. Wir Jungen sind jedenfalls enttäuscht. Krieg ist doch Kampf, Angriff, Sturm, ist der leidenschaftliche Ausdruck der gesammelten Kraft eines ganzen Volkes. Statt dessen sitzen wir in Lehm und Dreck, kämpfen mit dem Regen, verschanzen uns immer mehr, damit die beiden Gegner sich ja nie in die Haare geraten können. Und das nennen wir Krieg, dieses Hindämmern

im Halbdunkel verregneter Wintertage, zusammengespannt mit Menschen, die wir längst in- und auswendig zu kennen glauben, ja die je länger je mehr ihre unangenehmen Eigenschaften zu entwickeln suchen. Gut stehe ich immer mit Böttcher, den sie mit irgendeinem Handwerksburschenausdruck den Gallach (Pfarrer) nennen. Es erfreut uns stets, wenn er so begeistert aus seinem Johannisevangelium vorliest, daß auch wir ganz unkirchlichen und undogmatischen Menschen gepackt werden. Aber er lebt ganz einsam für sich. Braun und ich versuchen oft, ihn wieder mehr mit uns zu verknüpfen, wir bilden uns ein, daß wir noch leidlich frisch und aufnahmefähig sind, seine Seele aber ist wie hinter einem Vorhang, der nur ganz selten von einem überraschenden Windstoß weggeblasen wird.

24. Dezember 1914. Auf Wache in Guillemont, das ist eigentlich ein Geschenk, denn nirgends hat man so Ruhe wie auf der Wachtstube. Der Dienst, alle sechs Stunden zwei Stunden Posten stehen, ist erträglich, ja er hat entschieden etwas von der Poesie des „Steh' ich in finsterer Mitternacht". An ein fernes Lieb habe ich zwar nicht zu denken und bin froh darüber, für solche Romantik ist's im Krieg auch fast zu ernst. Diejenigen, die Frau und Kinder zu Hause haben, beneide ich nicht, am allerwenigsten aber die Leute in der Heimat selbst. Ständig um den Liebsten bangen, ständig den Tod des Ernährers fürchten, selbst dann, wenn es dem ganz gut geht, das muß furchtbar sein. Was wird wirtschaftlich aus all diesen Familien werden, für die die öffentliche Fürsorge eintreten muß, solange das Familienhaupt draußen ist? Wir Jungen haben es schon gut, daß uns solche Sorgen nicht berühren, wir können aber verstehen, daß sie die Stimmung und auch den Mut der älteren Leute beeinflussen.

Es ist ganz schön, wenn man einmal seinen Gedanken nachhängen kann und sich über die Ereignisse Rechenschaft geben darf. Ganz für mich kann ich ja auch aufschreiben, daß mir das Vaterland weit da hinten im Osten viel mehr ist als irgend ein „Lieb", aber laut darf man das unter den Kameraden nicht sagen. Wir sind alle miteinander fast überempfindlich gegen große Worte und große Gefühle und eine gewisse Keuschheit hindert jeden, letzte Dinge im größeren Kreis auszusprechen. Zu zweit, als Posten auf nächtlicher Straße, allein mit einer gleichgestimmten Seele, da geht es eher, und selbst da ist es immer mehr ein Ringen um diese Fragen als etwa ein freudiges Bekennen zum Vaterland, zum Volkstum, zu Gott. Am einfachsten ist immer noch das Bekenntnis zum anständigen Kriegsmann. Ehre und Kameradschaft, Mut und Aufopferungsfähigkeit verlangen wir alle voneinander, und wer dagegen verstößt, schließt sich aus der wahren Kameradschaft aus.

Achtgeben muß man beim Postenstehen. Kürzlich stand ich vor der Wohnung des Regimentskommandeurs, er trat aus dem Hause, ich mache Ehrenbezeigung, so stramm ein Rekrut das kann. „Was sind Sie denn im Zivilberuf?" „Verlagsbuchhändler und Dr. juris." Kurz darauf treibt mich ein furchtbarer Platzregen ins Schilderhaus. Aber rechtzeitig sehe ich noch den Herrn Obersten eiligst zurückkommen. Eben will ich herausstürzen, da winkt er ab und ruft: „Bleiben's drin, Herr Professor!" Er hat etwas Väterliches und wir haben Vertrauen zu ihm.

Joffres „Offensive".

Wir lagen in Ruhe in Allaines, hatten uns in leidlichen Quartieren ganz behaglich eingerichtet, da erwachten wir in der Nacht zum 17. 12. durch merkwürdige Unruhe an der Front. Das Artilleriefeuer war viel stärker,

als wir es gewohnt ſind, ſogar die Fenſterſcheiben klirrten bei uns, zeitweiſe war ſogar das Rollen von Infanteriefeuer zu hören. Nun, der Soldat beunruhigt ſich nicht, ſolange er nicht perſönlich in Mitleidenſchaft gezogen iſt. Wir ſchliefen weiter und führten auch am nächſten Tag unſer Erholungsleben fort, obwohl das Feuer nicht ſchwächer, ſondern immer ſtärker wurde. Gegen Abend ließ der Feldwebel ſagen, wir ſollten uns alarmbereit machen und auf einen längeren Marſch einrichten. Ich habe daraufhin vor allem mein Gepäck ſehr erleichtert. Schnürſchuhe, Zeltſtöcke, Wäſche, Bücher, all das iſt Ballaſt, wenn's in den Krieg geht. Ich habe es im Quartier gut verſteckt und hoffe es das nächſte Mal wieder vorzufinden. Der alarmbereite Soldat ſchläft nicht gut, wir lagen an dieſem Abend unruhig auf unſeren Drahtmatratzen und lauſchten dem unheimlichen Rollen des Artilleriekonzertes. Sollte das das Trommelfeuer ſein, von dem wir neulich als neueſter franzöſiſcher Erfindung in der Zeitung laſen? Da kann's einem ſchon etwas bänglich werden.

Da geht die Türe auf, der Feldwebel iſt's ſelbſt. „Alarm! In zehn Minuten ſteht die Kompanie auf dem Alarmplatz." In ſechs Minuten ſtanden wir abmarſchbereit. „Was wir ſollen", ſagte der Kompanieführer, „weiß ich ſelbſt nicht, das Marſchziel iſt unbekant. Wenn wir einen Gefechtsauftrag bekommen, erwarte ich, daß jeder ſeine Pflicht bis zum äußerſten tut. Dann macht dem Namen „Bayeriſche Löwen", auf den ihr euch ſo viel zugute tut, auch wirklich Ehre. Ohne Tritt — marſch!" Bald ſind wir in einen ganz ſtattlichen Heerwurm eingefädelt, in dem neben Infanterie auch Artillerie, Munitionskolonnen, Sanitätswagen, ja ſogar Feldgeiſtliche zu ſehen waren. Ein ganz kriegsmäßiges Bild, wie wir's bisher nicht erlebt haben. In Combles

gibt's Nachtquartier in eiskalten, kahlen Zimmern. Hier sind wir der Schießerei schon erheblich näher, sehr verlockend klingt's gerade nicht. Gegen Morgen wird's ruhiger. Wir erfahren, daß wir Armeereserve sind und bereitgehalten werden, um einen französischen Durchbruchsversuch rechts von unserer üblichen Stellung abzuwehren. Die Franzosen seien dort in einzelne Gräben eingedrungen. Na, das wird so schlimm nicht sein, das werden wir wohl leisten können. Einstweilen ist's aber hier in Combles ganz gemütlich. Da, kaum haben wir Kaffee gefaßt: „Alarm! Sofort abrücken." Also den Kaffee in die Feldflasche und los.

An diesen Marsch werde ich noch lange denken. Heute geht's ganz kriegsmäßig. Die Straße wird bald verlassen, weil sie bei Tage eingesehen ist, und querfeldein geht's, über Stoppeln, Rübenäcker und völlig aufgeweichte Feldwege. Auch der erleichterte Muckel drückt noch, ich schwitze wie im heißesten Sommer, Regenböen wechseln mit trockenen Windstößen, die Füße fangen an, wund zu werden, die ersten Marschkranken bleiben hinter der Kompanie zurück. Freilich, einreißen läßt das der Oberleutnant nicht, ein Vize wird diesem Marodetrupp als Aufsicht beigegeben. Jetzt nur nicht schlapp werden. Soll die Haut an den Fersen weggehen! Wenn ich nachhinke, bleibt sie ja auch nicht dran und ich habe zum Schaden noch das Gefühl verletzter Pflicht und den Spott der Kameraden. Vorn auf der Höhe winkt endlich unser vorläufiges Marschziel Bazentin. Dort können wir in ein paar halbzerschossenen Stadeln wenigstens untertreten und einigermaßen geschützt die prachtvolle Konservenfleischsuppe genießen, die die Feldküche zu Ehren des heutigen Tages gekocht hat. Schorsch, der rundliche, jederzeit bei Fleischnot schlachtreife Kompaniekoch, strahlt, als ob er selbst ein Verdienst daran hätte. Wir warten den ganzen Nachmittag auf weitere Befehle und erholen uns

dabei von der Schinderei des Marſches. Das trockene Hemd, daheim im Quartier, wäre jetzt ein rechtes Feſt. So kriechen wir zu dritt in den engen Hühnerſtall und wärmen uns gegenſeitig. Am Abend werden Quartiere angewieſen, uns wird ein ſchöner Dachboden mit Stroh zuteil. Gerade will der letzte durch die Bodenluke verſchwinden, da erwiſcht ihn noch der Kompaniemelder am Bein: „Die Kompanie rückt ſofort ab.“ „Bluatſauerei, ein ſolcher Krampf. Perlicko-Perlacko macht der Raſchperl im Jahrmarktttheater, wir klettern rauf auf die Leiter, runter von der Leiter. Wiſſen denn die hohen Herren, die uns da herumſprengen, gar nicht, was ſie wollen? Der Bluatskrieg, wenn der ganze Schwindel bloß einmal gar würde.“ Stundenlang können die „Bayeriſchen Löwen“ ſo weitergrollen.

Wir marſchieren nach Martinpuich, eine halbe Stunde weiter, aber nicht näher an der Front. In der Dorfſtraße erwartete uns der Kommandierende General der Badener, der berühmte einſtige Generalquartiermeiſter von Stein, und bewährte ſich auch hier als vorzüglicher Pſychologe, genau wie in ſeinen Kriegstelegrammen. „Ich heiße meine lieben Bayern herzlich willkommen und entbiete zum Empfang jedem einen halben Liter Bier.“ Nun war alle Not und aller Aerger vergeſſen. „Da kennt man's gleich, wer ein Herz hat für die Mannſchaft. Das iſt ein zünftiger Offizier, wenn ſ' nur alle ſo wären. Aber da muß man zwei Tag marſchieren bis zu den Badenern, damit man ein Bier kriegt, das doch uns Bayern von Rechts wegen zuerſt zukommt.“ So redet der Kolbeck Dammerl (Thomas), der neulich um ein Haar ins Loch geflogen wäre, weil's in Peronne ſo viel Bier gab, daß es ſogar ſeinem niederbayeriſchen Durſt zuviel wurde. „Du, Dammerl, ſei ſchön ſtad, wenn dich der Oberleutnant hört, könnt' er auf den Gedanken kommen, daß du von neulich noch zuviel haſt, und könnt'

ähnlich ungeschickt dastünden, mögen ihm nicht helfen. Auch wir haben einen Zorn auf ihn und können ja selbst noch kaum mit dem Handwerkszeug umgehen. Um 2 Uhr läßt er, trotz der schlechten Leistung, einrücken, er hat Sehnsucht nach Ruhe und Wärme.

Auf dem Heimmarsch geht neben mir unser Zugführer. Wir nennen ihn unter uns den Bauernvize, weil er „aus dem Volk" stammt, etwas rauhe Umgangsformen hat, mit den Unteroffizieren auf Du steht, kurz unseren gesellschaftlichen Vorstellungen von einem Vizefeldwebel nicht genügt. Er fragt mich: „Na, wie gefällt's Ihnen jetzt bei der Kompanie? Sind Sie eingewöhnt und haben Sie sich mit der alten Mannschaft ordentlich zusammengerauft?" „Jawohl, Herr Feldwebel. Die meisten von den Alten sind ja brave Leute, und heute nacht waren sie nur deshalb nicht brav, weil sie sich falsch behandelt fühlten. Wenn man's so macht, arbeiten wir noch unsere ganze Zeit als Unterstützungskompanie an dem Graben." „Seien Sie vorsichtig und warten Sie bis morgen mit Ihrem vorschnellen Urteil. Morgen habe ich die Aufsicht allein."

In der nächsten Nacht war die Kompanie wie ausgewechselt. Der Feldwebel verkündete beim Abmarsch: „Wir arbeiten so lang, bis der Graben im gewachsenen Boden durchgehend 1,50 Meter tief ist. Jede Gruppe übernimmt einen Abschnitt und ist für ihn verantwortlich. Fertige Gruppen können nach Meldung bei mir abrücken." Hei, ging an diesem Abend die Arbeit flott vonstatten, selbst die Gruppenführer griffen mit zu. Unser Daniel klagte mit Recht. „Wie soll ich fertig werden, wenn ich nur zwei Bauern in der Gruppe habe und fünf Gelehrte, von denen keiner auch nur recht weiß, wie man den feuchten Letten vom Spaten bringt. Ich sag ihnen allweil, schmeiß das Kout umi, und mach's ihnen vor, aber die haben ja nicht einmal ein Hand-

gelenk. Da stehen sie und kratzen den Dreck mit den Fingern vom Spaten und werfen ihn mit den Händen hinaus." Oh, armer Daniel, ich fürchte, die meisten von uns wissen noch immer nicht recht, in welcher Richtung „umi" liegt, denn die Feinheiten der bayerischen Mundart, zumal der Arbeitssprache, gehen uns erst langsam auf. Die Kraftsprüche und Schimpfwörter haben wir uns rascher angeeignet. Man hat ja auch mehr Gelegenheit, sie zu hören und anzuwenden. So kam also unser Daniel zu der wohlverdienten Ehre eines Vorarbeiters und unsere Alten wurden richtige Akkordarbeiter, die noch einen Teil unserer Aufgabe mitübernehmen mußten, da doch keine Gruppe später als die anderen einrücken wollte. Um 11 Uhr war der Auftrag erfüllt, der Graben 1,50 Meter, mit Erdaufwurf sogar 1,80 Meter tief. Alle hatten ihr Bestes gegeben, waren mit sich zufrieden, hatten nützliche Arbeit geleistet und dementsprechend war die Stimmung. Wenn aber noch einmal einer „Bauernvize" sagt, kriegt er's mit mir zu tun.

Im Ruhequartier. Dieser Tage kam der Kanzleischreiber vom Feldwebel in unser Bauernhaus und forderte: Die Freiwilligen Böttcher und Lehmann sollen sich auf der Schreibstube melden. „Was ist denn los?" „Weiß ich's, werdet's schon seh'n." Also umgeschnallt und los. „Zur Stelle." Der Feldwebel betrachtet uns kritisch von oben bis unten, als ob er einen Extraappell mit uns abhalten möchte. Dann fragt er: „Haben Sie schon einmal eine Latrine gereinigt?" „Nein, Herr Feldwebel" (hat er wieder eine Gelegenheit gefunden, um den Jungen eins auszuwischen und ihnen den „Bildungsdünkel" auszutreiben?). „Das ist gut, dann können Sie's jetzt lernen. Der Bataillonsstab hat zwei Mann Arbeitsdienst angefordert, weil alles verstopft ist. Besorgen Sie sich zwei Stangen und melden Sie sich beim Bataillonsschreiber. Wegtreten!" „So eine Gemeinheit

von diesem Kerl, wir beschweren uns beim Kompanieführer oder gleich beim Bataillonsadjutanten. Dazu sind wir nicht freiwillig ins Feld, damit man uns als Latrinenreiniger beschäftigt." Ganz empört ist Böttcher. Ich meine, wir machen erst unsere Arbeit, dann können wir uns immer noch beschweren. Außerdem hängt vom Adjutanten sehr die Ernennung zum Offiziersaspiranten ab. Wenn wir ihm sein Häusel schön herrichten, ist das vielleicht die erste Stufe auf der Leiter zum Offizier. Es war zwar eine verflucht dreckige Arbeit, den gleich dreihäusigen Lokus des Bauernwirtshauses in Ordnung zu bringen. „Einzelheiten" will ich mir sparen. Aber wir waren auch entsprechend stolz auf unsere Leistung. Der sehr gefürchtete Bataillonsadjutant kam sogar persönlich und ich meldete ihm stramm: „Zwei Freiwillige der 3. Kompanie bei Reinigungsdienst." „Zwei Freiwillige? So hatte ich's eigentlich nicht gemeint, oder hatten Sie sich zu diesem Dienst freiwillig gemeldet?" „Nein, Herr Oberleutnant." „Na, dann macht's auch nichts, es wird Ihnen eine schöne Erinnerung fürs Leben sein." Beschwert haben wir uns nicht mehr, wir glauben, der Adjutant hat recht.

Mit diesem Adjutanten haben wir mehr zu tun, als uns lieb ist. Das Exerzieren, das in der Ruhe besonders gepflegt wird, behagt uns „Jungen" natürlich wenig, vor allem weil wir es nicht beherrschen, ständig durch Ungewandtheit und Ungeübtheit auffallen und weil uns der friedensmäßige militärische Geist noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wir meinen ja, daß unser Kriegsgeist genügt, und daß es für seine Förderung wenig wichtig ist, ob wir gute oder schlechte Wendungen, Griffe oder Marschbewegungen machen. Die hohen Vorgesetzten sind aber ganz anderer Meinung, und so stehen wir tagtäglich auf den Wiesen um Peronne und exerzieren wie die Rekruten, um wirkliche Soldaten zu werden.

Geſtern war großes Bataillonsexerzieren. Bataillonsexerzieren im Krieg, an einem naßkalten Wintertag, auf ſteil anſteigenden Stoppeläckern und glitſchigen Rübenfeldern — das macht uns natürlich gar keinen Spaß. Unſere Kompanie ſoll einen im Bau befindlichen Schiffahrtskanal durchqueren, ſteil herunter, ebenſo ſteil wieder hinauf. Bei uns hatte es niemand eilig, auch die Offiziere trotteten gemütlich daher, aber wir hatten nicht mit den ſcharfen Augen des Herrn Adjutanten gerechnet. Schon kam er angepreſcht, ritt mitten in die Schützenlinie hinein, bald den, bald jenen antreibend, manchen beinahe über den Haufen reitend. Selbſt die Zugführer verſchonte ſeine ſcharfe hohe Stimme nicht. „Meine Herren, die Kompanie iſt ja ein Sauhaufen, das iſt ja eine zuchtloſe Räuberbande. Die Kompanie hört auf mein Kommando.“ Und nun ging's los. Hei, wie riß allein ſchon ſeine Kommandoſprache die Kompanie zuſammen. Nach ſolchem Kommando kann ſogar ein Kriegsfreiwilliger ſtramme Griffe machen. Eine Stunde lang hat er die ganze hohe Schule des Kompanieexerzierens mit uns durchgenommen, mit Hinlegen und Angreifen, Dauerlauf und allen Schikanen, bis uns die Zunge heraushing. Dann kam noch ein ſchneidiger Vorbeimarſch am Marktplatz und ein Abſchiedswort: „Wißt ihr jetzt wieder, was Zucht und Ordnung iſt? Nehmt euch zuſammen, ſonſt exerzieren wir täglich miteinander.“

Ich muß ja zugeben, eigentlich hat er recht. Militär bedarf militäriſcher Form, militäriſcher Straffheit, die auf äußerſter Anſpannung des Willens beruht. Erſt dann gibt es auch Befriedigung. Das heute war ja etwas übertrieben und wohl auch als Strafe gemeint. Aber ſicherlich wäre ein ſolches Exerzieren nützlicher für alle. Auch hier gibt erſt die wirkliche Leiſtung Freude. Endlich einmal ſind Alte und Junge in der

Kompanie einig. „Da seht ihr's einmal, wie's aktiv zugegangen ist und was euch alles noch abgeht. Der Oberleutnant ist ja ein scharfer, aber er meint's gut." So die Alten. Und die Jungen widersprachen nicht, unter sich meinten sie sogar, das ist ein feiner Kerl, der muß auch im Ernstfall ein guter Führer sein. Ganz was anderes als unser braver Reserveleutnant, der noch nie jemand ein scharfes Wort gesagt hat, ein behagliches Feuerchen, aber ohne Funken, ohne Flamme, ohne Wärme ist.

Und heute die große Neuigkeit beim Appell! Der Herr Bataillonsadjutant wurde mit der Führerstelle der 1. Kompanie beliehen. Das kann ja lustig werden. Der Feldwebel sagt schon, da könnt ihr euch freuen, jetzt ist's Schluß mit dem Sauhaufen. — Na, wir werden's ja sehen.

Dezember 1914. Unser Leben in der Stellung verläuft sehr gleichmäßig, um nicht zu sagen stumpfsinnig. Es wird ja auf anderen Fronten ähnlich sein, dort hat man aber doch wenigstens einmal ein paar Wochen lang etwas vom Krieg verspürt, und drüben in Rußland muß es ja herrlich sein. Die Strapazen und Gefahren sind sicher erheblich größer als bei uns und eigentlich sollten wir froh und zufrieden sein, daß wir's hier so haben. Das sagen uns die Alten auch fortwährend. „Der Schwindel wird heuer ja doch nimmer gar, der Krieg läuft euch nicht davon. Ihr werdet's schon noch sehen wie's ist, wir kennen's genug, wir können's erwarten." Vielleicht redet man wirklich so, wenn man schon so viel mitgemacht hat. Wir Jungen sind jedenfalls enttäuscht. Krieg ist doch Kampf, Angriff, Sturm, ist der leidenschaftliche Ausdruck der gesammelten Kraft eines ganzen Volkes. Statt dessen sitzen wir in Lehm und Dreck, kämpfen mit dem Regen, verschanzen uns immer mehr, damit die beiden Gegner sich ja nie in die Haare geraten können. Und das nennen wir Krieg, dieses Hindämmern

im Halbdunkel verregneter Wintertage, zusammengespannt mit Menschen, die wir längst in- und auswendig zu kennen glauben, ja die je länger je mehr ihre unangenehmen Eigenschaften zu entwickeln suchen. Gut stehe ich immer mit Böttcher, den sie mit irgendeinem Handwerksburschenausdruck den Gallach (Pfarrer) nennen. Es erfreut uns stets, wenn er so begeistert aus seinem Johannisevangelium vorliest, daß auch wir ganz unkirchlichen und undogmatischen Menschen gepackt werden. Aber er lebt ganz einsam für sich. Braun und ich versuchen oft, ihn wieder mehr mit uns zu verknüpfen, wir bilden uns ein, daß wir noch leidlich frisch und aufnahmefähig sind, seine Seele aber ist wie hinter einem Vorhang, der nur ganz selten von einem überraschenden Windstoß weggeblasen wird.

24. Dezember 1914. Auf Wache in Guillemont, das ist eigentlich ein Geschenk, denn nirgends hat man so Ruhe wie auf der Wachtstube. Der Dienst, alle sechs Stunden zwei Stunden Posten stehen, ist erträglich, ja er hat entschieden etwas von der Poesie des „Steh' ich in finsterer Mitternacht". An ein fernes Lieb habe ich zwar nicht zu denken und bin froh darüber, für solche Romantik ist's im Krieg auch fast zu ernst. Diejenigen, die Frau und Kinder zu Hause haben, beneide ich nicht, am allerwenigsten aber die Leute in der Heimat selbst. Ständig um den Liebsten bangen, ständig den Tod des Ernährers fürchten, selbst dann, wenn es dem ganz gut geht, das muß furchtbar sein. Was wird wirtschaftlich aus all diesen Familien werden, für die die öffentliche Fürsorge eintreten muß, solange das Familienhaupt draußen ist? Wir Jungen haben es schon gut, daß uns solche Sorgen nicht berühren, wir können aber verstehen, daß sie die Stimmung und auch den Mut der älteren Leute beeinflussen.

Es ist ganz schön, wenn man einmal seinen Gedanken nachhängen kann und sich über die Ereignisse Rechenschaft geben darf. Ganz für mich kann ich ja auch aufschreiben, daß mir das Vaterland weit da hinten im Osten viel mehr ist als irgend ein „Lieb", aber laut darf man das unter den Kameraden nicht sagen. Wir sind alle miteinander fast überempfindlich gegen große Worte und große Gefühle und eine gewisse Keuschheit hindert jeden, letzte Dinge im größeren Kreis auszusprechen. Zu zweit, als Posten auf nächtlicher Straße, allein mit einer gleichgestimmten Seele, da geht es eher, und selbst da ist es immer mehr ein Ringen um diese Fragen als etwa ein freudiges Bekennen zum Vaterland, zum Volkstum, zu Gott. Am einfachsten ist immer noch das Bekenntnis zum anständigen Kriegsmann. Ehre und Kameradschaft, Mut und Aufopferungsfähigkeit verlangen wir alle voneinander, und wer dagegen verstößt, schließt sich aus der wahren Kameradschaft aus.

Achtgeben muß man beim Postenstehen. Kürzlich stand ich vor der Wohnung des Regimentskommandeurs, er trat aus dem Hause, ich mache Ehrenbezeigung, so stramm ein Rekrut das kann. „Was sind Sie denn im Zivilberuf?" „Verlagsbuchhändler und Dr. juris." Kurz darauf treibt mich ein furchtbarer Platzregen ins Schilderhaus. Aber rechtzeitig sehe ich noch den Herrn Obersten eiligst zurückkommen. Eben will ich herausstürzen, da winkt er ab und ruft: „Bleiben's drin, Herr Professor!" Er hat etwas Väterliches und wir haben Vertrauen zu ihm.

Joffres „Offensive".

Wir lagen in Ruhe in Allaines, hatten uns in leidlichen Quartieren ganz behaglich eingerichtet, da erwachten wir in der Nacht zum 17. 12. durch merkwürdige Unruhe an der Front. Das Artilleriefeuer war viel stärker,

als wir es gewohnt ſind, ſogar die Fenſterſcheiben klirrten bei uns, zeitweiſe war ſogar das Rollen von Infanteriefeuer zu hören. Nun, der Soldat beunruhigt ſich nicht, ſolange er nicht perſönlich in Mitleidenſchaft gezogen iſt. Wir ſchliefen weiter und führten auch am nächſten Tag unſer Erholungsleben fort, obwohl das Feuer nicht ſchwächer, ſondern immer ſtärker wurde. Gegen Abend ließ der Feldwebel ſagen, wir ſollten uns alarmbereit machen und auf einen längeren Marſch einrichten. Ich habe daraufhin vor allem mein Gepäck ſehr erleichtert. Schnürſchuhe, Zeltſtöcke, Wäſche, Bücher, all das iſt Ballaſt, wenn's in den Krieg geht. Ich habe es im Quartier gut verſteckt und hoffe es das nächſte Mal wieder vorzufinden. Der alarmbereite Soldat ſchläft nicht gut, wir lagen an dieſem Abend unruhig auf unſeren Drahtmatratzen und lauſchten dem unheimlichen Rollen des Artilleriekonzertes. Sollte das das Trommelfeuer ſein, von dem wir neulich als neueſter franzöſiſcher Erfindung in der Zeitung laſen? Da kann's einem ſchon etwas bänglich werden.

Da geht die Türe auf, der Feldwebel iſt's ſelbſt. „Alarm! In zehn Minuten ſteht die Kompanie auf dem Alarmplatz." In ſechs Minuten ſtanden wir abmarſchbereit. „Was wir ſollen", ſagte der Kompanieführer, „weiß ich ſelbſt nicht, das Marſchziel iſt unbekant. Wenn wir einen Gefechtsauftrag bekommen, erwarte ich, daß jeder ſeine Pflicht bis zum äußerſten tut. Dann macht dem Namen „Bayeriſche Löwen", auf den ihr euch ſo viel zugute tut, auch wirklich Ehre. Ohne Tritt — marſch!" Bald ſind wir in einen ganz ſtattlichen Heerwurm eingefädelt, in dem neben Infanterie auch Artillerie, Munitionskolonnen, Sanitätswagen, ja ſogar Feldgeiſtliche zu ſehen waren. Ein ganz kriegsmäßiges Bild, wie wir's bisher nicht erlebt haben. In Combles

gibt's Nachtquartier in eiskalten, kahlen Zimmern. Hier sind wir der Schießerei schon erheblich näher, sehr verlockend klingt's gerade nicht. Gegen Morgen wird's ruhiger. Wir erfahren, daß wir Armeereserve sind und bereitgehalten werden, um einen französischen Durchbruchsversuch rechts von unserer üblichen Stellung abzuwehren. Die Franzosen seien dort in einzelne Gräben eingedrungen. Na, das wird so schlimm nicht sein, das werden wir wohl leisten können. Einstweilen ist's aber hier in Combles ganz gemütlich. Da, kaum haben wir Kaffee gefaßt: „Alarm! Sofort abrücken." Also den Kaffee in die Feldflasche und los.

An diesen Marsch werde ich noch lange denken. Heute geht's ganz kriegsmäßig. Die Straße wird bald verlassen, weil sie bei Tage eingesehen ist, und querfeldein geht's, über Stoppeln, Rübenäcker und völlig aufgeweichte Feldwege. Auch der erleichterte Muckel drückt noch, ich schwitze wie im heißesten Sommer, Regenböen wechseln mit trockenen Windstößen, die Füße fangen an, wund zu werden, die ersten Marschkranken bleiben hinter der Kompanie zurück. Freilich, einreißen läßt das der Oberleutnant nicht, ein Vize wird diesem Marodetrupp als Aufsicht beigegeben. Jetzt nur nicht schlapp werden. Soll die Haut an den Fersen weggehen! Wenn ich nachhinke, bleibt sie ja auch nicht dran und ich habe zum Schaden noch das Gefühl verletzter Pflicht und den Spott der Kameraden. Vorn auf der Höhe winkt endlich unser vorläufiges Marschziel Bazentin. Dort können wir in ein paar halbzerschossenen Stadeln wenigstens untertreten und einigermaßen geschützt die prachtvolle Konservenfleischsuppe genießen, die die Feldküche zu Ehren des heutigen Tages gekocht hat. Schorsch, der rundliche, jederzeit bei Fleischnot schlachtreife Kompaniekoch, strahlt, als ob er selbst ein Verdienst daran hätte. Wir warten den ganzen Nachmittag auf weitere Befehle und erholen uns

dabei von der Schinderei des Marſches. Das trockene Hemd, daheim im Quartier, wäre jetzt ein rechtes Feſt. So kriechen wir zu dritt in den engen Hühnerſtall und wärmen uns gegenſeitig. Am Abend werden Quartiere angewieſen, uns wird ein ſchöner Dachboden mit Stroh zuteil. Gerade will der letzte durch die Bodenluke verſchwinden, da erwiſcht ihn noch der Kompaniemelder am Bein: „Die Kompanie rückt ſofort ab.“ „Bluatſauerei, ein ſolcher Krampf. Perlicko-Perlacko macht der Raſchperl im Jahrmarkttheater, wir klettern rauf auf die Leiter, runter von der Leiter. Wiſſen denn die hohen Herren, die uns da herumſprengen, gar nicht, was ſie wollen? Der Bluatskrieg, wenn der ganze Schwindel bloß einmal gar würde.“ Stundenlang können die „Bayeriſchen Löwen“ ſo weitergrollen.

Wir marſchieren nach Martinpuich, eine halbe Stunde weiter, aber nicht näher an der Front. In der Dorfſtraße erwartete uns der Kommandierende General der Badener, der berühmte einſtige Generalquartiermeiſter von Stein, und bewährte ſich auch hier als vorzüglicher Pſychologe, genau wie in ſeinen Kriegstelegrammen. „Ich heiße meine lieben Bayern herzlich willkommen und entbiete zum Empfang jedem einen halben Liter Bier.“ Nun war alle Not und aller Aerger vergeſſen. „Da kennt man's gleich, wer ein Herz hat für die Mannſchaft. Das iſt ein zünftiger Offizier, wenn ſ' nur alle ſo wären. Aber da muß man zwei Tag marſchieren bis zu den Badenern, damit man ein Bier kriegt, das doch uns Bayern von Rechts wegen zuerſt zukommt.“ So redet der Kolbeck Dammerl (Thomas), der neulich um ein Haar ins Loch geflogen wäre, weil's in Peronne ſo viel Bier gab, daß es ſogar ſeinem niederbayeriſchen Durſt zuviel wurde. „Du, Dammerl, ſei ſchön ſtad, wenn dich der Oberleutnant hört, könnt' er auf den Gedanken kommen, daß du von neulich noch zuviel haſt, und könnt'

dir's Bier ganz verbieten. Und der General v. Stein ist überhaupt ein geborener Bayer, drum hat er uns ja auch seine liaben Bayern geheißen." Unter solchen gemütlichen Gesprächen schliefen wir ein, am Morgen marschierten wir hinüber in unseren eigenen Abschnitt, wo wir in den nächsten Tagen noch mehrmals nutzlos alarmiert wurden. Jetzt ist's wieder ruhig, so daß wir heute abend ein bißchen Weihnachten feiern wollen.

Weihnacht 1914.

28. 12. Es war natürlich wie immer beim Militär. Gerade waren wir von der Wache abgelöst und hatten unsere Quartiere recht sauber in Ordnung gebracht, da kam der Befehl: „1. Kompanie sofort abrücken." Die Antwort der 1. Kompanie habe ich eine Seite weiter oben schon einmal ziemlich wörtlich angeführt. „Von oben nach unten und kreuzweis können s' uns, nicht einmal am Heiligen Abend gibt's eine Ruh', warum muß gerade die 1. Kompanie für so einen Krampf herhalten?" Unser Oberleutnant versteht's auch hier wieder. Er sagt, es sei eine marokkanische Division in Anmarsch gemeldet, es werde ja ein Latrinengerücht sein, jedenfalls dürfe die 1. Kompanie stolz sein auf das Vertrauen, das man in sie setze. „Gehts, Leut', machts keine so traurigen Gesichter. So eine Christnacht habt ihr noch nie erlebt, denkt an daheim und wie schön das Weihnachten 1915 daheim sein wird." Der Marsch durch die prächtige, klare Frostnacht war wunderschön feierlich und fast friedlich. Kein Schuß fiel, Freund und Feind hielten in Ehrfurcht den Atem an und horchten in die Stille, ob sie nicht irgendwo die Botschaft des Kindes vernehmen möchten — Frieden auf Erden. Die Unterstützungsunterstände im Bayernhölzl, die wir diese Nacht bezogen, sind viel besser ausgebaut als die vorn in der Stellung. Es war aber so

eiskalt, daß kaum einer geschlafen hat. Unsere Gedanken gingen hinüber in die Heimat, die sicher heute besonders herzlich unser gedachte, zum heimischen Christbaum oder zur Mette im Dorfkirchlein, in dem so manches schlichte Gebet für uns hier draußen gesprochen werden wird. Baum und Lieder fehlten uns gar nicht, die Stimmung war auch so da und sie wäre leicht zu gefühlvoll geworden, wenn man ihr durch Aussprechen Ausdruck gegeben hätte. Nur nicht voreinander weich werden! Der Weihnachtsmorgen ging in strahlender Schönheit auf. In klirrendem Frost machten wir uns auf den Weg in die eigentlichen Feiertagsquartiere in Peronne. Weit kamen wir freilich nicht. Nach 3 Kilometern erreichte uns der Befehl: „Kehrt marsch!" und wir verbrachten sehr ärgerlich über unser Pech eine weitere Nacht in Guillemont. Erst am Mittag des zweiten Weihnachtstages sind wir schließlich in Peronne gelandet.

Die Schilderung unserer Weihnachtsfeier gehört eigentlich hier nicht recht her. Die Feier der Gruppe war sehr schön, zumal wir Freiwilligen so reichliche Gaben bekommen hatten, daß wir mit vollen Händen schenken konnten. Die andern haben das dankbar angenommen, so daß eine wirklich herzliche Stimmung zustande kam. Die Kompaniefeier war nicht recht nach meinem Geschmack, weil es mir immer auf die Nerven geht, wenn die Leute sentimental werden. Wenn diese sonst so rauhen und derben Bauern, Knechte und Arbeiter anfangen, ihre schmalzigen Lieder vom Almarausch, vom Wendelstein, von Ludwig II. zu singen, sind sie wie verwandelt. Es steht ihnen einfach nicht, so rührselig zu sein. Schön ist dagegen, das Bataillon beim Feldgottesdienst zu sehen. Das sind nicht nur angelernte Kultübungen, das ist der starke Ausdruck einer religiösen Ueberzeugung, die sich sicher bei vielen nicht in dem primitiven Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit erschöpft. Es ist doch bei vielen ein

warmer Glauben, ein gläubiges Vertrauen, in Gottes Hand zu ſtehen, ein Vertrauen, das auch ihr ſoldatiſches Handeln beeinfluſſen wird. All das erſcheint zunächſt ohne konfeſſionelle Gebundenheit, die überhaupt nur in den getrennten Gottesdienſten zum Ausdruck kommt. Glaube und Aberglaube gehen vielfach ineinander über; wo hört z. B. bei geweihten Medaillen, die viele um den Hals tragen, der Glaube auf, wo beginnt der Aberglaube? Selbſt ſolche Skeptiker wie Wolker drücken ſich nicht vom Kirchgang. Er hat mir kürzlich in einer ſtillen Poſtenſtunde im Bayernhölzel einmal auseinandergeſetzt: „Wir Sozialiſten wehren uns dagegen, daß die Pfaffen auf ihrem Gott eine Weltherrſchaft über freie Menſchen errichten wollen. Aber wie ſollte man Gott leugnen oder gar ſpöttiſch von ihm reden, wenn man all das hier draußen erlebt."

Neujahr 1915. Das neue Jahr haben wir vorn in der Stellung begangen. Es gab nicht einmal die tolle Schießerei, die ich erwartet hatte. Die Leute waren mit ihren Gedanken und Wünſchen doch mehr in der Heimat und in der Zukunft als in der Gegenwart des Schützengrabens. Noch vor keinem Jahresbeginn ſind wir ſo voll Spannung geſtanden, noch kein Jahr hatte ſolch ſchreckliche Geheimniſſe wie dieſes 1915 verhüllt. Wo haben je Männer zwiſchen 20 und 30 am Silveſterabend in die Zukunft gelauſcht, um zu erfahren, ob ſie wohl dies nächſte Jahr überleben würden?

Im „Pfui-Teifi-Graben".

In Peronne, Januar 1915. Endlich hat der neue Graben, den wir rechts vorwärts vom Bayernhölzl im Dezember angelegt haben, auch einen Namen. Er lautet, zwar nicht gerade ſchön, aber ſehr treffend: „Pfui-Teifi-Graben". Und das kam ſo:

Der Januar war hier in Frankreich kein Eismond, ſondern ein ausgeſprochener Regenmond. Die Waſſerlöcher, die wir in den Gräben angelegt hatten, waren längſt gefüllt, das Waſſer lief in Strömen über die undurchläſſige Lehmunterlage und zerweichte ſie gründlich. So war beſonders das letztemal das Ablöſen bei Nacht ſchon eine ſehr ſchwierige Sache. Von oben goß es in Strömen, der Graben war nur noch Brei, die Wände fingen an, einzuſtürzen, überall blieb man kleben, ſchon in der erſten Nacht waren wir völlig durchnäßt. Na, wir haben ja Unterſtände, in denen es trocken iſt und in denen man, wenigſtens bei Nacht, ein behagliches Feuerchen anzünden kann. Wir ſind nämlich immer noch große Träumer, die ſich alles ſo vorſtellen, wie ſie es gerne hätten. In Wirklichkeit iſt das Strohlager feucht, alles iſt mit naſſem Lehm beſchmiert, den man mit den Füßen trotz ſorgfältiger Reinigung immer wieder mit hereinſchleppt. Das Brennholz iſt ſo naß, daß es zwar abſcheulich raucht, aber nicht brennt und nicht heizt. Durch die Decke läßt der ſonſt ſo undurchläſſige Lehm gerade ſo viel Waſſer durch, daß jedem in ſchöner Regelmäßigkeit ein ſteter Tropfen ins Geſicht oder ſonſt wohin fällt, wo er ihn ärgert. Eine Nacht kann man ja ſo zubringen, es wäre nicht die erſte, in der wir nicht trocken geworden wären und gefroren hätten. Aber der Regen hielt tatſächlich 26 Stunden lang an.

Eine Böe nach der andern kam vom nahen Weſtmeer herangezogen, entledigte ſich über uns ihres feuchten Inhalts und zog erleichtert weiter. Das Waſſer im Graben ſtieg. Längſt waren die alten Waſſerlöcher nicht mehr zu ſehen, und ſo verſank man immer wieder plötzlich mit einem Bein in einer ſolchen Grube. Kommt da ein junger Leutnant von hinten, der ſich wohl in ſeiner neuen Uniform zeigen will. Die Fluten gehen ihm ſchon faſt bis zum Rand des Stiefelſchafts, aber er ſteigt tapfer

weiter mit einem faſt knabenhaften Vergnügen. So iſt er ſicher noch vor wenig Jahren daheim voll Behagen durch die Pfützen geplantſcht. Fünf Schritte von meinem Poſtenſtand tut er plötzlich einen großen Platſcher. Er iſt mit beiden Beinen in eine ſolche Fallgrube geraten und ſteht bis zu den Rockſchößen im Waſſer. „Verdammte Schweinerei, warum machen Sie hier keine Holzroſte auf die Waſſerlöcher?“ Daniel ſteht gerade vor dem Unterſtand und fühlt ſich angeredet. „Weil die Holzroſte auf dem Waſſer ſchwimmen, Herr Leitnant; die ſind ſchon vor drei Tagen den Berg runtergeſchwommen. Bald ſich die Sintflut verlaufen hat, tragen wir ſie wieder herauf.“ Der Leutnant ſpürt die Unbotmäßigkeit der Antwort, aber was ſoll er dem alten Reſerviſten ſagen, der ihm anſieht, daß ſich ſeine Autorität nur auf zwei Monate Frontdienſt ſtützen kann. Das Anſehen der Achſelſtücke allein iſt vorbei. Der Mann gilt, nicht der Rock. Das weiß der kleine Leutnant auch und geht wie ein wirklich begoſſener Pudel ſeinen Kanalweg weiter.

Aber ſolche Gelegenheiten zum Lachen oder wenigſtens Lächeln ſind ſelten. Das Waſſer ſteigt, es ſtrömt in die ebenerdigen Unterſtände, es fließt die Stufen in den wenigen vorhandenen Stollen hinunter, es ſickert in ſtattlichen Bächlein durch die Decke der Unterſtände, es nagt an Schützenauftritten und Grabenwänden, es überzieht alles mit einer lehmigen, ſchleimig-klebrigen Kruſte und — mittendrin ſind wir. Glücklich, wer nur bis zum Knie naß iſt, den allermeiſten iſt mindeſtens auch der Hoſenboden naß geworden. Die Mäntel ſind von Lehm und Waſſer ſchwer und unbequem, die Gewehre ſind beſchmiert, bald iſt die Mündung verſtopft, bald das Schloß verklebt, ſo daß wir ihnen Badehoſen aus Sandſackſtoff um das Schloß legen. Bei Nacht verſuchten wir durch Ausſchöpfen mit Eimern an langen Stangen des Waſſers Herr zu werden, ſelbſt eine Feuerſpritze wurde

zum Auspumpen herangezogen. All das half nicht viel, denn die Seen, die so vor der Stellung entstanden, flossen doch wieder in den Graben ab. Es war unsere Rettung, daß der Regen in der zweiten Nacht aufhörte. Der ersehnte Frost blieb allerdings aus, so daß wir weitere drei Tage in Dreck und Nässe aushalten mußten.

Nachts, im Unterstand, unterhielten wir uns, ob der Kampf gegen Wasser und Lehm auch zu den Heldentaten gehört, von denen man nach dem Krieg (wann mag das wohl sein?) reden darf. Ich meine, wenn wir nichts Besseres zu erzählen haben, dann werden die Kameraden von Flandern und Polen uns auslachen, denn sie haben das auch auszuhalten und daneben noch wirklich Krieg zu führen. „Darauf kommt's gar nicht an", meint Böttcher, „jeder muß leisten, was von ihm verlangt wird. Wenn wir unsere Pflicht tun und wenn wir es fertigbringen, sie freudig zu tun, wenn wir uns von all den Widerwärtigkeiten nicht unterkriegen lassen, dann können wir ruhig auch davon erzählen. Dann sind wir so gut Soldaten wie die andern. Vielleicht reden später die Geschichtsschreiber einmal vom „stillen Heldentum an der Westfront". Es kommt doch nicht auf die Größe der Leistung an, sondern auf den Geist und den Willen, der dahintersteht. Und da kann man unseren Leuten wirklich keinen Vorwurf machen. Man sieht's ja, wie sich kaum einer krank meldet, obwohl jeder irgendein Leiden hat, das das Auskurieren nötig hätte. Schnupfen, Bronchialkatarrh, Fieber, Rheumatismus, alles ist vertreten und doch will keiner schwach sein und jeder aushalten. Du, alter Heide, kennst das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ja natürlich nicht mehr. Der Herr des Weinbergs entlohnt am Schluß der Arbeit alle Arbeiter gleich, ohne Rücksicht darauf, ob sie kurz oder lang gearbeitet haben. Er schätzt sie alle gleich ob ihrer Arbeit an seinem Weinberg. Die Kirche sagt, er tue das aus Gnade. Für

uns hier hat die Geſchichte noch einen andern Sinn. Die Heimat muß uns gleich lieben und achten, ob wir nun mit der Waffe oder mit dem Spaten im Weinberg des Vaterlands mitgearbeitet haben, ob wir bei Saarburg und Lihons oder nur bei Maricourt und Montauban dabei waren. Aber unſere Pflicht müſſen wir tun."

O dieſe Theologen! Ganz ſo heldenhaft, wie Böttcher uns anſieht, ſind wir nun freilich nicht geweſen. Am vierten Tag waren 70 Mann vom Bataillon im Krankenrevier im Bereitſchaftsdorf, wo ſie mit den bekannten militäriſchen Hausmitteln Aſpirin und Rizinus wirkſam geheilt wurden. Freilich, die größte Heilwirkung hat dabei der Wunſch, in Peronne die Freuden der Ziviliſation zu koſten. Das kann man aber nur, wenn man geſundgeſchrieben iſt.

In und bei Peronne.

Der Marſch nach Peronne zurück war ſehr unangenehm. Erſt mußten wir nach der Ablöſung noch vier Stunden in einer offenen, zugigen Halle im Bereitſchaftsdorf herumſtehen, dann kam der Marſch, der an unſere aufgeweichten Füße große Anforderungen ſtellte und durch die regennaſſen und ſchweren Kleider noch weiter erſchwert wurde. So ähnlich muß das Heer von Kaiſer Rotbart lobeſam durch die Wüſte gezogen ſein: „Drum blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück." Dieſe fünf Tage waren vor allem den Freiwilligen etwas zuviel geworden, die abgehärteten Bauernfüße, die auch ohne Strümpfe und Fußlappen gehen konnten, hielten es beſſer aus.

Wenn man als „wackerer Feldgrauer" aus dem Pfui-Teifi-Graben kommt und wehe Füße hat, iſt man natürlich juſt in der rechten Verfaſſung, zwei Tage ſpäter als „ſchmucker Krieger" zur Kaiſerparade anzutreten. Warum

muß der Kaiſer ausgerechnet jetzt Geburtstag haben? Und wenn ſchon. Warum müſſen wir dieſen Tag durch eine Parade feiern? Das nennen wir „Krampf“ und „Zwirn“. Selbſt unſer ſonſt ſo vernünftiger „Hanſl“, wie der Kompanieführer jetzt allgemein heißt, hat dabei von ſeiner Beliebtheit eingebüßt. Früh um 4 Uhr ſind wir in Peronne eingerückt, bis um 11 Uhr hat die Kompanie tadellos gereinigt auf dem Appellplatz zu ſtehen. Wie ſollen die Kleider überhaupt nur ſo trocken werden, daß man ſie ausbürſten kann? Aber das iſt gleich. Befehl iſt Befehl, wahrſcheinlich kommt er von einem löblichen Stab, der die fünf letzten Tage ſchön im warmen Zimmer geſeſſen iſt. Und wenn unſeren Hanſl der Reinlichkeitsteufel reitet, dann iſt nicht mit ihm zu ſpaſſen. Alſo iſt von 7 Uhr an die Kompanie in fieberhafter Tätigkeit. Wir haben in der Gruppe Arbeitsteilung beſchloſſen. Die Alten übernehmen die Kleider, vor allem die troſtloſen Mäntel, die Jungen Waffen und Stiefel. Stiefelputzen kann auch ein Gelehrter, behauptet Daniel, und Gewehrreinigen haben wir ja ſogar in der Kaſerne gelernt. Dann kam der Appell, bei dem unſere Gruppe leidlich abſchnitt. Vielen anderen aber ging's ſchlecht. „Wegen ſaumäßigem Antreten zwei Stunden Strafexerzieren.“ Die Jungen waren faſt alle dabei. Sie ſind ſchon in der Stellung ſchmutziger geworden, weil ſie überall anſtreifen und hinfallen, und vom Kleiderreinigen hat ſie bisher Mutter oder Hausfrau bewahrt. Zum Exerzieren gehört ſelbſtverſtändlich fleißiges Hinlegen, ſo daß für die armen Kerle dann das Reinigen nochmal beginnt. Dazwiſchen muß natürlich noch Parademarſch geübt werden, ſonſt gibt's morgen einen großen Sauhaufen, aber keine tadelloſe Kompanie. Hat es aber denn wirklich Sinn, wegen einer ſolchen Sache die Leute zu quälen und zu ärgern? Solchen Paradedrill ſehen wir als lächerlich und überflüſſig an. Drill iſt gewiß gut und

nützlich, wir haben uns gelegentlich ganz gern von unſerm Hanſl drillen laſſen, aber man muß doch auch den richtigen Augenblick erwiſchen. Wenn aber jeder eigentlich ſchlafen müßte, alles ſich nach Wärme, Licht, Trockenheit und Behagen ſehnt, ſogar noch nach Anerkennung für recht ſchwierige und unangenehme Leiſtungen in der Stellung verlangt, dann ſollte man der Truppe dieſen Gefallen tun.

Der Vorbeimarſch ſelbſt hat uns ja allen wieder Freude gemacht. Wir fühlten uns ſo recht als ſtramme Soldaten, der prächtige Regimentsparademarſch riß nicht nur die Beine in die Höhe, ſondern ließ jeden Mann wachſen, ſeine Augen leuchten, und der Regimentskommandeur müßte wenig von ſeinen Leuten verſtehen, wenn er nicht mit uns zufrieden wäre. Freilich, der Paradeſchritt war nicht einwandfrei, jedoch Richtung und Abſtand, für die die alte Mannſchaft ſorgte, waren ſchon recht ordentlich, in der Blickwendung aber zeigte ſich, daß in allen ſoldatiſcher Geiſt und guter Wille, das Beſte zu geben, lebendig ſind. Das muß der Kommandeur ſo gut geſpürt haben, wie jeder von uns. Das Freibier nach der Parade ließ die Stimmung dann raſch noch höher ſteigen. Freilich, Betrunkenheit iſt ſtreng verboten. Der Hanſl hat's eigens betont: „Trinken könnt ihr, ſo viel ihr zahlen könnt, aber wer Krach macht oder im Dienſt ſchlapp iſt, der wird eingeſperrt und kriegt ſo viel Arbeitsdienſt, daß er raſch nüchtern wird."

Wir Freiwilligen wiſſen ja etwas edlere Genüſſe in Peronne zu finden. Da iſt vor allem die Badeanſtalt mit richtigen Badewannen. Das iſt ſchon etwas anderes als die Badeanſtalt in der Zuckerfabrik von Guillemont. Dort iſt's nämlich ſo. Ein großer Bottich, in dem wohl ſonſt die Rübenſchnitzel gekocht wurden, wird 1 Meter hoch mit warmem Waſſer gefüllt. Dann werden 30 bis 50 Mann, ſo wie ſie Gott geſchaffen hat, hinein-

getrieben und dürfen ſich waſchen. Schmierſeife gibt's dazu auf Staatskoſten. Die Witze, die dabei fallen, will ich der Nachwelt lieber nicht überliefern, ſie ſind freilich nur derb, nie zotig. Daß in einer ſo zuſammengewürfelten Geſellſchaft auch immer einige Schweinigel ſind, iſt ja klar, aber ſie kommen nicht hoch. Ihre beſte Zeit iſt abends, vor dem Einſchlafen. Meiſt läßt man ſie eine oder zwei ihrer gepfefferten Geſchichten erzählen. Dann kommt irgendeine Stimme aus der Finſternis: „Jetzt haſt du uns wieder einmal gezeigt, daß du eine Mordsſau biſt, jetzt gib Ruh', wir glauben's dir ſchon, daß du ſo einer biſt." Nie wirken ſolche Geſchichten aufreizend und anſteckend, man ſpürt deutlich, wie der Erzähler innerlich allein bleibt und kein wirkliches Echo findet. Und das iſt gut ſo. Auch in ſolchen Dingen muß eine Truppe auf Zucht halten.

Frauen gibt's ohnehin nicht mehr viel, vorn in den Ruhedörfern ſind nur alte und abſtoßende, hier in der Stadt halten ſie ſich ſehr zurück, mindeſtens für den, der ſie nicht ſucht. Um ſo erſtaunter war ich, als am letzten Abend der Neumayer Michel zu mir kam und ſagte: „Du, Dokter, leih mir einmal deinen Gummimantel." Ich bin nämlich der einzige in der Kompanie, der einen ſolchen Luxusgegenſtand beſitzt.

„Was brauchſt du Bazi meinen Mantel, es regnet ja gar nicht?"

„Ja, weißt du's denn noch nicht? Draußen bei den letzten Häuſern, da gibt's jetzt Madeln für die Soldateln. Grad war ich dort und hab am Fenſter geklopft. Da iſt eine gekommen, hat mich angeſchaut und hat geſagt: „Offizier? Soldat nix." Alſo nicht fein genug iſt ihnen der Michel, und da hab i mir denkt, kommſt halt als Offizier. Wenn i deinen Mantel anhab, Dokter, dann halt ſie mi ſicher für an Offizier und laßt mi ein.

Dann iſt's ſchon gwonnen, bald i drin bin, krieg i mei Sach ſchon. Alſo tu ihn her, deinen Mantel."

„Nein, mein lieber Spezi, den kriegſt du nicht. Wo käme ich da hin, wenn die ganze Kompanie in meinem Mantel zum Kammerfenſterln geht? Dann erzählt jeder, heut iſt der Doktor ſchon wieder bei den franzöſiſchen Menſchern geweſen, da komm ich in einen feinen Ruf. Und überhaupt, ſonſt biſt du der erſte, der auf die Offiziere ſchimpft, wie die ſich's wohl ſein laſſen, indes der brave Michel ſich das Koppel enger ſchnallt und ſchön ſittſam auf ſeinem Strohlager ſchläft. Du wirſt doch nicht bloß aus Neid ſchimpfen und es ſelber ſo machen, ſobald du nur kannſt. Ich helf dir dazu nicht."

Betrübt zieht er ab. Ich habe nie wieder etwas von jenem Haus gehört.

Aber ich bin ganz abgekommen von den feineren Peronner Genüſſen. Ich nenne vor allem das Wirtshaus, hier in Frankreich darf man es ruhig Reſtaurant nennen. Es liegt am Marktplatz und war ſicher einmal der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Wir lieben es, weil man hier von richtigen Tellern eſſen kann, mit Beſtecken, die nicht zum Zuſammenklappen eingerichtet ſind, ſogar Tiſchtücher gibt es, und man ſitzt auf wirklichen Stühlen. Suppe gibt's, in der nicht ſchon das ganze Mittageſſen fertig herumſchwimmt, ſondern nur einige feine Gemüſe, dazu gibt's leichtes, feines Weißbrot ohne Gasentwicklung, Braten mit gebackenen Kartoffeln, alles Dinge, die ſich unſere Küche, die für Maſſen arbeitet, nicht leiſten kann. Zum Schluß kann man noch Kaffee haben, mit etwas dünnem, ſchwindſüchtigem Kuchen. Vor allem, man iſt einmal wieder Einzelmenſch, kann ſelbſt auswählen, ſelbſt entſcheiden. Man braucht das Eſſen nicht zu holen, man braucht das Geſchirr nicht zu ſpülen, herrliche Unabhängigkeit. Und ſchließlich gibt's noch einen Bummel, nicht im Gleichſchritt, ſondern ſchlenderndes-

weiſe, zu dritt am liebſten, um die Stadt herum mit ihren roten Feſtungswerken älteſter Bauart, in die ſchöne, ganz deutſch wirkende Kathedrale oder zum Beſuch alter Kameraden bei einer der anderen Kompanien. Diesmal haben wir freilich von all dieſen Schönheiten nur wenig gehabt, der Dienſt, der Gamaſchendienſt in des Wortes ſchlimmſter Bedeutung, hat uns faſt ganz beanſprucht.

Noch einen einſchneidenden Befehl darf ich nicht vergeſſen: „Zur Kaiſerparade müſſen alle Mannſchaften raſiert ſein, die Kriegsbärte verſchwinden.“ So habe ich auch dieſes Opfer auf dem Altar des Vaterlands gebracht. Es iſt ſchade um meinen ſchönen, feuerroten Vollbart, der mir ein ſo ehrwürdiges, kriegeriſches Ausſehen verſchafft hat. Wir kommen uns ganz verändert vor, jugendlicher und leiſtungsfähiger, und das iſt gut ſo. Hoffentlich haben wir die Regenzeit jetzt hinter uns. Heute iſt wenigſtens Froſt, das wird den Vormarſch heute abend erleichtern.

Wie die Alten vielfach denken, zeigen ganz gut die beiden Briefe Daniels, die er an meine Leute zu Hauſe geſchrieben hat. Ich bekam ſie heute geſchickt und ſchreibe ſie buchſtäblich ab.

„Beronne, den 10. 1. 15.

Wehrte Familie Dr. Lehmann!

Indem daß wir jetzt auf 5 Tage zurück ſind u. es uns ganz gut ergehen laſſen, ſo bin ich als Gruppenführer von Eueren Sohn gerne bereit Euch ein kleines Briefchen zu ſchreiben als Dank für die Gaben welche Ihr Eueren Sohn ſchickt und er als guter, braven mutwilligen Soldat in der Gruppe verteilt, um uns gute Stunden zu bereiten. Am 29. Dez. Abens nahm er eine Kiſte und wir muhsten ein kleines Weihnachtsfeier, wo es ſehr ſhön und was mich jedesmal freut, daß allerwei ruhig abgeht. In der Gruppe ſind 6 Freiwillige, ein Reſerviſt

und ein Landwehrmann und ich bin als Reſerviſt Gefrt. am 8. Auguſt ſchon in die Frunt gekommen. Man hat ja was zum mitmachen 6 junge Männer, aber man muß halt immer auf unſere Rekrutenzeit denken den kein gelernter iſt noch nicht vom Himmel gekommen. Nun wir haben allerwei ſchlechtes Wetter, alle Tage Regen. Dreck im Schützengraben wie man ſich gar nicht denken kann. Aber den Mut darf man nicht verlieren, denn allerwei wird dies nicht dauern. Ich und die ganze Gruppe will ſich bei Euch in dieſem Brief mit größter Freude bedanken. Gruß und die beſten Wünſche zur Geſundheit von einem unbekannten Krieger auf dem Felde."

„Beronne, den 20. 1. 15.

Wehrter Herr Dr. Lehmann! Indem daß ich von Ihnen ein Paket erhalten habe ſo möchte ich mir gleich brieflich beſtens tan. Ich laß mir die Cigarren gut ſchmecken und von Franzoſen nicht erſchrecken. aber heute abend gehts wieder in die Stellung und da freuen wir uns ſhon wieder, denn geſtern hats den ganzen Tag Shnee geſchmihſen und da ſchauts wieder ganz nett aus aber aushalten tun wir. gehts wie es will, die Hauptſache iſt das Glück von lieben Gott aus das Leben zu erhalten, aber ſonſt gar nichts. Und jetzt mit der Krankheit von den Truppen wird immer ärger. Aber die Zeitungen ſchreiben bei den Franzoſen werden die Kranken ſchlecht behandelt, aber von den unſern ſingt niemand was. Von meiner Gruppe hat ſich ein Freiwilliger krank gemeldet, vor drei Tag, alſo den habens liegen laſſen bis heute, denn in den Revieren herrſcht ein Sauſtall erſter Klaſſe. Die Kranken liegen im Zimmer hinten und vorn gegenüber der Türe, nicht geheizt und geſtern das ganze Regiment durchgangen zum Impfen, ja da kann ein Kranker geſund werden? Ich glaub kaum. und wie die Aerzte mit den Leuten umgehen, grauſam, dann

trügt ſich ein Arzt nach dem andern nach Hauſe und von den Offizieren da kann ich auch ſchreiben den 2 Jahre aktiv da kennt man den Schwindl durch und durch. 1. jeder Off. hat das Eiſerne Kreuz und warum? da kann mancher keine Antwort geben. 2. Nicht ein älterer Off. iſt mehr dabei in der Frunt. die Aktiv zum beſſern geſchriben haben, ſondern lauter junge Off. die ſich noch ſteifen auf Beförderung und dann trügt ſich jeder. Alſo ich ſhreibe es Ihnen bloß wegen einer kleinen Ueberſicht von den Truppenteilen. Weil die Zeitungen ſo leicht alles nehmen. Nun will ich es beſchließen und hoffe daß Euch die ganze Familie der Brief eines unbekannten Krieger geſund antrifft. Viel Grüße aus Frankreich."

So kann eben nur ein „Alter" jammern. Daß keine aktiven Offiziere in der Front ſind, iſt jedenfalls ein „Schwindel". Es gibt ſo viele, daß die neubeförderten vielfach zu anderen Truppenteilen abkommandiert werden. Uebrigens ſind ja auch die aktiven Soldaten ſchon weniger geworden „an der Frunt". Unſer Hanſl hat ſelbſt mit dazu beigetragen. Er hat alle jüngeren Leute von der Schreibſtube, Küche, Gefechtsbagage uſw. in die Front verſetzt und an ihre Stelle die älteſten Landwehrleute geſtellt. So ſind wir in der Gruppe auch unſern „fünfköpfigen" Familienvater los geworden und haben außer Wolker lauter Junge. Zwei ſind erſt mit dem letzten Erſatz herausgekommen, denen gegenüber fühlen wir uns ſehr als Alte. Daniel hat uns ſogar gelobt, daß wir ihnen ſo ein gutes Beiſpiel geben. Daniels zweiter Brief iſt ſo gereizt, weil Vater in ſeinem Dankbrief geſchrieben hatte, er hoffe, daß es bald vorwärts gehe. Er hätte ſchreiben müſſen, ich hoffe, daß der Schwindel bald zu Ende iſt. „Dein Vater", ſagte Daniel zu mir, „iſt der nämliche Krampfbruder wie du." Wie ſoll man das einem erklären, der kein altbayeriſcher Soldat iſt? Krampfbruder iſt nahe verwandt mit Spruchbeutel,

also einer, der schöne Worte macht, statt zu schimpfen, einer, der sich bemüht, die Dinge von der guten und nicht von der schlechten Seite zu sehen, insbesondere einer, in dessen Wortschatz irgendwelche gehobenen Wörter vorkommen, wie Vaterland, Feldgraue, Wacht am Rhein usw. Als schlimmste Krampfbrüder gelten die Zeitungsschreiber, die von Berufs wegen alles in rosigem Licht sehen und schildern müssen. So hat ein gutgemeinter Bericht des Dichters Ganghofer in der Zeitung bei vielen große Erbitterung hervorgerufen. Statt zu schildern, „wie die wackeren Feldgrauen das Vaterland verteidigen", hätte er erzählen müssen, wie sie im feuchten Lehm allmählich versinken, wie sie ihre kärgliche Verpflegung (Reissuppe mit zähem Kuhfleisch) durch diesen Dreck vorschleppen, wie sie nur vom Frieden und nicht vom Krieg sprechen, kurzum „die Wahrheit". Daß diese Wahrheit auch nur eine halbe Wahrheit ist, daß wir Jungen fast ausnahmslos ganz anders denken, das sehen die Alten nicht ein. Wir wollen uns den großen Gedanken, der uns freiwillig herausgetrieben hat, nicht verkümmern und beschmutzen lassen. Wir wollen ihn trotz Dreck und Wasser rein bewahren und wir schämen uns immer, wenn wir wieder einmal schwach geworden sind und mitgeschimpft und gejammert haben.

Longueval. April 1915. Ueber zwei Monate ist's her, daß ich das letztemal Tagebuch geschrieben habe. Die lange Pause erklärt sich sehr einfach: Wir haben wenig Neues erlebt. Das ewige Einerlei von Regen und Lehm, von Schanzen und Trägerdienst, von ermüdenden Märschen nach Peronne und wieder zurück eignet sich wirklich nicht zur Schilderung. Im Februar und März sind wir sehr fleißig gewesen. Wir haben die ganze Stellung um 100—150 Meter vorgeschoben, wie es scheint, um an dieser Stelle einen besseren Ausgangspunkt für einen nachdrücklichen Angriff auf Maricourt zu haben. Das

lieſt ſich ganz einfach, aber leider läßt ſich ein Graben nicht vorſchieben, ſondern er muß vorgegraben werden. Zu dem neuen Stellungsgraben gehören neue Wohngräben, neue Verbindungen nach rückwärts, neue Unterſtände, alſo unendlich viel Grabarbeit und entſprechend viel Trägerdienſt. Man hat ja doch aus den Erfahrungen der erſten Monate gelernt, und ſo haben wir nun eine ausgezeichnete Stellung geſchaffen.

Das Schönſte war, daß es in den erſten Märztagen anfing, Frühling zu werden. Schon mitten im Winter hatte ich im Bayernhölzl Haſelnußkätzchen in Maſſe gefunden. Freilich die Kameraden mit der hohen Schulbildung vom Gymnaſium oder gar von der Univerſität wollten das nicht gelten laſſen. Sie hatten ja noch nie im Leben daran gedacht, daß Haſelnüſſe auch blühen könnten, und wollten darum auch meine naturwiſſenſchaftliche Ueberlegenheit nicht wahr haben. So behielt ich dieſen Frühlingsboten wie ſo manchen anderen einſtweilen für mich. Erſt die erſten warmen ſonnigen Tage machten es allen klar, daß ſich der Winter dem Ende zuneige, und daß die allerſchlimmſte Zeit vorüber ſei. Wir krochen aus unſeren feuchten Löchern hervor, hängten unſere Mäntel und Torniſter hinter dem Abhang an die Bäume, im „Malerwinkel" konnte man auf einer Holzbank außerhalb des Grabens ſitzen und ſich die Sonne auf den Winterpelz ſcheinen laſſen. Die Tage wurden länger, die Poſtenzeit um ſo kürzer und auch die ſchlimmſte Finſternis der Nächte war gebrochen. Noch nie hat einer von uns allen den Frühling ſo als Befreier aus niederdrückender, kalter Nacht und Freudloſigkeit, als jugendfriſchen Freudenbringer, als Verkünder einer neuen Lebensluſt empfunden wie wir in dieſen Märztagen. Faſt vier Monate hat uns die Sonne gemieden, haben trübe Regenwolken uns das Leben nur immer grau in grau gezeigt. Unſer kahles Bayernhölzl

verwandelte ſich in einen Frühlingswald. Schneeglöckchen, Veilchen, Leberblumen ſproßten und blühten und zeugten überall für das wiedererwachende Leben. Allmählich begannen auch die Bäume zu grünen, Schmetterlinge und Käfer kamen hervor, über all dieſen Eindrücken aber ſtand die Sonne, die älteſte, beſte Freundin der Menſchen.

Wir Soldaten aber — wir mußten aus den jungen friſchen Zweigen Faſchinen ſchneiden, um die Grabenwände zu halten. Die Schützenſtände ſind alle mit Brettern verſchalt und durch Stahlſchutzblenden geſichert, eine zuſammenhängende, tiefe Regenrinne entwäſſert den Graben in einem Zug, ein tiefes und dichtes Drahthindernis ſchützt die Stellung vor überraſchenden Angriffen. Die Unterſtände entſtanden durch Ausſchachten von tiefen Gruben, die dann mit ſtarken, gewölbten Eiſenwellblechdächern gedeckt wurden. Die ſind waſſerundurchläſſig, der Artillerieſchutz wird durch zwei bis drei Meter mächtige Erdaufwürfe auf dieſe Eiſendächer erreicht. Statt der verfaulten Strohlager gibt es drinnen Drahtmatratzen, auf denen man ſauber, trocken und leidlich weich liegt.

Das nächtliche Eſſenholen hat aufgehört. In den Trümmern des Bereitſchaftsdorfes ſind feſte Feldküchen eingebaut, die von vorn durch Laufgräben in 20 Minuten zu erreichen ſind. So können wir nun auch mittags verpflegt werden und brauchen nicht nachts den Schlangenfraß gleich für 24 Stunden auf einmal zu uns zu nehmen. Abends gibt es ſogar noch ein Abendeſſen, Tee oder Kakao mit Käſe, Wurſt oder Speck, gelegentlich auch mit „Mamalad", die ſich aber nur geringer Beliebtheit erfreut. „Was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht", iſt ein ſehr gut beobachteter Satz. Dieſem Fruchtbrei ſieht er nicht an, aus was er gemacht iſt, es konnten ja auch Abfälle verarbeitet ſein. Und außerdem ſind

Süßigkeiten eines rechten Mannes unwürdig, der ißt nur Fleiſch und Wurſt und fühlt ſich hintergangen, wenn er etwas anderes bekommt.

Unſere Stellung kann ſich alſo jetzt ſehen laſſen, wir haben ſie wirklich tadellos hergerichtet für unſere Nachfolger. Kaum war alles fix und fertig, da wurden wir einen Regimentsabſchnitt weiter rechts verſchoben, hinüber zu den Badenern, die wir ſchon ſeit der Weihnachtsoffenſive kennen. Hier geht die Arbeit natürlich wieder neu an, denn die Stellung iſt noch ganz nach alten Grundſätzen gebaut. Bei dieſer Gelegenheit mußten wir auch von Peronne Abſchied nehmen. Unſer Ruhedorf Longueval liegt nur eine gute halbe Stunde von der Stellung entfernt, wir ſparen alſo die blutſauren Märſche und verzichten dafür ganz gern auf Wirtshaus und Wannenbad.

Der Hanſl iſt wahrſcheinlich ganz froh, daß er ſeine Kompanie den Verſuchungen der „Großſtadt" entrückt weiß. Sein weitherziger Standpunkt den Biertrinkern gegenüber hat ſich leider nicht bewährt. Schon im Februar mußten fünf Mann wegen völliger Betrunkenheit eingeſperrt werden, der Kompanie wurde der perſönliche Einkauf von Bier überhaupt verboten. Nun ſollten die armen Bayern mit dem wenigen der Kompanie zuſtehenden Bier auskommen. Dabei gab's zahlloſe Gelegenheiten, ſich in Artillerie- oder Trainkantinen den Ueberbedarf zu kaufen. Was nützen Verbote, wenn man ſie nicht überwachen kann? So kam es, daß bei einem der immer etwas gehäſſigen feldmarſchmäßigen Appelle einige Reſerviſten recht deutlich unter Alkohol ſtanden und ſich demgemäß heiter und ungezwungen benahmen. Da auch die Sauberkeit ihrer Uniformen zu Klagen Anlaß bot, verdonnerte ſie der Feldwebel, der „koa guater net is", mit anderen zuſammen zu Strafexerzieren. Da kam er aber an die Unrechten. „Wir alten Leut', 2 Jahre

ſind wir aktiv geweſen und 7 Monate ſtehen wir im Feld, wir ſollen ſtrafexerzieren? Fallt uns gar net ein. Da müßt' uns ſchon ein anderer etwas befehlen als der windige Kreuzbauer, wir gehn ins Quartier." Der Feldwebel läßt in die Quartiere wegtreten. Eine Viertelſtunde ſpäter rennt ſein Schreiber herum: In 5 Minuten ſteht die Kompanie feldmarſchmäßig auf dem Appellplatz. Der Feldwebel läßt im offenen Viereck antreten, der Oberleutnant erſcheint mit bitterernſtem Geſicht, eine Zornfalte auf der Stirn.

„Stillgeſtanden." Kein Gruß. „Rührt euch! Gruppenführer nachſehen, ob alle Gewehre ungeladen ſind."

Dann lieſt er die Kriegsartikel vor, mit erhobener Stimme den, der vom Ungehorſam unter Gewehr und vor verſammelter Mannſchaft handelt. Die drei Mann müſſen vortreten, Gepäck und Waffen abgeben und werden von einer Gruppe mit aufgepflanztem Seitengewehr ſofort abgeführt. „Es tut mir leid, daß die Kompanie mir das angetan hat, wahrſcheinlich um mir zu zeigen, daß ich ſie bisher zu gut behandelt habe. Ich kann auch anders. Stillgeſtanden. Mit Gruppen rechts ſchwenkt, marſch! Richtung der Exerzierplatz." Da haben wir dann in den ſinkenden Abend hinein noch eine Gefechtsübung abgehalten. Die alte Mannſchaft war furchtbar erbittert, ich freute mich an dem goldenen Abendhimmel und den Umriſſen einer vor mir feindwärts marſchierenden Kompanie, die wie ein Landsknechtfähnlein der Sonne nachzog.

Nachher gab's im Quartier große Auseinanderſetzungen. Die Hauptſchreier hatten natürlich Oberwaſſer. „Wir ſind doch keine Rekruten, ſondern g'ſtandene Leute, die was geleiſtet haben. Freilich, in der Stellung, da dürfen wir den Kopf hinhalten und ſchanzen und Trägerdienſt machen, und hinten, da laſſen's einem auch keine Ruh'. Ein Bayer braucht einmal ſein Bier,

ſchon gar bei der ſchlechten Koſt, und da hat kein Offizier ein Recht, uns was dreinzureden. Wir hätten gedacht, der unſere wär ein biſſel beſſer als die andern, aber er iſt genau derſelbe Zwirner (Gamaſchenknopf). So ein Hund, hetzt uns auf d' Nacht noch draußen herum, bloß weil ein paar über den Durſt getrunken haben." In dem Ton ſchreit alles im Quartier durcheinander.

„Iſt denn da wirklich keiner, der auch ein Wort für unſern Hanſl redet? Geſchickt hab ich das ja auch nicht gefunden, wie er's heut' gemacht hat. Er iſt es halt von der Friedenszeit her gewöhnt, mit Rekruten zu reden und nicht mit Frontſoldaten. Aber hat er nicht ſchließlich ein Recht gehabt, einmal wild zu werden? Müſſen wir die drei größten Kammel von der Kompanie in Schutz nehmen, weil ſie im Suff den Gehorſam verweigern? Wenn jeder tun darf, was er mag, dann iſt morgen der Krieg aus und verloren, weil alles heimläuft. Ordnung und Zucht muß ſein, das hab' ich gerade von der alten Mannſchaft gelernt. Soll's heut' auf einmal nicht mehr gelten?"

„Was kann denn ich dafür, daß der Simmerl und der Aliſi zuviel geſoffen haben?" brummt der Schweinſteiger.

„Daß du auch deine Freud dran gehabt haſt, daß die drei ſo aufdraht haben."

„Und dann der Oberleutnant. Wißt ihr's nimmer, wie's unter den früheren Kompanieführern war? Gute Leute, die haben uns nichts getan. Aber haben ſie etwas für uns getan? Wenn da der Feldwebel am Dorfeingang geſagt hat: „Das Quartier vom Herrn Kompanieführer iſt da und da", dann ſind ſie auf und davon, und wir haben ſchauen können, was der Kreuzbauer für uns ausgeſucht hat. Der Hanſl aber ſagt: Das will ich gar nicht wiſſen, Feldwebel, zeigen Sie zunächſt die Quartiere vom 3. Zug. Die früheren Reſerveleutnants waren zufrieden, wenn ihnen der Putzer

einen Feldkeſſel extra Gebratenes von der Küche mitgebracht hat. Ich gönn's ihnen, man kann nicht für alle braten. Der Hanſl läßt ſich das auch ſchmecken, aber er ſchaut auch, was wir haben, ob wir's warm heraufkriegen, ob man's nicht beſſer zubereiten kann. Iſt das alles nichts? Iſt einer deshalb ein Hund, weil er unzünftig wird, wenn die Kompanie ihm das alles mit Zuchtloſigkeit dankt?"

Es ſagt keiner „du Ruſſeng'ſicht, halt's Maul", ſie hören zu und das Schimpfen wird ruhiger. Die Leute haben ein feines Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit und ſpüren deutlich, daß ihr hemmungsloſes Schimpfen dem Führer Unrecht tat. Das war der Abſchied von Peronne. Hanſls Zorn war am nächſten Tag verraucht, freilich ſeine Beliebtheit hat bei manchen in der Kompanie etwas gelitten. Und die Liebe des freien Mannes braucht der militäriſche Befehlshaber ſo nötig wie der Fürſt, und mit Furcht und Schrecken kann man im Krieg noch weniger regieren als im Frieden. Natürlich, es muß jeder wiſſen, daß Pflichtverletzung und Gehorſamsverweigerung mit ſehr harten Strafen geahndet werden. Das iſt ſchon nötig, um ſchwachen Charakteren das Davonlaufen zu verleiden. Wichtiger aber iſt die freie Liebe zum Führer und das Vertrauen zu ſeiner Tüchtigkeit und Gerechtigkeit. Es wird für den Führer nicht immer leicht ſein, in ſolchen Fällen richtig zu entſcheiden.

Unſere Ausſichten, Offizier zu werden, ſind übrigens ganz gering. In der Heimat ſcheint es allerdings anders zu ſein. Da kann man als ungedienter Landſturm nach ſechswöchentlicher Ausbildung in einem Offizierkurs Vize werden und dann Vorgeſetzter von Leuten, die 4—8 Monate im Feld ſtehen und nicht einmal die Gefreitenknöpfe erworben haben, dafür aber ſo „dumm" waren, ſich freiwillig zu melden. So etwas iſt eine ſinnloſe und verletzende Ungerechtigkeit.

Minenkrieg.

Vor Metz. Mai 1915. Seit wir hier die Nachbarn der Badener geworden sind und auf der Höhe 110 liegen, haben wir eine neue Art des Krieges kennengelernt, den Minenkrieg. Wir sitzen gewissermaßen auf dem Pulverfaß, beide Parteien. Wer zuerst die Lunte anlegen kann, hat gewonnen, der andere macht eine Himmelfahrt, die bestenfalls in der Gefangenschaft endigt. Im Augenblick der Sprengung, keine Minute zu früh und keine zu spät, muß der entstehende Trichter besetzt werden, er bedeutet dann eine erfreuliche Stellungsverbesserung oder einen Zankapfel zwischen beiden Parteien, der viel Kraft und Blut kostet, ohne es immer wert zu sein. Wer angefangen hat, wissen wir nicht, wir haben nur von unseren Vorgängern zwei halbfertige Minenstollen übernommen und die etwas beunruhigende Mitteilung, daß auch die Franzosen gegen unsere Stellung zwei Stollen vortreiben, sei es, um unsere abzuquetschen oder unsere Stellung zu sprengen. Gelänge ihnen dies, dann könnten sie in unsere Stellung eindringen und von dort aus ziemlich weit rückwärts Einblick bekommen, den wir ihnen jetzt noch verwehren. Der Boden ist günstig, weiche Kreide, die sich leicht ausbrechen und befördern läßt, die freilich auch sorgfältig versteckt werden muß. Sonst verrät ihr weißes Leuchten alles, denn die Gräben selbst stecken noch im Lehm.

Die Arbeit des Minierens, um die wir nicht neidisch sind, wird von den Pionieren besorgt. Wir schleppen bloß Stollenbretter und Sandsäcke bei und verstauen die mit Erde und Steinen gefüllten Säcke dann weiter hinten im Gelände. Jeden Mittag, während der Arbeitspause, wird sorgfältig gehorcht, ob von den Franzosen etwas zu hören ist. Anfangs waren die Angaben

unſicher, jetzt behaupten unſere Pioniere aber ganz beſtimmt, die Franzoſen ſeien zwar über unſerem Stollen, ſo daß ſie ihn nicht abquetſchen können, aber ſo nahe unſerer Stellung, daß ſie in einigen Tagen an das Sprengen unſerer Stellung gehen können. Wir ſeien drüben aber ungefähr ebenſo weit. Seit drei Tagen wird bei uns fieberhaft gearbeitet. Stündlich wird abgelöſt, damit ſtändig mit friſchen Kräften gearbeitet werden kann. Der Stollen iſt feindwärts nur noch ganz niedrig, um Arbeit zu ſparen, man kann nur noch mühſam kriechen, wie die Pioniere erzählen, die ſich uns gegenüber freilich auch ſehr wichtig vorkommen. Die Unterſtände, die in der Nähe der angeblichen franzöſiſchen Stollen liegen, ſind geräumt, größte Aufmerkſamkeit iſt befohlen. Die beiden Stellungen ſind nur etwa 30 Meter voneinander entfernt. Jede Partei kann alſo leicht beim Gegner einbrechen, wenn die Sprengung erfolgt. Wir ſind alle etwas aufgeregt, denn ſolche unbeſtimmten Ereigniſſe lieben wir nicht. Der Soldat möchte Klarheit.

Geſtern kamen die Pioniere ganz aufgeregt aus ihren Stollen hervor und erzählten: „Jetzt ſind wir genau unter der Stellung vom Franzl. 's iſt aber auch höchſte Zeit. Man hört ganz verdächtige Geräuſche. Das feine Ticken hat ganz aufgehört, aber ſchlurchen und ſchleifen hört man ſie, die Brüder, die ſtaubigen, die laden ihren Stollen. Ihr müßt uns helfen, daß wir ihnen zuvorkommen, ſonſt fliegen wir leicht alle miteinander in den Himmel." Wie wäre geſchimpft worden, wenn man uns ohne dringende Not als Trägertrupp „für die Herren Pioniere" befohlen hätte. Aber ſo griff alles zuſammen, in fliegender Eile wurde die Sprengladung vorgebracht und ſorgfältig verdämmt. Andere hatten inzwiſchen die Zündſchnur gelegt und alles vorbereitet. Ein letztes Horchen ergab, daß die Franzoſen noch beim Schleppen

waren, wir waren ihnen alſo zuvorgekommen. Was nun? Der Kompanieführer beſtimmt unſeren Zug, der der Sprengſtelle gerade gegenüberliegt, als Sturmtrupp zur Beſetzung des Trichters.

„Sobald die Detonation erfolgt, rennt ihr alle aus dem Graben durch die vorgeſehene Drahtgaſſe in den neuen Trichter, ſeht zu, daß ihr Gefangene macht und daß ihr gleich nach beiden Seiten abriegelt.“ Jeder hat ein Dutzend Sandſäcke umgehängt, um raſch eine ausreichende Sperre bauen zu können. „Artilleriefeuer iſt kaum zu befürchten, anfangs gar nicht und auch ſpäter nicht, weil es ja die eigene Stellung gefährden würde. Ueberraſchung iſt die Hauptſache, bevor die Maſchinengewehre einſetzen, müßt ihr ſchon im Trichter in Deckung ſein. Punkt 5 Uhr wird geſprengt. Ihr habt alſo noch 20 Minuten Zeit zur Vorbereitung.“ Fieberhafte Tätigkeit, jeder richtet ſich nach Möglichkeit ein. Stahlſchilde werden noch aufgepackt, man kann doch dort drüben nicht dauernd den Kopf zum Trichterrand herausſtrecken, um zu ſchießen und zu beobachten. Großes Schanzzeug wird verteilt, eiſerner Beſtand von Verpflegung. Fünf Minuten vor 5 Uhr ſtanden wir an den drei Ausfalltreppen bereit, die wir in der letzten Nacht vorbereitet hatten.

Gerade will uns ein etwas bängliches Gefühl beſchleichen, denn es iſt das erſtemal, daß wir dem Feind Aug' in Aug' gegenübertreten ſollen. Was kann aus dieſer ſo raſch übernommenen Sache alles werden — da zittert und ſchwankt der Boden, eine rieſige Erdſäule ſteigt drüben auf und dumpfes Donnern ſchlägt an unſer Ohr. „Auf! Marſch! marſch!“ Mit einem Satz ſind wir draußen und wir rennen, „als ob es ums Leben ginge“, mitten hinein in den toſenden Krater. Dicker ſchwarzer Rauch verhüllt die Ausſicht, Erdſchollen und Bretterſtücke praſſeln um uns; nur nicht liegen bleiben, nur

vorwärts. Ohne einen Schuß zu erhalten, durchqueren wir die 30 Meter Niemandsland, die zerriſſenen Reſte des feindlichen Drahthinderniſſes koſten zwar manches Dreieck in der Hoſe oder gar in der Hand, aber dann ſtürzen wir hinunter in den Trichter. Vor Rauch und Qualm iſt nichts zu erkennen. „1. Gruppe links, 2. Gruppe gerade aus, 3. Gruppe rechts ſchwärmen und den Trichterrand beſetzen.“ Was ſo ein ſicheres Kommando Wunder wirkt. Jeder ſchiebt ſich in der lockeren, abwärts rutſchenden Erde in die Höhe. Vorſichtig ſtecke ich den Kopf hinaus. Da geht die franzöſiſche Stellung weiter, alſo Vorſicht, von da kann leicht ein Gegenangriff kommen, ſobald ſich die Franzoſen von ihrer Ueberraſchung erholt haben. Gleich baue ich mein Schutzſchild ein. Es hat ſchon drüben bei uns Dienſte geleiſtet und iſt deshalb ſchön ſauber mit Sackleinwand überzogen, damit es nicht auffällt. Nun das Gewehr ſchön bereit gelegt und durch vorſichtiges Treten einen ſicheren Stand geſchaffen.

Ich bin zum Empfang bereit. Die anderen offenbar auch. Ich kann mich vorſichtig umſehen. Da unten im Trichter liegen zwei verwundete Franzoſen, der Reſt der Beſatzung. Was mag aus den anderen geworden ſein? Weiß ich's, kümmert's mich. Hätte der Franzos eine halbe Stunde vor uns ſprengen können, er fragte auch nicht, wo ich etwa hingekommen ſein kann. Der Zugführer kriecht herum und empfiehlt uns Aufmerkſamkeit. Im zweiten franzöſiſchen Graben herrſcht große Unruhe. Man hört Hin- und Herlaufen, unterdrückte Stimmen. Die bereiten einen Gegenſtoß vor. Auf den dürfen wir nicht warten. Uebers freie Feld werden ſie wohl nicht vorgehen, ſondern durch den vorderen Graben links und rechts vom Trichter. Die müſſen wir überraſchen. Vorſichtig wird der Zugang zum Graben mit dem Spaten erweitert, ſo kann man den Graben ein ganzes Stück

weit überſehen und mit mehreren Gewehren beſtreichen. Auf der anderen Seite geht's leider nicht, da verdecken Schulterwehren das Schußfeld. Da, rechts von mir, blaue Geſtalten im Graben, petſch, petſch. „Schützenfeuer!" Der Zugführer kommandiert's ganz ruhig, und ebenſo ruhig ſchießen wir, die erſten fallen, die anderen drängen zurück. Nur gut achtgeben, bei uns kommen ſie nicht durch, wir müſſen ſie immer im richtigen Abſtand von uns halten. Da ſchlägt unten in der Trichtergrube ein Stein auf, losgetreten irgendwo, oder wo kommt er ſonſt her? Dann ein lauter Krach, der „Stein" iſt zerſprungen. O ihr miſerabligen, heimtückiſchen Franzmänner, ſind das eure vielbeſprochenen Handgranaten, die bei uns jetzt auch eingeführt werden ſollen? So ein Sauzeug. Das kann man ja ganz bequem aus der Deckung herauswerfen, ohne ſich zu gefährden. Unſer Trichter iſt ja groß genug, den kann man kaum verfehlen, und lebende Ziele liegen genug darin. Patſch, ſchon wieder eine unten hinein. Der eine Gefangene heult auf, es iſt ihm auch nachzufühlen, daß es da ſehr ungemütlich zu liegen ſein muß. Aber wir können ihm nicht helfen. Uns liegen dieſe faulen Eier da unten lang recht, er ſoll ſich nur bei ſeinen Kameraden beſchweren. Das Spiel wiederholt ſich noch einige Male, einige leichte Verwundungen werden mit Verbandpäckchen verbunden. Viel kann der Franzoſe eigentlich nicht machen, jetzt bei Tag, und bei Nacht haben wir ja die Verbindung mit der Kompanie. Freilich, an die Artillerie haben wir nicht gedacht. Unſeren Trichter läßt ſie zwar unbehelligt, der beſte Beweis, daß ſie die eigenen Leute in der Nachbarſchaft ſchonen will. Aber bei Beginn der Dämmerung liegt unſere Ausbruchſtelle unter Störungsfeuer. Trotzdem gehen zwei Mann, ſobald es dunkel wird, mit der Meldung zum Kompanieführer zurück, und nach einer Viertelſtunde iſt unſer Hanſl ſelbſt da. „Das iſt ja ein

prachtvoller Trichter, den müſſen wir halten. Die Unterſtützungskompanie ſteht ſchon hinten bereit, die muß noch heute nacht den Laufgraben anlegen, damit man gedeckt vorgehen kann. Wir ſelbſt wurden noch vor Hellwerden abgelöſt und haben unſere beiden Gefangenen leidlich wohlbehalten zurückgebracht. Daß wir nicht weiter vorn zu bleiben brauchen, iſt nicht unangenehm. Ein ernſthafter Gegenangriff muß ja dieſer Tage kommen, unbegreiflich, daß ihn die Franzoſen nicht gleich in der erſten Nacht gemacht haben.

Wenn durch die Sprengungen nicht immer wieder Unruhe und Verluſte entſtünden, könnten wir mit dieſen Sommermonaten ganz zufrieden ſein. Beſonders begehrt iſt der Dienſt als Arbeitstrupp bei der Feldküche. Nicht weil man da mehr zu eſſen bekommt, ſondern weil man da nachts ſchlafen kann. Unſere Gruppe hat dieſen Poſten ein paarmal verſehen dürfen. Hauptaufgabe iſt das Waſſertragen. Das Waſſer muß aus einem der tiefen Ziehbrunnen im nahen Mametz geholt werden. Meiſt haben unſere Pikardiedörfer nur ſehr dürftige Ziſternen, in denen Regenwaſſer geſammelt wird. Hier ſind's aber ſehr tiefe Ziehbrunnen, mit denen alſo offenbar Grundwaſſer gefördert wird. Wir laſſen ein ſtattliches Faß hinunter. Polternd ſtößt es unten auf. Mühſam, mit Anwendung erheblicher Kraft, ziehen wir es herauf. Noch ſchwieriger iſt es, das volle Faß über die Brüſtung des Brunnens zu heben. Die Hauptarbeit kommt aber erſt: dieſes ſchwappende Ungetüm durch die engen Laufgräben bis ins Küchentälchen zu ſchleppen. Das Faß hängt an einer Stange, die wir uns zu zweit auf die Schulter legen. Ein Sandſackpolſter mildert den Druck, einige große Lattichblätter das Ueberſchwappen unſerer koſtbaren Laſt. Manchen Schweißtropfen haben wir dabei vergoſſen, oft ſind wir ganz aufgelöſt zurückgekommen. Kürzlich begegnete uns im Graben der Divi-

sionskommandeur. Ein kleiner, schlanker, beweglicher Herr, der sich gern vorn sehen läßt und bekannt dafür ist, daß er auch Sappenköpfe, eingesehene Stellen, beschossene Kreuzungen usw. nicht scheut. So stramm als möglich machen wir Meldung. „Danke sehr, da haben Sie sich aber einen warmen Dienst ausgesucht. Nehmen Sie das zum Trost." Und schon hat er aus seinem Rock eine Schokoladetafel hervorgeholt, die er uns überreicht. Wir haben's dankbar angenommen und uns gefreut, daß auch ein so hoher Vorgesetzter Verständnis für die Schwere solchen Dienstes hat.

Die Zeit vergeht mit Lesen und Schreiben, mit Schachspielen und Plaudern. Zum Kartenspielen kann ich mich nicht entschließen, ich würde es auch nie lernen können. Unter uns Freiwilligen ist kaum einer, der Karten spielt. Wir sehen nur den anderen zu, soviel Schlauheit und Beweglichkeit bewundernd. Ich habe für mich noch eine andere Beschäftigung gefunden. Wie einst als Student gebe ich „Arbeiterunterrichtskurse" im Rechnen und in Stenographie.

Innig ist die Verbindung mit der Heimat, fast jeder Tag bringt mir Briefe von lieben Menschen. Unermüdlich ist der Vater, dessen aufschlußreiche Briefe bald zwar nicht Welt-, aber doch Kompanieruf haben. „Dem Dokter sein Vater hat geschrieben", so beginnt manche Unterstandsunterhaltung. Glücklicherweise ist er keiner von den berüchtigten Heimatstrategen, die auf der Karte feststellen, wo wir angreifen müßten. Viel berichtet er von wirtschaftlichen Maßnahmen, von neuen Ersatzstoffen für Bekleidung oder Ernährung, vom Gaskrieg, von allen möglichen wunderbaren Waffen und Hilfsmitteln. Die Leute hören staunend und oft ungläubig zu, vielen kommt es doch sehr merkwürdig vor, daß es Menschen gibt, die den Krieg durch Stärkung unserer Widerstandskraft auch noch verlängern

ſind wir aktiv geweſen und 7 Monate ſtehen wir im Feld, wir ſollen ſtrafexerzieren? Fallt uns gar net ein. Da müßt' uns ſchon ein anderer etwas befehlen als der windige Kreuzbauer, wir gehn ins Quartier." Der Feldwebel läßt in die Quartiere wegtreten. Eine Viertelſtunde ſpäter rennt ſein Schreiber herum: In 5 Minuten ſteht die Kompanie feldmarſchmäßig auf dem Appellplatz. Der Feldwebel läßt im offenen Viereck antreten, der Oberleutnant erſcheint mit bittererneſtem Geſicht, eine Zornfalte auf der Stirn.

„Stillgeſtanden." Kein Gruß. „Rührt euch! Gruppenführer nachſehen, ob alle Gewehre ungeladen ſind."

Dann lieſt er die Kriegsartikel vor, mit erhobener Stimme den, der vom Ungehorſam unter Gewehr und vor verſammelter Mannſchaft handelt. Die drei Mann müſſen vortreten, Gepäck und Waffen abgeben und werden von einer Gruppe mit aufgepflanztem Seitengewehr ſofort abgeführt. „Es tut mir leid, daß die Kompanie mir das angetan hat, wahrſcheinlich um mir zu zeigen, daß ich ſie bisher zu gut behandelt habe. Ich kann auch anders. Stillgeſtanden. Mit Gruppen rechts ſchwenkt, marſch! Richtung der Exerzierplatz." Da haben wir dann in den ſinkenden Abend hinein noch eine Gefechtsübung abgehalten. Die alte Mannſchaft war furchtbar erbittert, ich freute mich an dem goldenen Abendhimmel und den Umriſſen einer vor mir feindwärts marſchierenden Kompanie, die wie ein Landsknechtfähnlein der Sonne nachzog.

Nachher gab's im Quartier große Auseinanderſetzungen. Die Hauptſchreier hatten natürlich Oberwaſſer. „Wir ſind doch keine Rekruten, ſondern g'ſtandene Leute, die was geleiſtet haben. Freilich, in der Stellung, da dürfen wir den Kopf hinhalten und ſchanzen und Trägerdienſt machen, und hinten, da laſſen's einem auch keine Ruh'. Ein Bayer braucht einmal ſein Bier,

ſchon gar bei der ſchlechten Koſt, und da hat kein Offizier ein Recht, uns was dreinzureden. Wir hätten gedacht, der unſere wär ein biſſel beſſer als die andern, aber er iſt genau derſelbe Zwirner (Gamaſchenknopf). So ein Hund, hetzt uns auf d' Nacht noch draußen herum, bloß weil ein paar über den Durſt getrunken haben." In dem Ton ſchreit alles im Quartier durcheinander.

„Iſt denn da wirklich keiner, der auch ein Wort für unſern Hanſl redet? Geſchickt hab ich das ja auch nicht gefunden, wie er's heut' gemacht hat. Er iſt es halt von der Friedenszeit her gewöhnt, mit Rekruten zu reden und nicht mit Frontſoldaten. Aber hat er nicht ſchließlich ein Recht gehabt, einmal wild zu werden? Müſſen wir die drei größten Kammel von der Kompanie in Schutz nehmen, weil ſie im Suff den Gehorſam verweigern? Wenn jeder tun darf, was er mag, dann iſt morgen der Krieg aus und verloren, weil alles heimläuft. Ordnung und Zucht muß ſein, das hab' ich gerade von der alten Mannſchaft gelernt. Soll's heut' auf einmal nicht mehr gelten?"

„Was kann denn ich dafür, daß der Simmerl und der Aliſi zuviel geſoffen haben?" brummt der Schweinſteiger.

„Daß du auch deine Freud dran gehabt haſt, daß die drei ſo aufdraht haben."

„Und dann der Oberleutnant. Wißt ihr's nimmer, wie's unter den früheren Kompanieführern war? Gute Leute, die haben uns nichts getan. Aber haben ſie etwas für uns getan? Wenn da der Feldwebel am Dorfeingang geſagt hat: „Das Quartier vom Herrn Kompanieführer iſt da und da", dann ſind ſie auf und davon, und wir haben ſchauen können, was der Kreuzbauer für uns ausgeſucht hat. Der Hanſl aber ſagt: Das will ich gar nicht wiſſen, Feldwebel, zeigen Sie zunächſt die Quartiere vom 3. Zug. Die früheren Reſerveleutnants waren zufrieden, wenn ihnen der Putzer

einen Feldkeſſel extra Gebratenes von der Küche mitgebracht hat. Ich gönn's ihnen, man kann nicht für alle braten. Der Hanſl läßt ſich das auch ſchmecken, aber er ſchaut auch, was wir haben, ob wir's warm heraufkriegen, ob man's nicht beſſer zubereiten kann. Iſt das alles nichts? Iſt einer deshalb ein Hund, weil er unzünftig wird, wenn die Kompanie ihm das alles mit Zuchtloſigkeit dankt?"

Es ſagt keiner „du Ruſſeng'ſicht, halt's Maul", ſie hören zu und das Schimpfen wird ruhiger. Die Leute haben ein feines Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit und ſpüren deutlich, daß ihr hemmungsloſes Schimpfen dem Führer Unrecht tat. Das war der Abſchied von Peronne. Hanſls Zorn war am nächſten Tag verraucht, freilich ſeine Beliebtheit hat bei manchen in der Kompanie etwas gelitten. Und die Liebe des freien Mannes braucht der militäriſche Befehlshaber ſo nötig wie der Fürſt, und mit Furcht und Schrecken kann man im Krieg noch weniger regieren als im Frieden. Natürlich, es muß jeder wiſſen, daß Pflichtverletzung und Gehorſamsverweigerung mit ſehr harten Strafen geahndet werden. Das iſt ſchon nötig, um ſchwachen Charakteren das Davonlaufen zu verleiden. Wichtiger aber iſt die freie Liebe zum Führer und das Vertrauen zu ſeiner Tüchtigkeit und Gerechtigkeit. Es wird für den Führer nicht immer leicht ſein, in ſolchen Fällen richtig zu entſcheiden.

Unſere Ausſichten, Offizier zu werden, ſind übrigens ganz gering. In der Heimat ſcheint es allerdings anders zu ſein. Da kann man als ungedienter Landſturm nach ſechswöchentlicher Ausbildung in einem Offizierkurs Vize werden und dann Vorgeſetzter von Leuten, die 4—8 Monate im Feld ſtehen und nicht einmal die Gefreitenknöpfe erworben haben, dafür aber ſo „dumm" waren, ſich freiwillig zu melden. So etwas iſt eine ſinnloſe und verletzende Ungerechtigkeit.

Minenkrieg.

Vor Metz. Mai 1915. Seit wir hier die Nachbarn der Badener geworden sind und auf der Höhe 110 liegen, haben wir eine neue Art des Krieges kennengelernt, den Minenkrieg. Wir sitzen gewissermaßen auf dem Pulverfaß, beide Parteien. Wer zuerst die Lunte anlegen kann, hat gewonnen, der andere macht eine Himmelfahrt, die bestenfalls in der Gefangenschaft endigt. Im Augenblick der Sprengung, keine Minute zu früh und keine zu spät, muß der entstehende Trichter besetzt werden, er bedeutet dann eine erfreuliche Stellungsverbesserung oder einen Zankapfel zwischen beiden Parteien, der viel Kraft und Blut kostet, ohne es immer wert zu sein. Wer angefangen hat, wissen wir nicht, wir haben nur von unseren Vorgängern zwei halbfertige Minenstollen übernommen und die etwas beunruhigende Mitteilung, daß auch die Franzosen gegen unsere Stellung zwei Stollen vortreiben, sei es, um unsere abzuquetschen oder unsere Stellung zu sprengen. Gelänge ihnen dies, dann könnten sie in unsere Stellung eindringen und von dort aus ziemlich weit rückwärts Einblick bekommen, den wir ihnen jetzt noch verwehren. Der Boden ist günstig, weiche Kreide, die sich leicht ausbrechen und befördern läßt, die freilich auch sorgfältig versteckt werden muß. Sonst verrät ihr weißes Leuchten alles, denn die Gräben selbst stecken noch im Lehm.

Die Arbeit des Minierens, um die wir nicht neidisch sind, wird von den Pionieren besorgt. Wir schleppen bloß Stollenbretter und Sandsäcke bei und verstauen die mit Erde und Steinen gefüllten Säcke dann weiter hinten im Gelände. Jeden Mittag, während der Arbeitspause, wird sorgfältig gehorcht, ob von den Franzosen etwas zu hören ist. Anfangs waren die Angaben

unsicher, jetzt behaupten unsere Pioniere aber ganz bestimmt, die Franzosen seien zwar über unserem Stollen, so daß sie ihn nicht abquetschen können, aber so nahe unserer Stellung, daß sie in einigen Tagen an das Sprengen unserer Stellung gehen können. Wir seien drüben aber ungefähr ebenso weit. Seit drei Tagen wird bei uns fieberhaft gearbeitet. Stündlich wird abgelöst, damit ständig mit frischen Kräften gearbeitet werden kann. Der Stollen ist feindwärts nur noch ganz niedrig, um Arbeit zu sparen, man kann nur noch mühsam kriechen, wie die Pioniere erzählen, die sich uns gegenüber freilich auch sehr wichtig vorkommen. Die Unterstände, die in der Nähe der angeblichen französischen Stollen liegen, sind geräumt, größte Aufmerksamkeit ist befohlen. Die beiden Stellungen sind nur etwa 30 Meter voneinander entfernt. Jede Partei kann also leicht beim Gegner einbrechen, wenn die Sprengung erfolgt. Wir sind alle etwas aufgeregt, denn solche unbestimmten Ereignisse lieben wir nicht. Der Soldat möchte Klarheit.

Gestern kamen die Pioniere ganz aufgeregt aus ihren Stollen hervor und erzählten: „Jetzt sind wir genau unter der Stellung vom Franzl. 's ist aber auch höchste Zeit. Man hört ganz verdächtige Geräusche. Das feine Ticken hat ganz aufgehört, aber schlurchen und schleifen hört man sie, die Brüder, die staubigen, die laden ihren Stollen. Ihr müßt uns helfen, daß wir ihnen zuvorkommen, sonst fliegen wir leicht alle miteinander in den Himmel." Wie wäre geschimpft worden, wenn man uns ohne dringende Not als Trägertrupp „für die Herren Pioniere" befohlen hätte. Aber so griff alles zusammen, in fliegender Eile wurde die Sprengladung vorgebracht und sorgfältig verdämmt. Andere hatten inzwischen die Zündschnur gelegt und alles vorbereitet. Ein letztes Horchen ergab, daß die Franzosen noch beim Schleppen

waren, wir waren ihnen alſo zuvorgekommen. Was nun? Der Kompanieführer beſtimmt unſeren Zug, der der Sprengſtelle gerade gegenüberliegt, als Sturmtrupp zur Beſetzung des Trichters.

„Sobald die Detonation erfolgt, rennt ihr alle aus dem Graben durch die vorgeſehene Drahtgaſſe in den neuen Trichter, ſeht zu, daß ihr Gefangene macht und daß ihr gleich nach beiden Seiten abriegelt.“ Jeder hat ein Dutzend Sandſäcke umgehängt, um raſch eine ausreichende Sperre bauen zu können. „Artilleriefeuer iſt kaum zu befürchten, anfangs gar nicht und auch ſpäter nicht, weil es ja die eigene Stellung gefährden würde. Ueberraſchung iſt die Hauptſache, bevor die Maſchinengewehre einſetzen, müßt ihr ſchon im Trichter in Deckung ſein. Punkt 5 Uhr wird geſprengt. Ihr habt alſo noch 20 Minuten Zeit zur Vorbereitung.“ Fieberhafte Tätigkeit, jeder richtet ſich nach Möglichkeit ein. Stahlſchilde werden noch aufgepackt, man kann doch dort drüben nicht dauernd den Kopf zum Trichterrand herausſtrecken, um zu ſchießen und zu beobachten. Großes Schanzzeug wird verteilt, eiſerner Beſtand von Verpflegung. Fünf Minuten vor 5 Uhr ſtanden wir an den drei Ausfalltreppen bereit, die wir in der letzten Nacht vorbereitet hatten.

Gerade will uns ein etwas bängliches Gefühl beſchleichen, denn es iſt das erſtemal, daß wir dem Feind Aug' in Aug' gegenübertreten ſollen. Was kann aus dieſer ſo raſch übernommenen Sache alles werden — da zittert und ſchwankt der Boden, eine rieſige Erdſäule ſteigt drüben auf und dumpfes Donnern ſchlägt an unſer Ohr. „Auf! Marſch! marſch!“ Mit einem Satz ſind wir draußen und wir rennen, „als ob es ums Leben ginge“, mitten hinein in den toſenden Krater. Dicker ſchwarzer Rauch verhüllt die Ausſicht, Erdſchollen und Bretterſtücke praſſeln um uns; nur nicht liegen bleiben, nur

vorwärts. Ohne einen Schuß zu erhalten, durchqueren wir die 30 Meter Niemandsland, die zerriſſenen Reſte des feindlichen Drahthinderniſſes koſten zwar manches Dreieck in der Hoſe oder gar in der Hand, aber dann ſtürzen wir hinunter in den Trichter. Vor Rauch und Qualm iſt nichts zu erkennen. „1. Gruppe links, 2. Gruppe gerade aus, 3. Gruppe rechts ſchwärmen und den Trichterrand beſetzen.“ Was ſo ein ſicheres Kommando Wunder wirkt. Jeder ſchiebt ſich in der lockeren, abwärts rutſchenden Erde in die Höhe. Vorſichtig ſtecke ich den Kopf hinaus. Da geht die franzöſiſche Stellung weiter, alſo Vorſicht, von da kann leicht ein Gegenangriff kommen, ſobald ſich die Franzoſen von ihrer Ueberraſchung erholt haben. Gleich baue ich mein Schutzſchild ein. Es hat ſchon drüben bei uns Dienſte geleiſtet und iſt deshalb ſchön ſauber mit Sackleinwand überzogen, damit es nicht auffällt. Nun das Gewehr ſchön bereit gelegt und durch vorſichtiges Treten einen ſicheren Stand geſchaffen.

Ich bin zum Empfang bereit. Die anderen offenbar auch. Ich kann mich vorſichtig umſehen. Da unten im Trichter liegen zwei verwundete Franzoſen, der Reſt der Beſatzung. Was mag aus den anderen geworden ſein? Weiß ich's, kümmert's mich. Hätte der Franzos eine halbe Stunde vor uns ſprengen können, er fragte auch nicht, wo ich etwa hingekommen ſein kann. Der Zugführer kriecht herum und empfiehlt uns Aufmerkſamkeit. Im zweiten franzöſiſchen Graben herrſcht große Unruhe. Man hört Hin- und Herlaufen, unterdrückte Stimmen. Die bereiten einen Gegenſtoß vor. Auf den dürfen wir nicht warten. Uebers freie Feld werden ſie wohl nicht vorgehen, ſondern durch den vorderen Graben links und rechts vom Trichter. Die müſſen wir überraſchen. Vorſichtig wird der Zugang zum Graben mit dem Spaten erweitert, ſo kann man den Graben ein ganzes Stück

weit überſehen und mit mehreren Gewehren beſtreichen. Auf der anderen Seite geht's leider nicht, da verdecken Schulterwehren das Schußfeld. Da, rechts von mir, blaue Geſtalten im Graben, petſch, petſch. „Schützenfeuer!" Der Zugführer kommandiert's ganz ruhig, und ebenſo ruhig ſchießen wir, die erſten fallen, die anderen drängen zurück. Nur gut achtgeben, bei uns kommen ſie nicht durch, wir müſſen ſie immer im richtigen Abſtand von uns halten. Da ſchlägt unten in der Trichtergrube ein Stein auf, losgetreten irgendwo, oder wo kommt er ſonſt her? Dann ein lauter Krach, der „Stein" iſt zerſprungen. O ihr miſerabligen, heimtückiſchen Franzmänner, ſind das eure vielbeſprochenen Handgranaten, die bei uns jetzt auch eingeführt werden ſollen? So ein Sauzeug. Das kann man ja ganz bequem aus der Deckung herauswerfen, ohne ſich zu gefährden. Unſer Trichter iſt ja groß genug, den kann man kaum verfehlen, und lebende Ziele liegen genug darin. Patſch, ſchon wieder eine unten hinein. Der eine Gefangene heult auf, es iſt ihm auch nachzufühlen, daß es da ſehr ungemütlich zu liegen ſein muß. Aber wir können ihm nicht helfen. Uns liegen dieſe faulen Eier da unten lang recht, er ſoll ſich nur bei ſeinen Kameraden beſchweren. Das Spiel wiederholt ſich noch einige Male, einige leichte Verwundungen werden mit Verbandpäckchen verbunden. Viel kann der Franzoſe eigentlich nicht machen, jetzt bei Tag, und bei Nacht haben wir ja die Verbindung mit der Kompanie. Freilich, an die Artillerie haben wir nicht gedacht. Unſeren Trichter läßt ſie zwar unbehelligt, der beſte Beweis, daß ſie die eigenen Leute in der Nachbarſchaft ſchonen will. Aber bei Beginn der Dämmerung liegt unſere Ausbruchſtelle unter Störungsfeuer. Trotzdem gehen zwei Mann, ſobald es dunkel wird, mit der Meldung zum Kompanieführer zurück, und nach einer Viertelſtunde iſt unſer Hanſl ſelbſt da. „Das iſt ja ein

prachtvoller Trichter, den müſſen wir halten. Die Unterſtützungskompanie ſteht ſchon hinten bereit, die muß noch heute nacht den Laufgraben anlegen, damit man gedeckt vorgehen kann. Wir ſelbſt wurden noch vor Hellwerden abgelöſt und haben unſere beiden Gefangenen leidlich wohlbehalten zurückgebracht. Daß wir nicht weiter vorn zu bleiben brauchen, iſt nicht unangenehm. Ein ernſthafter Gegenangriff muß ja dieſer Tage kommen, unbegreiflich, daß ihn die Franzoſen nicht gleich in der erſten Nacht gemacht haben.

Wenn durch die Sprengungen nicht immer wieder Unruhe und Verluſte entſtünden, könnten wir mit dieſen Sommermonaten ganz zufrieden ſein. Beſonders begehrt iſt der Dienſt als Arbeitstrupp bei der Feldküche. Nicht weil man da mehr zu eſſen bekommt, ſondern weil man da nachts ſchlafen kann. Unſere Gruppe hat dieſen Poſten ein paarmal verſehen dürfen. Hauptaufgabe iſt das Waſſertragen. Das Waſſer muß aus einem der tiefen Ziehbrunnen im nahen Mametz geholt werden. Meiſt haben unſere Pikardiedörfer nur ſehr dürftige Ziſternen, in denen Regenwaſſer geſammelt wird. Hier ſind's aber ſehr tiefe Ziehbrunnen, mit denen alſo offenbar Grundwaſſer gefördert wird. Wir laſſen ein ſtattliches Faß hinunter. Polternd ſtößt es unten auf. Mühſam, mit Anwendung erheblicher Kraft, ziehen wir es herauf. Noch ſchwieriger iſt es, das volle Faß über die Brüſtung des Brunnens zu heben. Die Hauptarbeit kommt aber erſt: dieſes ſchwappende Ungetüm durch die engen Laufgräben bis ins Küchentälchen zu ſchleppen. Das Faß hängt an einer Stange, die wir uns zu zweit auf die Schulter legen. Ein Sandſackpolſter mildert den Druck, einige große Lattichblätter das Ueberſchwappen unſerer koſtbaren Laſt. Manchen Schweißtropfen haben wir dabei vergoſſen, oft ſind wir ganz aufgelöſt zurückgekommen. Kürzlich begegnete uns im Graben der Divi-

sionskommandeur. Ein kleiner, schlanker, beweglicher Herr, der sich gern vorn sehen läßt und bekannt dafür ist, daß er auch Sappenköpfe, eingesehene Stellen, beschossene Kreuzungen usw. nicht scheut. So stramm als möglich machen wir Meldung. „Danke sehr, da haben Sie sich aber einen warmen Dienst ausgesucht. Nehmen Sie das zum Trost." Und schon hat er aus seinem Rock eine Schokoladetafel hervorgeholt, die er uns überreicht. Wir haben's dankbar angenommen und uns gefreut, daß auch ein so hoher Vorgesetzter Verständnis für die Schwere solchen Dienstes hat.

Die Zeit vergeht mit Lesen und Schreiben, mit Schachspielen und Plaudern. Zum Kartenspielen kann ich mich nicht entschließen, ich würde es auch nie lernen können. Unter uns Freiwilligen ist kaum einer, der Karten spielt. Wir sehen nur den anderen zu, soviel Schlauheit und Beweglichkeit bewundernd. Ich habe für mich noch eine andere Beschäftigung gefunden. Wie einst als Student gebe ich „Arbeiterunterrichtskurse" im Rechnen und in Stenographie.

Innig ist die Verbindung mit der Heimat, fast jeder Tag bringt mir Briefe von lieben Menschen. Unermüdlich ist der Vater, dessen aufschlußreiche Briefe bald zwar nicht Welt-, aber doch Kompanieruf haben. „Dem Dokter sein Vater hat geschrieben", so beginnt manche Unterstandsunterhaltung. Glücklicherweise ist er keiner von den berüchtigten Heimatstrategen, die auf der Karte feststellen, wo wir angreifen müßten. Viel berichtet er von wirtschaftlichen Maßnahmen, von neuen Ersatzstoffen für Bekleidung oder Ernährung, vom Gaskrieg, von allen möglichen wunderbaren Waffen und Hilfsmitteln. Die Leute hören staunend und oft ungläubig zu, vielen kommt es doch sehr merkwürdig vor, daß es Menschen gibt, die den Krieg durch Stärkung unserer Widerstandskraft auch noch verlängern

wollen. Lieber halten ſie es mit Vaters phantaſievollem politiſchem Freund. Mit dem lieſt er jeden Morgen die neu angeſchlagene Zeitung auf der Straße, und dann entwickelt ihm der andere ſeine politiſchen Gedanken. Da werden neue Bündniſſe angebahnt, da werden immer neue Völker, und zwar auf unſerer Seite, in den Krieg geführt, da wird der Heilige Krieg der Mohammedaner entfeſſelt, da herrſcht Hunger und Mangel — bei den anderen, daß man den unſeren darüber vergißt; Mögliches und Unmögliches, feine politiſche Schlüſſe und leichtgebaute Luftſchlöſſer ſtehen nebeneinander. Das aber behagt unſeren Leuten mehr als die ſtrenge Wiſſenſchaft. Da kann man träumen, neue Hoffnungen gewinnen. Und darüber reden kann man tagelang, nächtelang, um ſo länger, je weniger man weiß.

Anfang September wurden Böttcher und ich zu einem Ausbildungskurs hinter der Front abkommandiert. Nach elf Monaten Felddienſtzeit ſind wir noch nicht einmal Gefreite. Die Beförderungsverhältniſſe im Regiment ſind ja noch ſchlechter als in Friedenszeiten. Da wurde man nach neun Monaten Unteroffizier. Dieſer Kurs war mir eine beſondere Freude. Sein Leiter, ein aktiver Hauptmann, war ein vorbildlicher Offizier. Klug, tatkräftig, willensſtark, in ſeiner ganzen Auffaſſung der Pflichten und Aufgaben des Offiziers an unſeren immer wieder verehrten Hanſl erinnernd. „Der Offizier hat vor allem Pflichten, die Rechte ſpielen zumal im Krieg keine Rolle. Er muß ſeinen Leuten ein Vorbild ſein an Tapferkeit, an Pflichterfüllung, an Aufopferung fürs Vaterland. Er muß für ſeine Leute ſorgen — im Frieden ſagte man, wie ein Vater, heute muß er ihnen auch die Mutter erſetzen. Der Feldwebel, der früher als Mutter galt, iſt heute nicht mehr genügend verwachſen mit den Leuten, weil er nicht bei ihnen an der Front iſt. Der Geiſt einer Truppe hängt ſtets von dem ihrer

Führer ab, deshalb werde ich auch nur Leute zu Führern vorschlagen, denen ich zutraue, daß sie ihren Leuten wirkliche Führer sein können." Der Leutnant hatte neben diesem Hauptmann einen schweren Stand. Er war in der Heimat mit uns zusammen ausgebildet worden, hatte später keine Gelegenheit zu gründlicherer Ausbildung gehabt und war Offizier geworden, weil es sein Vater auch war. Wir neideten ihm seinen Posten nicht. Es war gewiß nicht leicht, Vorgesetzter zu sein, wo er lieber und besser noch mitgelernt hätte. Wir sind alle sehr eifrig und wirklich dankbar, dem Stumpfsinn des Muskotendaseins („Hannes" heißt es auf bayerisch) entrückt zu sein.

Feuertaufe.

Mitte Oktober 1915. Endlich — nach einem Jahr des Kleinkriegs, des Kampfes mit Erde und Wasser, mit Hunger, Müdigkeit und Läusen, haben auch wir einmal Kampfarbeit bekommen, und ich glaube, ich darf sagen, wir sind nicht schlechter gewesen als die Kameraden von Flandern. Und das kam so. In den ersten Oktobertagen wurde unser Kurs aufgelöst und das ganze Armeekorps in siebenstündiger Bahnfahrt von Peronne in der Pikardie nach Douai im Artois verfrachtet. Einen Tag hatten wir zur Vorbereitung und Eingewöhnung im Ruhedorf zur Verfügung. Vor uns lagen die Höhen, die die Deutschen ein Jahr lang unter schwersten Opfern in zähen, fast nie abflauenden Kämpfen behauptet hatten. Sie sind den Franzosen wichtig, weil sie von dort aus in die weite Ebene von Douai und Cambrai unbeschränkten Einblick haben und uns die Einsicht in ihr ganzes Verteidigungssystem von Arras und Lens verwehren können. „Verlieren wir die Höhen, so sind wir blind und der Verlust des ganzen Zechengebiets ist kaum zu verhindern. Vor einigen Tagen haben die Franzosen einen sehr ener-

gischen Vorstoß gemacht und es ist ihnen gelungen, auf einer längeren Strecke den ganzen ersten Graben zu überrennen und einen Teil der zweiten Linie zu besetzen. Reste der deutschen Verteidigung klammern sich noch an den jenseitigen Hang. Es bedarf nur noch eines kräftigen Stoßes, um sie ganz herunterzuwerfen." So hat der Oberleutnant uns die Lage erklärt, die sehr ernst ist. „Hier kommt endlich einmal wieder alles auf die Menschen an, die äußeren Verteidigungsanlagen sind zerstört. Sieger bleibt, wer trotzdem das heftige Artilleriefeuer aushält und beim Infanterieangriff zur Abwehr bereit ist. Ich vertraue auf euch, ihr habt's ein Jahr besser gehabt als viele andere Truppen, zeigt euch eurer Kameraden würdig."

Nachher sitzen wir zu sechst im Gärtchen unseres Häuschens beisammen. Alle sind ernst und nachdenklich. Viel haben wir in diesem Jahr gelernt, aber an wirklichen Kampf sind wir nicht gewöhnt, bei Artilleriefeuer haben wir unsere Unterstände gehabt und über deckungsloses Gelände sind wir höchstens bei Nacht gegangen. Werden wir stark sein, werden wir Freiwillige bleiben, werden wir mit dem besseren Ich das schlechtere überwinden? Schweigsam hocken wir beieinander. Da breitet Groh, der Gymnasiast, seine Arme aus und faßt seine Nachbarn an den Händen, der Ring der Hände schließt sich und ein Händedruck bekräftigt das stille Gelöbnis: „Stark bleiben."

Schon am folgenden Abend marschieren wir der Vimyhöhe entgegen. Die Kompanie steht abmarschbereit auf dem Appellplatz. Da kommt der Putzer des derzeitigen Zugführers des 3. Zuges angehetzt und meldet: „Dem Herrn Leutnant ist gerade beim Instandsetzen seiner Pistole ein Schuß losgegangen. Er ist am Fuß verwundet und kann nicht mitmarschieren." Der Betreffende war das ganze Jahr über Ortskommandant in einem der

Ruhedörfer. Er verſteht ſich gut auf Eierzählen und Milchabmeſſen, auf alte Weiber und Bauernbuben. Aber wie man beim Piſtolenreinigen die letzte Patrone aus dem Lauf herausbekommt, hat er vielleicht wirklich vergeſſen. Alſo hat er ſie herausſchießen müſſen. Ausgerechnet in den eigenen Fuß? „Sagen Sie dem Herrn Leutnant, ich bedaure ihn. Das Weitere wird er hören.“ „Ohne Tritt — marſch!“

Wie anders iſt ſolcher Marſch ins Unbekannte, als wir es gewöhnt ſind. Statt der ſchweren Torniſter mit all dem unnötigen Ballaſt tragen wir nur leichtes Sturmgepäck, Mantel mit Zeltbahn und Kochgeſchirr. Auf der ganz ebenen Straße marſchieren wir zügig dahin, den Höhen entgegen, die vor uns in Rauch und Staub gehüllt liegen, von denen ſtändig dumpfes Rollen, gelegentlich auch helleres Krachen zu uns herübertönt. Immer wieder geht's durch langgeſtreckte Dörfer, in denen ſich die Grubenarbeiterhäuschen in gleichförmigem Backſteinbau aneinanderreihen. Nur hier und da fällt einmal eines durch glaſierte Ziegel auf. Eigenartig, wie ſich die Induſtrie hier noch die Verbindung mit dem Lande bewahrt hat. Alles wohnt, wie es ſcheint, auf eigener Scholle, es gibt keine Großſtädte, überhaupt kaum Städte, wie müßte dieſes Volk im Frieden glücklich ſein können. Man hat nicht den Eindruck, daß hier wie bei uns einer dem anderen den Platz ſtreitig macht. Hier fehlt der Zwang zur Ausdehnung, die wachſende Volkszahl, der bei uns das Land täglich enger wird. Mit offenen Augen betrachten wir alles, und kritiſch wird geprüft, wo es beſſer ſei, hier oder bei uns. Doch raſch wird die Aufmerkſamkeit abgelenkt, wir kommen in die Gegend der deutſchen Artilleriestellung und damit ſind wir auch im Bereich des feindlichen Störungsfeuers. Ruhig und gewichtig ziehen die ſchweren Geſchoſſe über uns weg, ſeitwärts im Gelände

ſieht man ſie gewaltige Erdſäulen in die Höhe werfen. Was kümmert's uns, ſolange ſie unſere Marſchſtraße in Ruhe laſſen? Freilich, Granatlöcher gibt's hier genug, auch mitten in der Straße. Nachts ſtören die Granaten hier die Arbeit der Artilleriekolonnen, die auf dieſe Straße angewieſen ſind.

Die Straße macht einen Bogen. Da, was iſt das für eine Staubwolke? Sie kommt raſch näher, die Spitze der Marſchkolonne ſchiebt ſich ſcharf an den rechten Straßenrand. Durchgehende Pferde? Eine verrückt gewordene Feldküche? Ein Sanitätswagen? Kurz vor uns hält die Wolke. Wirklich ein Sanitätswagen. Das muß ja eine furchtbare Marter ſein, als Verwundeter auf dieſem ſchlecht federnden Wagen und der ſteinharten Straße im Galopp herumgeſchmiſſen zu werden. Der Hanſl pfaucht auch den Fahrer gewaltig an: „Was fällt Ihnen ein, Ihre Verwundeten ſo zu mißhandeln und zuſchanden zu fahren? Es eilt doch nicht.“ „Herr Leutnant werden ſchon ſehen, ob's eilt. 500 Meter weiter vorn iſt die Straßengabel, die faſt immer unter Feuer liegt. Dort ſchießt der Franzos mit der Uhr in der Hand, alle zwei Minuten einen Schuß. Die Feuerpauſe muß man abwarten und dann durch im Galopp. Das iſt für die armen Kerl' da drin immer noch beſſer als ein Volltreffer. Es iſt ſchon beſſer, wenn Sie von hier an auch mit der Gefahr rechnen.“ Der Kompanieführer dankt, läßt einen Zugsabſtand von 200 Meter nehmen und reitet ſelbſt voraus, der unheimlichen Stelle entgegen. Schon haben wir einen ſchweren Einſchlag vor uns gehört, da kommt der Hanſl im Trab an, ſteigt ab und ſchickt ſein Pferd zurück.

Es iſt dämmerig geworden, um ſo mehr leuchtet der Feuerſchein der Einſchläge überall, um ſo beklommener wird uns zumute. Unſere Marſchſtraße beſchießen! So etwas haben die braven Franzoſen der Sommegegend

doch nicht gewagt. 100 Meter vor dem Straßenkreuz läßt uns der Oberleutnant im Feld links und rechts der Straße hinlegen. Gespannt warten wir. Da kommt auch schon der fällige Schuß pünktlich herangeheult und fährt mit gierig-giftigem Krachen in die Wiese links von uns. „Herr Hauptmann, sie haben gewunken", quittiert eine vorlaute Stimme diesen Fehlschuß, da ruft der Hansl schon: „Sprung — auf, marsch marsch!" und in großen Sätzen saust unser Zug der Straße entlang vorwärts, hinüber über die Abzweigung und noch 50 Meter weiter. „Hinlegen!" Alles liegt da mit keuchender Brust und jagendem Herzstoß, da braust auch schon die nächste heran. Alles drückt die Köpfe in die Erde, als ob dies helfen könnte. Pfui Teufel, ging die nahe, nur 20 Meter hinter uns, mitten in die Straße. Erdbrocken und Steine schwirren herum, aber sonst ging alles gut. Sonderbar, der metallene Geschmack im Mund. Den kenne ich von einem Fall eine Kellertreppe hinunter und von einer meiner ersten Granaten im Bayernhölzl. Den gibt's nur, wenn der Tod ziemlich haarscharf an einem vorbeigeht. Wir rennen weiter, damit wir beim nächsten Einschlag ganz außerhalb der Streuung liegen. Die anderen Züge kommen nach.

Kurze Rast, die Führer von der Garde, die wir ablösen sollen, erwarten uns hier. Ihretwegen haben wir wohl keinen Umweg zur Umgehung der Straßengabel gemacht. Die werden ihre Ablösung auch verdient haben. Der Oberleutnant läßt die Führer nicht los, es ist vielleicht besser, wenn sie uns keine Schauergeschichten erzählen können. Weiter geht's, im Eilmarsch durch Vimy, das nur noch ein weißer Fleck im Gelände ist. Nur wenige Mauern stehen noch, in die ständig Granaten fahren und unter furchtbarem Krachen krepieren. „Das ist kein Aufenhalt, Marie, der wo den Menschen gfallt, Marie . . .", singt einer hinter mir. Solche Ruhe

ſteckt an. Außerhalb des Ortes geht's langſamer, die Steigung beginnt. Infanteriegeſchoſſe zwitſchern über uns dahin, die können uns nicht nervös machen. „Der Laufgraben", ſagt der Führer. Man merkt's daran, daß ſich bis zum Knie, manchmal noch höher, Lehmwände erheben. Offenbar iſt hier alles eingetrommelt, ein Schutz gegen Schuß oder Sicht kann ſo ein Graben nicht ſein. Es geht an gänzlich zerſchoſſenen Baumreſten vorbei, die einſt Wald hießen, an einigen Mauerreſten (das Schlößchen La Folie nennt's der Führer) und dann kommt „die Stellung". Granattrichter allerſchwerſten Kalibers ſind ſo miteinander verbunden, daß man ſich zur Not gebückt in ihnen bewegen kann. Unterſtände? Einige kindliche Löcher in der Grabenwand, Karnickellöcher von den Führern genannt, ſind der ganze Unterſchlupf. Trifft ein Volltreffer die Grabenwand an dieſer Stelle, dann iſt's aus, dann braucht man ſich nicht mehr eigens begraben zu laſſen. „An die Arbeit!"

Daß wir zunächſt die Nacht benützen müſſen, um einen einigermaßen Deckung und Verteidigungsmöglichkeit bietenden Graben zu ſchaffen, iſt klar. Schanzzeug ſteht genug herum, ausgebildet ſind wir in dieſem Fach wie kaum eine Truppe — alſo vorwärts. Die Arbeit fleckt. Die derzeitigen Jungen übernehmen das Poſtenſtehen, wir Alten ſchaffen — eben wie „Alte". Stundenweiſe löſen wir uns ab, etwas Schlaf tut ja gut nach ſolcher Schinderei. Im Laufgraben habe ich ein ſchönes Plätzchen beim Durchmarſch geſehen. Eine ſauber abgeſtochene Lehmbank, auf der vorhin auch einer ſchlief. Man wird da oben wenigſtens nicht getreten. Aber der Kerl liegt immer noch da, hat er die Ablöſung verſchlafen? Er hat doch Gardelitzen. Ich rüttle ihn, um ihn zu wecken. Keine Antwort — tot — nicht einmal mehr begraben konnten ihn ſeine Kameraden. Was nützt auch 's Begraben? Vielleicht gräbt ihn der nächſte Schuß

ſchon wieder aus. Die „ewige Ruhe" muß etwas anderes ſein. Den Leichen hier iſt ſie nicht beſchieden.

Bei Tagesanbruch ſtellen wir die Arbeit ein. Wir haben immerhin einen durchlaufenden, genügend tiefen Graben und Löcher, in denen man ſchlafen kann. Wir unterſuchen die Lage. 150 Meter vor uns liegt der Franzoſe in bis vor 14 Tagen deutſchen Gräben. Unſer Vimyrücken liegt 50 Meter höher als die Ebene von Lens, durch die wir geſtern marſchierten, 50 Meter hinter uns läuft ein ähnlich ſchlechter Graben wie unſerer, hinter ihm ſenkt ſich ſchon die Höhe leicht nach Oſten. 200 Meter weiter hinten, kurz bevor der Hügel ſteiler abfällt, ſind ganz einfache Schützenlöcher wie im Bewegungskrieg angelegt und dicht unter ihnen iſt unſer zweiter Graben. Er liegt ſo tief, daß er gar kein Schußfeld bietet und nur als Deckung für Reſerven dienen kann. Hier gibt es ſogar Unterſtände. Ganz unten, am Fuß der Höhe, liegt ein Bataillon in Reſerve, ganz manövermäßig im offenen Gelände und nicht als ob es jeden Augenblick von einem Feuerüberfall gepackt werden könnte. Man ſchaut militäriſche Maßnahmen eben doch mit ganz anderen Augen an, wenn man eben von der „Kriegsakademie" zu Moislains kommt.

Kaum haben die franzöſiſchen Artilleriſten nach unſerer Berechnung den Morgenkaffee getrunken, da geht die Schießerei, die nachts ziemlich harmlos war, von neuem an. Auf unſeren Graben ſind ſie anſcheinend noch nicht ganz eingeſchoſſen, die meiſten Schüſſe liegen zu kurz. Freilich, immer öfter gibt es auch Volltreffer auf den Graben und damit Unruhe bei uns. Nach jedem Schuß, der dem eigenen Platz zu nahe kommt, ſauſen die Betreffenden aufgeſtört ein paar Schritte weiter rechts oder links, um ſich dort in Deckung zu bringen. Gerade ſuche ich einer Granate zu entwiſchen, die ſich meinen Platz als Ruheſtätte auserſehen hat, da fährt eine zweite als

Blindgänger neben mir in die Grabenwand. So geht das nicht. Bei ſolchem Herumlaufen kann man erſt recht dem Tod in den Rachen rennen. Ich bleibe jetzt liegen. Wenn mir heute eine Granate beſtimmt iſt, kann ſie mich an jeder anderen Stelle im Graben genau ſo gut treffen wie hier. Alſo liegenbleiben und abwarten.

Solches Warten iſt abſcheulich. Wenn man wenigſtens die Gedanken freimachen könnte. Auf jeden Schuß muß man hören, jeden Einſchlag berechnen. Was heißt das — „Zufall"? Iſt's der Zufall, der mir jeden Augenblick das tödliche Geſchoß vor die Beine werfen kann, iſt's Schickſal, iſt's Fügung? Lenkt der Gott, zu dem viele der Kameraden beten, die Bahnen der Geſchoſſe, kann ſie menſchliches Beten, menſchliches Gelübde ablenken? Kann es überhaupt einen ſolchen Gott geben, der nichts anderes will als den Tod und die Vernichtung ſeiner Kreatur? Iſt's eine widergöttliche, teufliſche Macht, die in ſolchem Schlachtenſturm über uns Gewalt hat? Alle Fragen der Religion, der Philoſophie werden lebendig in ſolcher Stunde. Nie iſt der Menſch einſamer, nie hilfloſer als in ſolcher Lage, nie empfindet er ſtärker, welch armſeliges Nichts er iſt, nie aber auch, wie ſtark er iſt, wenn Wille und Beherrſchung ihn leiten. Gibt es überhaupt eine Antwort auf dies Fragen nach dem Woher und Wohin des Menſchen, nach dem Warum eines ſolchen Krieges? Haben die Kameraden dort die Löſung, die mit dem Roſenkranz in den Händen im Graben liegen, ihre Rechnung mit dieſer Welt abgeſchloſſen haben und ſich ganz dem Schutze ihres Gottes befohlen haben? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, jetzt wäre die beſte Rettung eine Tat. Nicht warten, ſondern wirken.

Wie gerufen ſteht der Leutnant vor mir. Es iſt derſelbe, der unſere erſten Schanzübungen ſo unglücklich geleitet hat. Auch ſonſt hat er kein Glück in der Kom-

panie. Seine ſcharfe und doch dabei kühle Art ſpricht unſere Bayern nicht an. Wenn er ungeduldig wird, flucht er: Himmelherrgottſakrament. Das tun unſere Leute ja auch. Aber ihm, als Offizier, als Preußen und Proteſtanten, nimmt man's übel. Aergert er ſich ſehr, dann flucht er ſogar: Himmelherrgotthurenſakrament. Das hat ihm einen ſcharfen Anpfiff vom Kompanieführer eingetragen, bei dem ſich die Leute beſchwerten. Heute aber, alle Achtung. Während wir alle mehr oder weniger bedrückt im Graben herumliegen, geht er da aufrecht herum. „Wollen Sie dem Kompanieführer eine Meldung überbringen?" fragt er mich. „Ja, gern, Herr Leutnant." Ich bin ja froh, etwas tun zu dürfen. Er gibt mir die Meldekarte. Der Kompanieführer liegt am anderen Ende der Kompanie in dem einzigen halbfertigen Stollen. Da kann ich alſo ſehen, wie es in der Kompanie ausſieht. Schlimm ſieht es aus. Der Graben iſt ſtark zerſchoſſen, oft muß ich über eingeſchoſſene Stellen kriechen. Viele Blindgänger liegen herum, feiner Pulverrauch ſchwelt auf dem Boden. Unſere braven Leute liegen frei im Graben oder in den Fuchslöchern, manche haben ſich unter eine Zeltbahn verkrochen. „Was muß ich das alles immer um mich ſehen, der Tod findet mich auch unter der Zeltbahn, wenn er mich ſucht", meint einer der Freunde.

Die Poſten ſtehen, wenn auch nicht reichlich, an den Beobachtungsſtänden. Einer fällt mir gerade vor die Füße, ein ganz Junger. Eine Granate ſchlug vor ihm ein. „Du darfſt ſchon mit dem Kopf den Granaten ausweichen, wenn du meinſt, das hilft, aber die Füße müſſen ſtehen bleiben", ſage ich zu ihm. „Das mußt du lernen, dann wirſt du ſchon noch ein Soldat." So väterlich reden wir jetzt ſchon mit den Jungen.

In einem kümmerlichen Stolleneingang ſitzen drei Verwundete beieinander, ſie machen betrübte Geſichter

und warten auf eine Feuerpauſe, um zurück zu können. „Da ſitzt ja ein feiner Tarock beiſammen", meine ich im Vorbeigehen. „Tu dich nicht verſündigen", meint der eine, ein älterer ruhiger Bauer, „bei dem Feuer nimmt man keine Karten in die Hand. Da könnt' einen ja der Teufel gleich vom Spiel weg mitnehmen." Ich eile weiter. „Wo gehſt denn hin, Dokter, bei dem Feuer?" — „Meldung zum Kompanieführer." — „Schau, daß du gut — —" da heult's heran, Schlag, Krach, Feuer, Rauch — Volltreffer in nächſter Nähe. Flach ausgeſtreckt liege ich im Graben, Erde und Steine praſſeln auf mich, Splitter fliegen mit ſcharfem Sauſen durch die Luft, ſchwefliger Qualm ſticht in die Naſe. Getroffen? Ich habe nichts geſpürt. Ich ſpringe auf die Füße. Alles iſt noch heil beiſammen. Und die Kameraden? Wo ſie eben noch aus ihrem Loch herausſchauten, iſt ein wüſter Trümmerhaufen. Die Leute ſelbſt? Verſchüttet! Da wühlt ſich einer heraus, ſpuckend und keuchend, einer von den ganz Alten, die ſich immer zu helfen wiſſen. „Die zwei anderen ſtecken noch drin, zwei Junge vom Erſatz, die haben gemeint, da iſt's ſicherer." Dabei arbeitet er ſchon mit beiden Händen los. Raſch knie ich neben ihm und helfe. Den Kopf des einen haben wir gleich. Er atmet, alſo keine Lebensgefahr. Der ſoll warten, bis wir den andern haben, ſonſt erſtickt uns der unterdeſſen.

Wir wühlen mit haſtigen Händen in die Tiefe. Da, Widerſtand, ein Stiefel. Alſo muß der Kopf noch weiter hinten ſein. Jetzt wird's aber höchſte Zeit. Der Alte hat inzwiſchen ſein Schanzzeug vom Leibriemen losgeſchnallt und er gräbt damit in der Richtung des Kopfes weiter. Völlig verſchüttet iſt er. Wie lang kann's der Menſch ohne Luft aushalten? Wie lang graben wir ſchon? Blitzſchnell eilen die Gedanken. „Weißt du, wo der Sanitäter iſt? Den brauchen wir gleich für die künſt-

liche Atmung." „Ich hol' ihn", ſagt der Alte, indes ich weiterwühle. Da, endlich der Helm und darunter der Kopf. Bleich, blaue Lippen, von Atmung keine Spur. Kommen wir zu ſpät, iſt alles vergebens? Ich lege gerade die Arme frei, da kommt der Sanitäter angerannt. Kaum hat ihn der zuerſt Befreite erblickt, ruft er ſchon: „Sanitäter, helf mir, oh, oh, mein Bein iſt ab, ich ſpür's genau, helf mir, raſch", er ſtöhnt und ſchreit furchtbar. „Gleich kommſt du dran, aber erſt müſſen wir ſchauen, ob dem da nicht noch zu helfen iſt." Wir ziehen ihn völlig aus dem Schutt heraus und ſachkundig beginnt der Sanitäter die Armbewegungen. Der Haug-Sepp, der Alte, hilft ihm. Ich unterſuche derweil den anderen. Bruſt und Unterkörper ſtecken noch unter einem mächtigen Erdklotz, der gerade hier heruntergebrochen iſt. Mit dem Spaten läßt er ſich zerkleinern und wegräumen. Das Gejammer wird geringer. „Alſo welches Bein iſt ab?" frage ich ihn, äußerlich ſind ſie noch dran. „Zieh' mal die Knie an!" Das geht ja, wenn er auch etwas dabei jammert. „Das Knie tut furchtbar weh." „Na, alſo das Bein iſt noch dran. Da kannſt du vielleicht ſelbſt zum Verbandplatz gehen. Steh' mal auf!" Etwas mühſam rappelt er ſich hoch. „Alſo ſchau, gut iſt's gangen, nix is g'ſchehen. Da ſiehſt, was das Wort Verbandplatz für ein Zauberwort iſt. Vielleicht brauchſt gar nicht mehr hin. Und was macht der andere?" „Nix macht er", ſagt der Sanitäter, der furchtbar ſchwitzend immer wieder die lebloſen Arme auf und nieder führt. „Aber das beweiſt nix, der Stabsarzt ſagt, daß man vor einer halben Stund' die Hoffnung nicht aufgeben darf. Schau mal, daß du eine Ablöſung für mich find'ſt, ich kann bald nimmer." Da fällt mir ein, daß ich ja eine Meldung an den Kompanieführer habe, auf die er wohl ſchon lang wartet. „Ja", ſag' ich, „ich werde ſchon einen finden, der froh iſt, wenn er einmal arbeiten darf."

gischen Vorstoß gemacht und es ist ihnen gelungen, auf einer längeren Strecke den ganzen ersten Graben zu überrennen und einen Teil der zweiten Linie zu besetzen. Reste der deutschen Verteidigung klammern sich noch an den jenseitigen Hang. Es bedarf nur noch eines kräftigen Stoßes, um sie ganz herunterzuwerfen." So hat der Oberleutnant uns die Lage erklärt, die sehr ernst ist. „Hier kommt endlich einmal wieder alles auf die Menschen an, die äußeren Verteidigungsanlagen sind zerstört. Sieger bleibt, wer trotzdem das heftige Artilleriefeuer aushält und beim Infanterieangriff zur Abwehr bereit ist. Ich vertraue auf euch, ihr habt's ein Jahr besser gehabt als viele andere Truppen, zeigt euch eurer Kameraden würdig."

Nachher sitzen wir zu sechst im Gärtchen unseres Häuschens beisammen. Alle sind ernst und nachdenklich. Viel haben wir in diesem Jahr gelernt, aber an wirklichen Kampf sind wir nicht gewöhnt, bei Artilleriefeuer haben wir unsere Unterstände gehabt und über deckungsloses Gelände sind wir höchstens bei Nacht gegangen. Werden wir stark sein, werden wir Freiwillige bleiben, werden wir mit dem besseren Ich das schlechtere überwinden? Schweigsam hocken wir beieinander. Da breitet Groh, der Gymnasiast, seine Arme aus und faßt seine Nachbarn an den Händen, der Ring der Hände schließt sich und ein Händedruck bekräftigt das stille Gelöbnis: „Stark bleiben."

Schon am folgenden Abend marschieren wir der Vimyhöhe entgegen. Die Kompanie steht abmarschbereit auf dem Appellplatz. Da kommt der Putzer des derzeitigen Zugführers des 3. Zuges angehetzt und meldet: „Dem Herrn Leutnant ist gerade beim Instandsetzen seiner Pistole ein Schuß losgegangen. Er ist am Fuß verwundet und kann nicht mitmarschieren." Der Betreffende war das ganze Jahr über Ortskommandant in einem der

Ruhedörfer. Er verſteht ſich gut auf Eierzählen und Milchabmeſſen, auf alte Weiber und Bauernbuben. Aber wie man beim Piſtolenreinigen die letzte Patrone aus dem Lauf herausbekommt, hat er vielleicht wirklich vergeſſen. Alſo hat er ſie herausſchießen müſſen. Ausgerechnet in den eigenen Fuß? „Sagen Sie dem Herrn Leutnant, ich bedaure ihn. Das Weitere wird er hören.“ „Ohne Tritt — marſch!“

Wie anders iſt ſolcher Marſch ins Unbekannte, als wir es gewöhnt ſind. Statt der ſchweren Torniſter mit all dem unnötigen Ballaſt tragen wir nur leichtes Sturmgepäck, Mantel mit Zeltbahn und Kochgeſchirr. Auf der ganz ebenen Straße marſchieren wir zügig dahin, den Höhen entgegen, die vor uns in Rauch und Staub gehüllt liegen, von denen ſtändig dumpfes Rollen, gelegentlich auch helleres Krachen zu uns herübertönt. Immer wieder geht's durch langgeſtreckte Dörfer, in denen ſich die Grubenarbeiterhäuschen in gleichförmigem Backſteinbau aneinanderreihen. Nur hier und da fällt einmal eines durch glaſierte Ziegel auf. Eigenartig, wie ſich die Induſtrie hier noch die Verbindung mit dem Lande bewahrt hat. Alles wohnt, wie es ſcheint, auf eigener Scholle, es gibt keine Großſtädte, überhaupt kaum Städte, wie müßte dieſes Volk im Frieden glücklich ſein können. Man hat nicht den Eindruck, daß hier wie bei uns einer dem anderen den Platz ſtreitig macht. Hier fehlt der Zwang zur Ausdehnung, die wachſende Volkszahl, der bei uns das Land täglich enger wird. Mit offenen Augen betrachten wir alles, und kritiſch wird geprüft, wo es beſſer ſei, hier oder bei uns. Doch raſch wird die Aufmerkſamkeit abgelenkt, wir kommen in die Gegend der deutſchen Artilleriestellung und damit ſind wir auch im Bereich des feindlichen Störungsfeuers. Ruhig und gewichtig ziehen die ſchweren Geſchoſſe über uns weg, ſeitwärts im Gelände

ſieht man ſie gewaltige Erdſäulen in die Höhe werfen. Was kümmert's uns, ſolange ſie unſere Marſchſtraße in Ruhe laſſen? Freilich, Granatlöcher gibt's hier genug, auch mitten in der Straße. Nachts ſtören die Granaten hier die Arbeit der Artilleriekolonnen, die auf dieſe Straße angewieſen ſind.

Die Straße macht einen Bogen. Da, was iſt das für eine Staubwolke? Sie kommt raſch näher, die Spitze der Marſchkolonne ſchiebt ſich ſcharf an den rechten Straßenrand. Durchgehende Pferde? Eine verrückt gewordene Feldküche? Ein Sanitätswagen? Kurz vor uns hält die Wolke. Wirklich ein Sanitätswagen. Das muß ja eine furchtbare Marter ſein, als Verwundeter auf dieſem ſchlecht federnden Wagen und der ſteinharten Straße im Galopp herumgeſchmiſſen zu werden. Der Hanſl pfaucht auch den Fahrer gewaltig an: „Was fällt Ihnen ein, Ihre Verwundeten ſo zu mißhandeln und zuſchanden zu fahren? Es eilt doch nicht.“ „Herr Leutnant werden ſchon ſehen, ob's eilt. 500 Meter weiter vorn iſt die Straßengabel, die faſt immer unter Feuer liegt. Dort ſchießt der Franzos mit der Uhr in der Hand, alle zwei Minuten einen Schuß. Die Feuerpauſe muß man abwarten und dann durch im Galopp. Das iſt für die armen Kerl' da drin immer noch beſſer als ein Volltreffer. Es iſt ſchon beſſer, wenn Sie von hier an auch mit der Gefahr rechnen.“ Der Kompanieführer dankt, läßt einen Zugsabſtand von 200 Meter nehmen und reitet ſelbſt voraus, der unheimlichen Stelle entgegen. Schon haben wir einen ſchweren Einſchlag vor uns gehört, da kommt der Hanſl im Trab an, ſteigt ab und ſchickt ſein Pferd zurück.

Es iſt dämmerig geworden, um ſo mehr leuchtet der Feuerſchein der Einſchläge überall, um ſo beklommener wird uns zumute. Unſere Marſchſtraße beſchießen! So etwas haben die braven Franzoſen der Sommegegend

doch nicht gewagt. 100 Meter vor dem Straßenkreuz läßt uns der Oberleutnant im Feld links und rechts der Straße hinlegen. Gespannt warten wir. Da kommt auch schon der fällige Schuß pünktlich herangeheult und fährt mit gierig-giftigem Krachen in die Wiese links von uns. „Herr Hauptmann, sie haben gewunken", quittiert eine vorlaute Stimme diesen Fehlschuß, da ruft der Hansl schon: „Sprung — auf, marsch marsch!" und in großen Sätzen saust unser Zug der Straße entlang vorwärts, hinüber über die Abzweigung und noch 50 Meter weiter. „Hinlegen!" Alles liegt da mit keuchender Brust und jagendem Herzstoß, da braust auch schon die nächste heran. Alles drückt die Köpfe in die Erde, als ob dies helfen könnte. Pfui Teufel, ging die nahe, nur 20 Meter hinter uns, mitten in die Straße. Erdbrocken und Steine schwirren herum, aber sonst ging alles gut. Sonderbar, der metallene Geschmack im Mund. Den kenne ich von einem Fall eine Kellertreppe hinunter und von einer meiner ersten Granaten im Bayernhölzl. Den gibt's nur, wenn der Tod ziemlich haarscharf an einem vorbeigeht. Wir rennen weiter, damit wir beim nächsten Einschlag ganz außerhalb der Streuung liegen. Die anderen Züge kommen nach.

Kurze Rast, die Führer von der Garde, die wir ablösen sollen, erwarten uns hier. Ihretwegen haben wir wohl keinen Umweg zur Umgehung der Straßengabel gemacht. Die werden ihre Ablösung auch verdient haben. Der Oberleutnant läßt die Führer nicht los, es ist vielleicht besser, wenn sie uns keine Schauergeschichten erzählen können. Weiter geht's, im Eilmarsch durch Vimy, das nur noch ein weißer Fleck im Gelände ist. Nur wenige Mauern stehen noch, in die ständig Granaten fahren und unter furchtbarem Krachen krepieren. „Das ist kein Aufenhalt, Marie, der wo den Menschen gfallt, Marie . . .", singt einer hinter mir. Solche Ruhe

zum Arzt, es sind auch so viele Schwerverwundete da, bei denen er helfen könnte. Und dem Kastreiter hat's den Kopf weggerissen und in einen Jungen ist ein Volltreffer gefahren, von dem ist bereits gar nichts mehr übrig." Der „junge Leutnant" war einer von denen, die als Offizierssöhne und Fahnenjunker rasch befördert wurden. Er hat, wie fast alle seine Kameraden, bewiesen, daß sie es verdienten. Schneidige Patrouillengänger, unerschrockene Führer wissen sie als Offiziere zu leben und zu sterben.

Der Leutnant überlegt kurz. Dann fragt er, wer meldet sich freiwillig, da vorn nachzusehen, vor allem um dem Herrn Oberleutnant zu helfen? Vier Hände fahren hoch wie auf Befehl. Wir vier Freiwilligen, das ist etwas für uns. „Wir, Herr Leutnant!" „Gut, nehmen Sie Schanzzeug mit und suchen Sie unter Benutzung der Reste des Laufgrabens vorzukommen. Mindestens einer muß aber sobald als irgend möglich mir melden, was los ist. Vorher kann ich nicht hier weg." Ich bin schon bessere Wege gegangen. Bald geht's hinunter in einen tiefen Trichter, bald hinauf auf eine Höhe, die die zusammenstürzende Erde aufgetürmt hat. Bald muß man kriechen, um drüben nicht gesehen zu werden, dann kann man wieder durch unversehrte Grabenstücke im Laufschritt eilen. Immerhin, von hinten hat sich das Feuer viel schlimmer angehört. Schade, ich hatte mir das Heldenstück größer vorgestellt. Da ist der Kompanieführerunterstand. Ein großer Haufen Erde liegt vor dem Eingang, die Stollenrahmen sind aber unversehrt. „Ist der Herr Oberleutnant unten? Hier Patrouille vom Unterstützungszug." „Jawohl, da bin ich. Ich komme herauf, hier ist kein Platz." Also der lebt jedenfalls. „Wir wollten Herrn Oberleutnant aus dem verschütteten Unterstand ausgraben und sollen dem Herrn Zugführer melden, wie es vorn steht."

„Da danke ich Ihnen für die gute Absicht. Sie sehen, daß man Latrinengerüchten nie trauen darf. Sagen Sie hinten, wir haben erhebliche Verluste, aber die Leute halten brav aus. Höchste Alarmbereitschaft für den Fall eines Angriffs. Ich glaube freilich, daß sie heute noch nicht kommen, das Feuer hat fast aufgehört und drüben ist alles ruhig. Ich lasse bitten, die Verwundeten abzuholen. Kommen Sie gut zurück. Ich danke Ihnen." Schon auf dem Rückweg begegnen wir der 4. Kompanie, die die Reste der unsern ablösen soll. Es ist dämmerig geworden und ruhiger. Man kann jetzt ganz gut zurück.

Die Nacht zum 11. Oktober verging mit dem Abtransport der 40 Verwundeten und der 18 Toten der Kompanie. Einer neben dem andern liegen sie da, in Reih und Glied, wie sie im Leben nebeneinandergestanden. Freilich, es sind nur 14, von vieren konnte man nur einzelne Glieder finden und mußte sie dort vorne bestatten. Von den übrigen wollen wir morgen Abschied nehmen, sie sollen hier am Steilhang ein geschütztes Soldatengrab finden. Wohl jeder von der Kompanie ist in dieser Nacht an der unheimlichen, dunklen Reihe der stillen Männer vorbeigegangen. Gesprochen wurde nicht viel, hier und da ein Wort über die Angehörigen, soweit man sie kennt. Was soll man auch viel reden. Wer weiß — morgen — auch ich? Nicht davon reden, von dem Gedanken kommt man ohnehin nicht los. Wie der Tod die Menschen verändert. Im grauenden Morgen liegen sie da, bleich, kalt, leblos, unkörperlich. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht schlafen, sie sind so seelenlos, unwirklich. Man versteht es kaum, daß sie heute morgen noch lebten wie wir. Die toten Leiber werden wir morgen begraben, die lieben Kameraden aber sollen unvergessen in uns weiterleben.

Kaum war es hell geworden nach dieser dritten Nacht unruhevoller Arbeit und heftiger Spannung, da setzte

das franzöſiſche Artilleriefeuer mit erneuter Wucht ein. Heute muß der Angriff kommen. Nicht nur die erſte Stellung, auch unſer Graben von geſtern und der ganze Hang liegt im Feuer. Wo bleiben? Die Unterſtände ſind dicht belegt von denen, die geſtern das Schlimmſte aushalten mußten und heute Beſſeres verdient haben. Da iſt kein Platz mehr. Ah, da im Wald ſteht ja noch eine Villa, in der's Platz geben könnte. Eine Hütte aus dünnen Brettern mit einem löchrigen Wellblechdach. Zwanzig Mann liegen da beiſammen. Bei einem Volltreffer ſind ſie alle miteinander verloren. Aber man liegt wenigſtens nicht im Freien und muß nicht alles mitanſehen. Da lagen wir, Böttcher und Groh neben mir, und zählten die Einſchläge, 50 in der Minute, wenn wir recht gezählt haben. Da lauſchten wir den Abſchüſſen und dem Heranbrauſen der Granaten, da berechneten wir bei jedem Schuß in unſere Nähe den Einſchlag, da warteten wir, wer eher komme, der Tod oder der franzöſiſche Angriff. Immer von neuem werden die Nerven angeſpannt wie die Saiten eines Streichinſtruments, immer von neuem entſpannen ſie ſich, wenn die augenblickliche Gefahr wieder überſtanden iſt. Das Artilleriefeuer ſteigert ſich vom heftigen Gewitter zum raſenden Sturm, zum unheimlichen Orkan. Wir liegen mitten drin, im Pfeifen und Sauſen, dem Heulen und Brauſen der Granaten, dem ohrenzerreißenden Krachen und Dröhnen der Einſchläge, dem Praſſeln von Erde, Steinen, Aeſten und Eiſentrümmern auf unſerem Blechdach. Wer einmal vor die Tür ſchauen muß, weil's gar nicht mehr anders geht, der kommt noch verſtörter zurück und berichtet von den rieſigen Trichtern, den geſtürzten Bäumen, von der Entfeſſelung des entſetzlichen Grauens.

Geſprochen wird faſt nicht, jeder hängt ſeinen dummen Gedanken nach. Wenn ſie nur einmal kämen, wir

wollten ſchon Rache nehmen für dieſe Tage. Böttcher liegt neben mir und lieſt ruhig in ſeinem ſchwarzen Büchlein. „Was lieſt du denn heut', wieder Johannesevangelium? Hältſt du dich für den Jünger, den der Herr lieb hatte?" — „Kannſt du denn den Spott nicht laſſen? Mir iſt's heut' nicht zum Streiten. Nein, den Johannes leſe ich heute nicht. Die Pſalmen ſind's, die geben Kraft, die können auch dir etwas ſagen: Da lies! 91. Pſalm." Ich leſe: „Wer unter dem Schirme des Höchſten ſitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." Hoffen? Hoffen und Harren? Iſt euer Gott nicht mehr als eine Hoffnung? Meine Blicke irren ab auf die andere Seite. Ich leſe: „Du läſſeſt ſie dahinfahren wie einen Strom. Sie ſind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und des Abends abgehauen wird und verdorret. — Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden." „Da der 90. Pſalm, paßt der nicht beſſer für uns?" — „Freilich", ſagt Böttcher, „iſt das ein Pſalm für uns, aber nicht der allein. Da bemängelſt du, daß die Pſalmen von den alten Juden gemacht ſeien. Gerade den 90. Pſalm, der den zornigen und die Sünden der Menſchen rächenden Gott ſchildert, könnte man als jüdiſch empfinden. Aber die chriſtliche Verheißung, Glauben, Zuverſicht und Vertrauen, die ſtehen im 91. Pſalm. Beide ſind ſie für uns geſchrieben, ſie gehören zuſammen. Auch der 91. wird dir noch aufgehen. Dann denk' an mich, an mir hat ſich dann der 90. Pſalm ſchon erfüllt."

Ein furchtbarer Krach, Feuerſchein, ein Hagel von Splittern aller Art, Geſchrei und Stöhnen — dicht neben unſerer Bude hat's eingeſchlagen, durch Dach und Wände ſind die Splitter eingedrungen. Gleichzeitig

verſtummt die Artillerie, durch den Wirrwarr der aufgeregt durcheinanderlaufenden und ſchreienden Menſchen hören wir deutlich Infanterie- und Maſchinengewehrfeuer von der vorderen Stellung. „Sie kommen.“ Was iſt ſo feucht an meinem Kopf? Ich wiſche es ab. Blut. Schlimm kann's nicht ſein.

Alſo raus. Die Leute ſtehen unentſchloſſen da. Wozu war ich denn vier Wochen im Führerkurs? Frech und zuverſichtlich kommandiere ich: „Zur Beſetzung der Stellung vor uns — ſchwärmen.“ Das iſt's, was die Leute wollen. Einer muß die Verantwortung übernehmen und befehlen, dann folgen ſie ihm ſelbſt durchs Sperrfeuer. Da draußen ſieht's ſchauerlich aus. Die 100 Meter offenes Gelände zwiſchen uns und der Stellung liegen unter dichtem Sperrfeuer, ſcharf pfeifen dazu Infanterieſchüſſe über uns weg. Aber wir denken gar nicht daran. Nur einmal vor, durch, durch das Sperrgebiet und Anſchluß an die übrige Kompanie gewinnen. Ohne Verluſt erreichen wir die Schützenlöcher hinten am Hang. Dort führt der Hanſl den Befehl. Einſtweilen bleiben wir liegen und warten auf die Meldung des vorgeſchobenen Beobachtungspoſtens. Wir haben zunächſt nichts zu tun.

Prachtvoll aber iſt das Bild, das ſich hinter uns auftut. Die ganze weite Ebene iſt in Rauch und Flammen gehüllt. Beſonders unten längs der großen Straße ſieht man unſere Batterien frei auffahren und Vernichtungsfeuer auf die Angriffskolonnen abgeben. Die Geſchütze liegen ſelbſt in ſchwerſtem Feuer, überall fliegt die Erde hoch auf, dichte Rauchwolken ziehen ab, Flieger ſurren über uns und ſuchen etwas zu erſpähen. Aus dem Wald am Fuß des Berges rückt das Reſervebataillon im Laufſchritt an. Das Sperrfeuer zwingt ſie zur raſchen Entwicklung. Ein prachtvolles militäriſches Bild. Jedes Angſtgefühl iſt vorbei, alles brennt in Kampferwartung. Sie ſollen es hier nur wagen, wir

ſind bereit. Ein Melder kommt von vorn. Die Franzoſen liegen vor unſerer Stellung feſt. Unſer Sperrfeuer hat ihren Angriff zerſchlagen. „Sprung, — auf marſch, marſch!“ ſchreit der Hanſl, und in ſchneidigem Sturm geht es vor zur erſten Linie. Quer über das zerwühlte Gelände, ohne Deckung, ohne überhaupt an Deckung zu denken. Nur vorwärts.

„Da packt die andern kalter Graus, ſie fliehen in alle Welt hinaus.“ Der Reſt der franzöſiſchen Kolonne erhebt ſich, Sprung auf, marſch, marſch! — nach rückwärts. Schon wollen wir zur Verfolgung nach, da kommt Befehl vom Bataillon, alles dableiben. Wir ſind zur Verfolgung zu ſchwach. So eine Gemeinheit. Wir waren gerade ſo ſchön im Zug, ſicher hätten wir in der allgemeinen Verwirrung drüben im Gegenſtoß die kürzlich verlorenen Gräben wieder nehmen können. So müſſen wir uns mit einem Abwehrſieg begnügen. Wir ſollen hier bleiben, bis wir nachts abgelöſt werden. Jetzt habe ich Zeit, auch einmal mich betrachten zu laſſen. „Du ſchauſt ſauber aus“, meint der Sanitätsunteroffizier. „Aber fürs Lazarett langt's nicht. Es ſind ein paar kräftige Hautſchrammen, die ſo geblutet haben. Kommſt morgen früh zum Waſchen und Verbinden.“

Die Franzoſen haben keinen Angriff mehr gewagt. Vier Wochen lang haben wir die Stellung gehalten und ſo ausgebaut, wie wir es von daheim, d. h. von Peronne her gewöhnt ſind. Zweimal war ich in dieſer Zeit in der Ortskrankenſtube, denn der kleine Splitter, der in einem Geſichtsknochen ſteckt, hat zu eitern begonnen. Er macht Fieber und Unbehagen. Das iſt auch kein Unglück, denn vorn in der Stellung geht's ſehr ſtramm zu. Da darf man froh ſein, wenn man zwiſchendurch ein paar Tage zum beſonderen Ausruhen kommt.

Weihnachten 1915. Was ſo ein Splitterchen für Wirkungen haben kann. Von Mitte November an lag

Der iſt auch nach ein paar Schritten gefunden, den Weg zum Kompanieführer lege ich beſchleunigt zurück. Ich habe von dieſem Abenteuer genug. Beim Hanſl iſt's ganz gemütlich. Er hat einen richtigen Stollen und eine ganze Gruppe bei ſich aufgenommen. Ich gebe meine Meldung ab und bin froh, daß er mich länger ausfragt und ich ſo hier in Sicherheit und Ruhe einmal ausſchnaufen kann. Sollte der Hanſl nicht auch einmal herauskommen und durch ſeinen Kompanieabſchnitt gehen? Einen guten Eindruck würde er ſicher machen. Gerade in ſolcher Verlaſſenheit richtet es auf, wenn einer kommt, dem man anmerkt, daß er ſich nicht fürchtet. Der Oberleutnant denkt wohl ähnliches. „Ich geh' mit Ihnen zurück, ich möchte mich doch ſelbſt überzeugen, wie es im Kompanieabſchnitt zugeht."

Nach einer halben Stunde gehen wir zurück, die Dämmerung naht, das Feuer hat nachgelaſſen. Wir kommen unbehelligt bis zu dem verſchütteten Stollenloch. Die Gruppe kniet noch immer da. „Wie ſteht's?" „Er ſchnauft wieder, aber er iſt noch bewußtlos, ich glaub' aber ſchon, daß wir ihn durchbringen." „Und der andere?" „Prellung von Knie und Schienbein, der kriegt heut abend einen Pinſel voll Jod, dann iſt er wieder k. v." „Alſo ich gratuliere, Sanitäter, du wirſt doch noch einmal Stabsarzt bei uns." An meinem vormaligen Lagerplatz ſieht's auch bös aus. Mein Sturmgepäck iſt verſchüttet, der Graben iſt noch weiter eingeſtürzt. Was wäre mir ſelbſt wohl zugeſtoßen, wenn ich hier geblieben wäre?

Die Nacht brachten wir, wie die erſte, mit Schanzen zu. Das Störungsfeuer war viel lebhafter als in der Nacht vorher, wir ſollten nach dem Willen der Franzoſen die halb zertrommelten Gräben gar nicht erſt wieder inſtandſetzen können. An Schlafen war nicht zu denken. Zu eſſen gab's auch nicht viel, da die Eſſenholer

in einen Feuerüberfall geraten waren, bei dem einige verwundet worden waren. Sie brachten daher nur einen Teil der Kochgeschirre, obendrein nur schlecht gefüllt, zurück. Da war es kein Wunder, daß findige Köpfe einen rettenden Gedanken hatten. Wenn Mäntel und Leibriemen und alles mögliche andere verschüttet wird, warum sollen dann nicht auch Brotbeutel mit dem eisernen Bestand verschüttet werden, warum nicht schließlich sogar der eiserne Bestand allein. So mehrten sich die Meldungen beim Zugführer, daß schon wieder einem ausgerechnet seine Fleischbüchse verschüttet worden sei. Draußen vor dem Graben aber mehrten sich die leeren Büchsen, die dort des Verschüttetwerdens harrten. — Sehr erleichtert waren wir, als wir am anderen Morgen von einem anderen Zug der Kompanie abgelöst wurden und in den Unterständen am Hang ein paar Stunden schlafen konnten. Freilich um 10 Uhr war schon wieder alles wach. Auf dem vorhin verlassenen Graben lag schweres Trommelfeuer. Gestern war's schon scheußlich, heute sind die Franzosen aber sicher noch ganz anders eingeschossen. Wir können uns vorstellen, wie es heute da vorn zugehen muß.

Die Stellung vorn können wir nicht sehen, wir hören nur das Trommeln des feindlichen Feuers, und bald schon kommen die ersten Verwundeten zurück zum Sanitätsunterstand in unsrer Nähe. Es sind nur solche, die sich selbst bewegen können, denn tragen kann man niemand durch die fast ganz eingeebneten Laufgräben. Da kommt einer, dem sie drei Verbandpäckchen auf Mund und Nase gepackt haben, daß er kaum atmen kann. Ein anderer ist hemdärmelig, der eine Arm, der furchtbar blutet, hängt schlaff herab; einem Dritten ist die Hand zerfetzt, alle fragen sie nach dem Arzt und alle verschwinden sie in der Bretterbude, die ungeschützt auf freiem Feld liegt und als Verbandplatz dient. Der Arzt

sollte eigentlich in einem tiefen Stollen hausen, aber er hat das abgelehnt. Er braucht Licht, Luft und Raum. Wer versorgt ist, kann unten im Stollen ausruhen und auf den Abtransport warten. Freilich, ein solcher Verbandplatz ist nicht einmal splittersicher und an Gefahren darf der Arzt auch nicht denken. Er hat heute auch keine Zeit dazu. Der Franzose scheint seine Kraft auf die vorderste Stellung zusammenzufassen, sie soll sturmreif geschossen werden. So bleiben wir in unserer Reservestellung ziemlich unbehelligt.

Da kommt der Stigloher, einer von denen, die seit dem Ausmarsch mitmarschieren und der mir einer der liebsten von den Alten ist. Immer frisch und heiter, zu jedem Patrouillenunternehmen zu haben und auch da nicht mißmutig, wo seine nächsten Kameraden nichts Besseres wissen als ungehemmtes Schimpfen. „Na, Stigloher, was ist's mit dir? Wo hat's denn dich erwischt? Hast auch einen Streifschuß?" „Naa, mei Liaber, dös is koa Streifschuß net, dös is a ganz a schöner Durchschuß, der g'langt für die Heimat. Gefreiter Stigloher marschbereit fürs Heimatlazarett." „Dann gratulier' ich, aber schad' ist's, daß du die Franzosen heut' abend nicht siehst, wenn sie Mut zum Angriff bekommen haben. Da werden s' dich da vorn vermissen." „Ja, mei liaber Dokter, dös is freili fad, aber woaßt, wenn ma 15 Monat mitg'laufen is, dann g'freut ein' so ein Heimatschüsserl schon. Also pfüat di Gott, auf Wiederschauen." Einer der Fernsprecher kommt von vorn. „Wo ist das Bataillon? Unser Draht ist so zerschossen und verschüttet, den kann man nicht mehr flicken. Wir müssen jetzt selber die Meldungen bringen." „Wie ist's denn vorn?" „Windig, vom Graben sieht man nicht mehr viel, der Kompanieführerstollen ist noch gut beinander, von der Kompanie hab' ich nicht viel gesehn, weil ich gleich hinterg'saust bin. Aber Tote gibt's etliche und Ver-

wundete eine ganze Masse. Die liegen beim Hansl im Stollen, bis man sie holen kann. I bin ganz froh, daß ich aus dem Gejammer und aus dem Gestank einmal heraußen bin."

Stundenlang geht das so weiter, die Nachrichten werden immer bedrohlicher, die Verwundeten immer mehr. Längst sind wir alle alarmbereit, mit dem Gewehr im Arm sitzen wir auf den Treppen der Stollen und warten, warten. „Wenn er bloß endlich käm', der Schlawiner, der elende. Aber er traut sich halt nicht. Solang er meint, daß sich bei uns noch was rührt, bleibt er drüben in seinen Löchern", meint einer. „Das ist überhaupt kein Krieg mehr, das ist ein Massenmord. Da kommt's bloß noch drauf an, wer die meiste Munition hat und's meiste Geld. Da haben wir immer gemeint, im Krieg zeigt sich's, wer mehr Schneid hat und mehr Kraft. Zu was haben wir nachher all das Zeug gelernt, schießen und fechten und schwärmen und aufs Kommando vom Führer achten? 's ist ja alles für die Katz. Aber wer weiß, vielleicht können wir hier heut' noch zeigen, daß wir nicht bloß grad so lang leben wie die Franzmänner, sondern auch besser schießen und zuhauen können."

Da — aufgeregtes eiliges Gelaufe und Geschrei im Graben draußen. Was ist los, kommen die Franzosen? Alles kriecht aus den Stollen. Draußen sind zwei Mann vom ersten Zug, atemlos, blutend, schweißüberströmt. „Was gibt's denn?" „Alles ist hin vorn, der ganze Zug ist aufgerieben. Der junge Leutnant ist tot, der Huber Hans und der Mayer Karl und der schwarze Altinger und noch viele, die verschüttet sind, und der Kompanieführer ist auch verschüttet, der ganze Stollen ist zusammengeschossen." „Und was wollen Sie hier", fragt unser Zugführer, „hat Sie jemand geschickt? Warum laufen Sie weg, wenn's dort schlimm zugeht?" „Wir wollen

zum Arzt, es ſind auch ſo viele Schwerverwundete da, bei denen er helfen könnte. Und dem Haſtreiter hat's den Kopf weggeriſſen und in einen Jungen iſt ein Volltreffer gefahren, von dem iſt bereits gar nichts mehr übrig." Der „junge Leutnant" war einer von denen, die als Offiziersſöhne und Fahnenjunker raſch befördert wurden. Er hat, wie faſt alle ſeine Kameraden, bewieſen, daß ſie es verdienten. Schneidige Patrouillengänger, unerſchrockene Führer wiſſen ſie als Offiziere zu leben und zu ſterben.

Der Leutnant überlegt kurz. Dann fragt er, wer meldet ſich freiwillig, da vorn nachzuſehen, vor allem um dem Herrn Oberleutnant zu helfen? Vier Hände fahren hoch wie auf Befehl. Wir vier Freiwilligen, das iſt etwas für uns. „Wir, Herr Leutnant!" „Gut, nehmen Sie Schanzzeug mit und ſuchen Sie unter Benutzung der Reſte des Laufgrabens vorzukommen. Mindeſtens einer muß aber ſobald als irgend möglich mir melden, was los iſt. Vorher kann ich nicht hier weg." Ich bin ſchon beſſere Wege gegangen. Bald geht's hinunter in einen tiefen Trichter, bald hinauf auf eine Höhe, die die zuſammenſtürzende Erde aufgetürmt hat. Bald muß man kriechen, um drüben nicht geſehen zu werden, dann kann man wieder durch unverſehrte Grabenſtücke im Laufſchritt eilen. Immerhin, von hinten hat ſich das Feuer viel ſchlimmer angehört. Schade, ich hatte mir das Heldenſtück größer vorgeſtellt. Da iſt der Kompanieführerunterſtand. Ein großer Haufen Erde liegt vor dem Eingang, die Stollenrahmen ſind aber unverſehrt. „Iſt der Herr Oberleutnant unten? Hier Patrouille vom Unterſtützungszug." „Jawohl, da bin ich. Ich komme herauf, hier iſt kein Platz." Alſo der lebt jedenfalls. „Wir wollten Herrn Oberleutnant aus dem verſchütteten Unterſtand ausgraben und ſollen dem Herrn Zugführer melden, wie es vorn ſteht."

„Da danke ich Ihnen für die gute Absicht. Sie sehen, daß man Latrinengerüchten nie trauen darf. Sagen Sie hinten, wir haben erhebliche Verluste, aber die Leute halten brav aus. Höchste Alarmbereitschaft für den Fall eines Angriffs. Ich glaube freilich, daß sie heute noch nicht kommen, das Feuer hat fast aufgehört und drüben ist alles ruhig. Ich lasse bitten, die Verwundeten abzuholen. Kommen Sie gut zurück. Ich danke Ihnen." Schon auf dem Rückweg begegnen wir der 4. Kompanie, die die Reste der unsern ablösen soll. Es ist dämmerig geworden und ruhiger. Man kann jetzt ganz gut zurück.

Die Nacht zum 11. Oktober verging mit dem Abtransport der 40 Verwundeten und der 18 Toten der Kompanie. Einer neben dem andern liegen sie da, in Reih und Glied, wie sie im Leben nebeneinandergestanden. Freilich, es sind nur 14, von vieren konnte man nur einzelne Glieder finden und mußte sie dort vorne bestatten. Von den übrigen wollen wir morgen Abschied nehmen, sie sollen hier am Steilhang ein geschütztes Soldatengrab finden. Wohl jeder von der Kompanie ist in dieser Nacht an der unheimlichen, dunklen Reihe der stillen Männer vorbeigegangen. Gesprochen wurde nicht viel, hier und da ein Wort über die Angehörigen, soweit man sie kennt. Was soll man auch viel reden. Wer weiß — morgen — auch ich? Nicht davon reden, von dem Gedanken kommt man ohnehin nicht los. Wie der Tod die Menschen verändert. Im grauenden Morgen liegen sie da, bleich, kalt, leblos, unkörperlich. Man sieht es ihnen an, daß sie nicht schlafen, sie sind so seelenlos, unwirklich. Man versteht es kaum, daß sie heute morgen noch lebten wie wir. Die toten Leiber werden wir morgen begraben, die lieben Kameraden aber sollen unvergessen in uns weiterleben.

Kaum war es hell geworden nach dieser dritten Nacht unruhevoller Arbeit und heftiger Spannung, da setzte

Batterien in ihnen verborgen ſein. Alſo raus, ſo raſch als möglich. Ob ich wohl auch noch ſo laufen kann, wenn ich erſt einmal 45 Jahre alt bin wie der Häuptling? Da, ein Heulen vor uns, alles wirft ſich nieder und ſchon zerreißt ein ohrenbetäubender Krach die Luft. Das ging noch gut, 20 Meter rechts. Weiter, auf! Marſch — marſch! Immer länger wird die Kolonne, immer mehr bleiben zurück bei dieſem Wettrennen mit dem Tode, bei dem ſo leicht das Herz nicht mitkommt, die Lungen nach Luft ringen, die Knie zittern vor Anſtrengung und Erregung. Immer wieder rauſcht es in den Lüften, immer wieder liegen die Einſchläge in unſerer nächſten Nähe, ſo daß wir uns tief in die naſſe Erde drücken. Nur hier jetzt aushalten, nicht abreißen, nicht allein die Stellung ſuchen müſſen. Wenn man hier verwundet würde, einſam, verlaſſen von den Kameraden, hier, wo erſt wieder in der nächſten Nacht Menſchen vorbeikommen. Es iſt wunderbar, was man doch leiſten kann, wenn man will und muß. Ich behalte den Anſchluß und eine halbe Stunde ſpäter ſind wir im Graben.

Unſere Führer hatten ſchon recht. Hier heißt's ſchanzen, denn dieſe Stellung liegt ja ganz offen unter den Cotes Lorraines. „Die Hälfte der Kompanie vertieft bis zum Hellwerden die Grabenſohle und ſchafft Unterſchlupf in der Grabenwand, die andere Hälfte ſteht Poſten.“ Mit dieſem Befehl ſchickt mich der Hauptmann zu den Zugführern. Mancher möchte ja fluchen über ſolchen Befehl. Vier Stunden ſind wir auf der Straße marſchiert, ein oder zwei Stunden ſind wir durch Trichtergelände gehetzt, ausgepumpt ſind wir alle. Aber was hilft's, wenn's ums Leben geht. Wir können doch morgen früh nicht ungedeckt im Gelände liegen. Da hilft weder Fluchen noch Schimpfen, das doch alle militäriſche Tätigkeit ſo merkwürdig erleichtert. Da hilft nur Arbeiten. Der Häuptling hat zwar ein Erdloch mit ein

paar Brettern darüber, also für diese Stellung einen schönen Unterstand, aber er bleibt draußen bei uns, weil er weiß, daß nichts schlimmer ist, als wenn der Führer seine Truppe verläßt. Ich glaube, sie würden ihm, der 20 Jahre älter als die meisten ist, ein paar Stunden Schlaf neidlos gönnen, aber doch wissen sie es zu schätzen, daß er bei ihnen bleibt und zeigt, daß er auch einer von der Kompanie ist.

Der Tag verläuft leidlich ruhig. Wir bleiben in unseren Grabennischen und schlafen. Was zu trinken da war, hat die Nacht längst aufgezehrt, kalte Fleischbüchsen sind auch keine Leckerbissen, also bleibt von den drei Soldatenfreuden heute nur der Schlaf.

Abends kommt der Befehl: „Von 4 Uhr morgens ab höchste Gefechtsbereitschaft. Die westlich von uns liegende Höhe mit der Hohen Batterie über Damloup wird nach gründlicher Artillerievorbereitung von Norden her angegriffen. Die Kompanie hat einen Durchbruch des Gegners nach Osten in die Ebene zu verhüten und soll womöglich den Angriff unterstützen."

Die Nacht zum 11. Juli vergeht mit Essenholen, Postenstehen und Schanzen. Schlag 4 Uhr beginnt unsere Artillerie. Es ist noch halb Nacht und so können wir das Schauspiel voll genießen. An unserer Nebenfront fällt von Freund und Feind kein Schuß. Aber oben auf der Höhe hämmert und wuchtet unsere Artillerie. Da ist eine undurchdringliche Wand von Rauch, Staub und Feuer, von dem sich das Feuerwerk der roten, gelben und grünen Leuchtzeichen merkwürdig fröhlich abhebt. Es ist ein eigentümliches Gefühl, einmal die Hölle, die wir von innen ja genügend kennen, nun einmal von außen als unbeteiligte Zuschauer betrachten zu dürfen. Ich suche in meinem Herzen ein Urteil über dieses Schauspiel und finde kein anderes als „die armen Kerle, die jetzt da drin stecken". Kein lautes oder übermütiges

Wort fällt, ehrfürchtig verfolgen wir den gewaltigen Kampf. Die Sonne kommt, die Rauchwand da oben zerreißt und deutlich sehen wir, wie sich von der französischen Seite Gruppen und Schwärme langsam gegen die Angriffsfront bewegen — die Gefangenen. Also Sieg! Die Herzen schlagen schneller, die Augen blicken froh, hoffentlich kommt der Augenblick, wo wir auch eingreifen dürfen.

„Gegen einen so erschütterten Feind muß der Angriff ja leicht sein", meint der Hauptmann. „Wir wollen aber erst erkunden. Freiwillige für eine Patrouille vor!" Im Nu haben sich sechs Mann gemeldet. Mein neuer Freund Barthelmeß, Huber, der ewig tatendurstige Münchner Kaminkehrer, ein junger Arbeiter und zwei ältere Bauern. Ich bin mit meinen Gefreitenknöpfen der rangälteste und also der gegebene Führer. Endlich einmal Führer auf eigene Verantwortung und bei einer reizvollen Aufgabe. Wir sollen die 500 Meter Wiese, die uns noch vom Berg und den feindlichen Stellungen trennt, überschreiten und feststellen, ob der Franzl nicht schon längst abmarschiert ist, womöglich seine Stellung besetzen. Wie man das macht? — Da geht vom preußischen Nachbarregiment eine Patrouille schon 30 Meter vor der Stellung gegen den Feind an der Dicourt-Ferme vor. Also los, die sollen uns nicht zuvorkommen. Raus aus dem Graben, ausgeschwärmt und vorwärts. Alles geht gut. Der Berg liegt ruhig und friedlich vor uns, keine Posten sind zu sehen, da werden wir leichtes Spiel haben. Auf 150 Meter sind wir herangekommen, nichts rührt sich, wir gehen vorsichtig weiter, uns langsam gegen einen vorherbestimmten Punkt zusammenschließend. 120 Meter! Die müssen längst fort sein, sonst schössen sie ja. 100 Meter! Da, ein scharfes Pfeifen von Gewehrschüssen und schon liegen wir alle im leider nur mäßig hohen Gras. Rechts von mir ruft einer: „Mi

hat's derwiſcht"; wütendes Kläffen der feindlichen Gewehre iſt die Antwort. Vor und neben mir ſpritzt der Dreck von den einſchlagenden Geſchoſſen. Fatal. Immerhin, die Erkundungsaufgabe iſt gelöſt, die Stellung iſt gut beſetzt, vereinzelte Poſten ſchöſſen nicht ſo. Aber was nun? Ein „Angriff" iſt ſinnlos, ich weiß ja nicht einmal, ob wir noch alle kampffähig ſind. Zurückgehen iſt unmöglich, Zurückkriechen will ich verſuchen. Vorſichtig ſchiebe ich mich ½ Meter zurück, aber ſchon haben ſie mich erſpäht. Sie ſchießen. Was ſchlug da gerade an meine Gasmaskenbüchſe? Aha, ein ſchöner Streifſchuß, der dem Blech wenigſtens nicht weh getan hat. So geht's alſo nicht, ſo iſt's eine Frage weniger Minuten, ob ich einen richtigen Treffer abkriege. Es iſt doch gut, daß wir auf dem „Nudelbrett" des Exerzierplatzes ſo viele Uebungen im Kriechen und Decken gemacht haben. Wenn ich nur den Trichter einen Meter hinter mir erreiche, iſt viel geholfen. Er iſt groß genug, mich aufzunehmen. Dort kann ich weiter überlegen. Aber diesmal ſoll's ſchnell gehen, mit Ueberraſchung. Es gelingt, ich ſchnelle mich in den Trichter und bin geborgen.

Man merkt den Franzoſen drüben ja ihren Aerger an, denn ſie ſchießen wild in meine Gegend, aber das ſtört mich nicht. Mich quält vielmehr die Frage: was nun? Huber antwortet auf Zuruf rechts von mir, auch links ruft einer, die anderen laſſen nichts hören, tot, verwundet? Kann ich ihnen helfen, kann die Kompanie uns helfen? Weiß ſie, wie's uns ging? Wir müſſen warten, bis es dunkel wird, mindeſtens bis 8 Uhr, jetzt iſt es 10 Uhr vormittags. Alſo zehn Stunden allein mit der Frage, ob ſie uns fangen, verwunden oder totſchießen werden, zehn Stunden ohne einen Biſſen, ohne einen Schluck, ohne jede Ablenkung, unter den Strahlen eines glühenden Sommertages, 100 Meter von einem Feind, der nur auf eine unvorſichtige Bewegung wartet.

Ich unterſuche meine Taſchen. Alles leer, der Entſchluß zur Patrouille war ja ganz unvorbereitet gefaßt worden. Doch, was iſt da Steifes in der Bruſttaſche? Ein Umſchlag, den vor dem Abmarſch noch die Feldpoſt brachte, uneröffnet da hineingeſtopft. Der Inhalt: „Novellen von E. T. A. Hoffmann.“ Laß ſehen, ob das nicht gerade das Rechte für mich iſt. Ob dieſer Mann abenteuerlicher Erlebniſſe es mit meinem Abenteuer aufnehmen kann? Es iſt ein wunderliches Leſen, wenn die Seele eigentlich bei ganz anderen Dingen iſt, wenn man zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Freiheit und Gefangenſchaft ſteht und ſich nun gleichzeitig mit den ſonderbaren Gebilden einer ſolchen Einbildungskraft beſchäftigt. Dazu Hitze und Durſt, Hunger und Müdigkeit, kein Wunder, daß ſich die Gedanken verwirren und ich mich ſchließlich ungläubig frage, ob ich nun der kleine Herr Zaches oder der Patrouillenführer der 12. Kompanie bin, der heute abend noch gefangen oder abgeſchoſſen werden ſoll. Die ſchönſten franzöſiſchen Reden fallen mir dabei ein, mit denen ich die Herren begrüßen will. Doch das ſind alles nur Anwandlungen. Ich werde mich nicht fangen laſſen. Ueber mir ziehen deutſche Flieger, denen ich ſehnſüchtige Grüße ſchicke. Zur Unterhaltung wechſelt deutſches und franzöſiſches Artilleriefeuer, und mancher Splitter ſauſt haarſcharf über mich hin.

Stunde um Stunde ſchleicht dahin, Abendſtimmung ſenkt ſich auf die Landſchaft. Schon länger wird nicht mehr geſchoſſen, vielleicht ſind auch die Franzoſen beim Abendeſſen, vielleicht ſind ſie am Abend „heimgarten“ gegangen, wie unſere Bayern das zu tun pflegen. Alſo nutzen wir die Stunde. Kurz verſtändige ich mich mit den nächſten Nachbarn, wir wollen's wagen. Vorſichtig kriechen wir rückwärts. Nichts rührt ſich. Aber langſam und mühſam geht's ſo, wir ſtehen auf und rennen zurück. Petſch, petſch ſchlagen Gewehrſchüſſe um uns ein. Wir

decken uns und ſchnaufen aus, dann geht's wieder in großen Sätzen zurück, bis wir ſchließlich wohlbehalten in unſerem Graben landen. Mir ſcheint, der Häuptling iſt noch erleichterter als wir. „Ich danke euch", ſagt er ſchlicht. Um 11 Uhr kamen zwei weitere Teilnehmer, die völlige Dunkelheit abgewartet hatten. Mein Freund B. iſt draußen gefallen und einer von den Bauern, ſie waren raſch und leicht geſtorben. Ich habe einen langen Riß im Rückteil des Waffenrocks, auch das Hemd darunter iſt zerriſſen, die Haut aber hat dem Streifſchuß ſtandgehalten. Um 12 Uhr bricht die Kompanie auf, wir ſollen Damloup beſetzen und als Träger von Munition und Pioniermaterial zur Verfügung ſtehen.

Damloup iſt nichts als ein weißer Flecken in der grauen Umgebung umgepflügter Berge, abgeholzter Wälder, in Kraterſeen verwandelter Felder. Keine Hauswand iſt höher als 1 Meter, aber meterhoher Bauſchutt iſt auf die gewölbten Keller gebreitet und dient uns als willkommene Deckung. In dieſe Keller längs der Dorfſtraße verteilen wir uns im Trab, denn die Straße, die einzige Verbindung nach vorn, liegt ſtändig unter ſchwerem Feuer.

Die Keller ſind voll beſetzt, zweimal muß ich umziehen, bis ich ſchließlich ſo viel Platz finde, daß ich mich ausſtrecken kann. Lauter fremde Truppenteile, alles erſchöpft vom Wettlauf mit dem Tode als Melder, Eſſenholer, Minenträger uſw. Ich laſſe mich fallen und liege auf einem wenig wohlriechenden, ziemlich harten Sack. Was tut's, nach dieſem Tag ſchläft man überall, und beſſer als im Granatloch oder in Gefangenſchaft iſt's allemal.

Das Tageslicht fällt ſpärlich in dieſe Löcher. Ich liege auf Lauſeſtroh und faulen Kartoffeln, aber wenigſtens am „Fenſter", wo es weniger ſtinkt. Zu tun gibt's bei Tag nichts, niemand darf ſich ſehen laſſen. So

wird geſchwatzt und geſchimpft, geſchlafen und geſchrieben. Das Schimpfen iſt ja ſo leicht und es hilft entſchieden. Hat man die Schlechtigkeit der Welt einmal wieder im Gefühl der eigenen Vortrefflichkeit gründlich kritiſiert, dann kann man auch wieder lachen und ſingen. Freilich, wenn der Krieg immer ſo wäre wie vor Verdun, wäre es fürchterlich und auf die Dauer nicht auszuhalten. Wir konnten heute zuſehen, wie zwei Meldeläufer oben vom Berg ins Tal liefen. Ständig lagen Granateinſchläge um ſie herum, immer wieder warfen ſie ſich in Deckung, dann ſah man ſie wieder dahinrennen, bis ſchließlich eine Granate dicht vor ihnen einſchlug. Da war's zu ſpät. Was denen da geſchah, kann uns jederzeit geſchehen, ja auch unſere Keller ſind nur, „als ob" ſie kugelſicher wären. Bei einem Volltreffer ſind alle 30 Mann in dieſer Mauſefalle erledigt.

Zum erſtenmal iſt die Stimmung der Leute ſchlecht. Viele haben das Gefühl, zum Tode verurteilt zu ſein. Wir wiſſen nur nicht, wann der Henker kommt, uns zu holen. Kein Wunder, daß mancher Schwachmütige zuſammenklappt und daß ſich Fälle von Gehorſamsverweigerung im Abſchnitt mehren. Der Kommandierende General ſcheut zwar auch vor der Todesſtrafe nicht zurück, aber ſie hat hier ihre Schrecken verloren. Eine unſerer Kompanien, die etwas weiter hinten liegt, hat zweimal Leute anderer Truppenteile erſchießen müſſen. Der eine war ein älterer Landwehrmann, der ruhig und ſachlich erklärte: „Sterben muß ich ja doch, dann will ich mir wenigſtens die doch hoffnungsloſe Jagd ums Leben erſparen, der Tod läuft doch ſchneller als ich." Die Kameraden waren ſehr erſchüttert und geneigt, dieſem Standpunkt recht zu geben. Es gab leidenſchaftliche Ausſprachen. Ich kann ihnen nicht zuſtimmen. Der Tod iſt uns hier wirklich ſehr nahe, aber ſollen wir die Hoffnung aufgeben, ſolange wir noch leben? Bisher waren

wir immer noch ſchneller als er, und wer weiß, ob er's wirklich auf uns abgeſehen. „Und dann, habt ihr wirklich ganz das Gefühl dafür verloren, daß das Feigheit iſt, Feigheit, wie ſie jeder ehrliche Mann verachtet? Was wäre denn nun, wenn wir uns alle weigerten, den Kameraden vorn Hilfe zu bringen? Was würden wir ſagen, wenn wir das nächſtemal vorne keine Verpflegung und keine Munition bekämen? Hätten wir dann vielleicht Mitleid mit dem ſchwachen Menſchen, der euch jetzt leid tut?" So etwas verſtehen ſie. Ruft man ihren Egoismus an, dann packt man ſie am empfindlichſten Punkt. Ein Wunder iſt's ja nicht, daß gelegentlich die Widerſtandskraft verſagt, und ich teile durchaus den Wunſch derer, die einmal die Heimatkrieger mit ihrem Pathos wenigſtens auf drei Tage hierherwünſchen. Dieſes Kellerverlies, in dem man nur ſchlafen oder ſchwatzen kann, verbeſſert die Stimmung ja nicht, es iſt nicht das geringſte da, über das man ſich freuen könnte, um ſo mehr aber Gelegenheit zum Schimpfen und Miesmachen.

Ich wundere mich ja über mich ſelbſt. Ich bin doch ſonſt ein ſo kritiſches Gemüt, aber wenn die alten Waſchweiber zu ſchimpfen anfangen, kann ich nicht mit. „Der Bluatskrieg, der Schwindel, der verfluachte, wenn bloß alles verrecket, freilich, die Großkopfeten daheim, die tean ſich leicht, die verdeanen noch was und wir müſſen unſere Köpf' dafür hinhalten." Dann kommen die Klagen über die Unabkömmlichen, die Munitionsarbeiter, die Etappenleute, die Drückeberger uſw. „Wer ſorgt denn dafür, daß wir den Krieg nicht ſchon längſt verloren haben? Nur wir da hervorn an der Front?"

„Na, und die 39 Mann, die wir geſtern nacht hier aus den Kellern aufgeſtöbert haben, weil ſie ſich aus der Stellung hierher verkrochen hatten — waren das vielleicht Helden, ja, waren die beſſer als die Etappenbrüder, die ich auch nicht riechen kann?"

„Ja, das waren doch keine Bayern, bei uns kommt das nicht vor", meint Xing, während einer mit verbissenem Gesicht brummt: „Dumm genug, daß wir's nicht auch so machen. Wenn wir nicht mehr vorgingen, wär' der Krieg von selbst gar." „Freilich, du Kamel, am Vaurberg und vielleicht in Frankreich wär' er gar, aber in Deutschland ging' er von neuem los, dann kämen die Franzosen eben zu uns."

„Das wär' mir gleich, das kann uns doch einerlei sein, an wen wir unsere Steuern zahlen, an die Bayern oder an die Preißen oder an die Franzosen. Die Franzosen sind doch genau solche Menschen wie wir." Der Sprecher, der Wastl, ist ein großer Bauer von der schwäbischen Hochebene, mit breitem, schwarzem Bart und listigen Augen. Er ist unbeliebt in der Kompanie, weil er die schönen Packln mit Geräuchertem immer allein verschlingt und seine Schätze dabei sorgfältig mit seinem breiten Rücken gegen begehrliche Blicke deckt. Wie einen Schlag spüre ich solche Rede. Gibt's denn unter uns solche „vaterlandslose Gesellen", wie wir sie aus Zeitungen und Büchern kennen, in unserer Kompanie, unter Kameraden, die zusammen fürs Vaterland kämpfen wollen? Dem möchte ich derb übers Maul fahren. Aber es ist nicht nötig.

Der Sanitäter Xing, der Gärtnergehilfe, besorgt es ihm gründlich. „Du trauriger Großbauer, du trauriger, du willst den Franzosen Steuern zahlen, wahrscheinlich weil du den Deutschen bisher keine bezahlt hast. Werd' doch gleich ganz ein Franzos, du mit deinem greislichen schwarzen Franzosenbart. Da gehört dir mit deinem Anwesen ein ganzes Stück vom deutschen Vaterland zu eigen, und du Hund, du miserabliger, meinst, du hast kein Vaterland und brauchst es nicht zu verteidigen. Was soll dann ich sagen? Ich arbeite nur gegen Lohn auf fremdem Boden und wohne gegen Miete unterm

Dach von einem großen Nürnberger Zinskaſten. Vor dem Krieg habe ich mich einen Proletarier geheißen. Mir gehört nichts vom Vaterland, ich kämpfe dafür, daß einem ſolchen Hanswurſten wie dir ſein' Sach' nicht vom Franzoſen weggenommen wird, und du red'ſt dann ſo. Iſt das nicht auch Vaterland, wie wir jetzt beiſammenſitzen, aus allen Berufen und Gegenden, und zuſammenhalten und jeder für den anderen einſteht? Soll ich's einmal machen wie du und bloß an mich denken? Du biſt der erſte, der „Sanitäter" ſchreit, wenn ein Querſchläger an ihm vorbeiſauſt, und der aus der Labeflaſche ſaufen will, wenn's einen warmen Marſch gibt. Was wär' das, wenn ich dann ſag, dem Waſtl helfen ſchon die Franzoſen, mich geht er nix an." Ganz erregt iſt er aufgeſtanden und ſteht jetzt in ſeiner ganzen Größe vor dem ſchwarzen Kerl, der in ſich zuſammengekrochen iſt und zaghaft ſagt: „Geh, Schorſch, ſei ſtad, man red't doch nur, und wenn's ums Leben geht, dann red't man manches aus Zorn über die Ungerechtigkeit." Ring dreht ihm verächtlich den Rücken und ſagt nur: „Ums Leben ſchwätzt mer net, da muß mer ſchaffen und kämpfen."

Als Ordonnanz vom Hauptmann habe ich's in Damloup ſchön. Meine Arbeit iſt, einige Male im Granatfeuer im Dorf herumzuſpringen, ein Handgranatenlager in Ordnung zu halten und bei den nächtlichen Transporten Material auszugeben. Den Kreuz- und Leidensweg zum Fort Vaux hinauf darf ich mir diesmal ſparen. Ein etwas peinliches Gefühl, es beſſer zu haben als die Kameraden, aber die ausgleichende Gerechtigkeit wird ſchon dafür ſorgen, daß ich's in ein paar Tagen wieder ſchlechter habe als andere.

6. Auguſt 1916. Vier Wochen bin ich zu keiner zuſammenhängenden Niederſchrift mehr gekommen. Noch immer liegen wir bald vor, bald hinter dem Fort Vaux, bald hinten in mäßigem Waldlager, bald in der

Mitte als Trägertrupp, bald vorn, wo man mindeſtens die Nerven oder den Verſtand, meiſt aber das Leben verliert. Ein ſchöner Lichtblick war's, als ich „als Ordonnanz" mit dem Häuptling einen Spaziergang nach Douaumont machen durfte, an nebligem Tage und zu ruhiger Stunde, alſo ohne ſtändig zu lauſchen, ob die nächſte Granate für uns beſtimmt ſei. Die Raſematten ſind leidlich erhalten und die Beſatzung hat's hier wahrſcheinlich behaglicher als wir in den Kerkern von Damloup. Aber furchtbar iſt das weite Totenfeld um das Fort herum. Nicht ein Hauch von Leben iſt übriggeblieben, die Baumſtümpfe ſind tot, die Grasnarbe iſt verbrannt, der Boden iſt bis zu vier Meter tief aufgewühlt, umgepflügt, zerſchunden, gemartert, grau und tot, genau wie die Vielen von Freund und Feind, die hier noch unbeerdigt liegen. Hier ragt eine Knochenhand hervor, da ein halbverweſter Schädel unter dem deutſchen Stahlhelm, hier liegt ein Franzoſe, in voller Marſchausrüſtung bei der Ablöſung niedergemäht, dort ein Deutſcher, der die Kochgeſchirre für ſeine Kameraden hier heraufgeſchleppt hatte, als ihn der Tod kurz vor dem Ziele ereilte. Vieles iſt ſchon aufgeräumt, aber bei Tage dürfen ſich nur einzelne Menſchen kurz ſehen laſſen, ſonſt wird der ganze Berg mit Artilleriefeuer zugedeckt. Auch wir verziehen uns eilig, als die Sonne durchzubrechen droht.

Am 3. Auguſt hat unſer 3. Batl. vorwärts von Fort Vaux angegriffen. Wir liegen in Reſerveſtellung und ſehen nur den Strom der Gefangenen an uns vorüberziehen. Viel Schwarze ſind darunter. Die Leute ſehen ſehr erſchöpft aus, den Höllenweg vom Fort, den wir nur nachts und doch meiſt nur im Streufeuer machen müſſen, haben ſie während des Kampfes zurücklegen müſſen. Unſere Leute ſaßen in der Bereitſchaftsſtellung im toten Winkel eines Hangs und ſahen ſich den Feind

an. Doch beim Anſchauen blieb's nicht, ſie haben ihn aber weder um „souvenirs" gebeten, noch erſchlagen, ſondern ihm ihre Feldflaſchen angeboten. So ſind unſere Leute. Sie hatten ſelbſt nichts als eine Flaſche für den Hochſommertag und haben alles hergeſchenkt, mitleidig und teilnahmsvoll, wie eben der Deutſche iſt. Auch die Schwarzen wurden nicht ausgeſchloſſen. Mir ging's ſehr wider den Strich, ich ließ es aber geſchehen. Man muß ſich ja auch wieder freuen, daß ſich die Leute in all dem Eigennutz noch ſo viel Menſchlichkeit bewahrt haben. Sie ſind doch gute Kerle und widerlegen am beſten alles Geſchwätz von angeblich erſchlagenen Gefangenen. Die Gefangenen ſind bei uns unbedingt ſicher wie einſt „in ritterlicher Haft".

Am 5. haben wir vorn wieder abgelöſt, im Bergwald, 3000 Meter vorwärts vom Fort Vaux, nicht weit vom Fort Souville, das wir haben müßten, wollten wir Verdun, das noch immer unbezwungene, endlich erobern. Ich habe mich ſchlecht vorbereitet. Seit kurzem verſtehen die Franzoſen auch unſern „toten Hang" zu erreichen und wir mußten uns auch hier gewöhnen, mit affenartiger Geſchwindigkeit in den Stollen zu verſchwinden. Am beſten rutſcht man natürlich mit den Füßen voran die Stufen herunter. „In der Eile" habe ich heute aber den Kopf vorausgenommen und ihn ganz gewaltig an den Rahmenhölzern angeſchlagen. Und der Schädel lohnte das mit mehrtägigem, heftigem Brummen. Die Kompanie iſt recht geſchwächt. Am Abmarſchtag hatten wir noch drei Tote, weil die ungeſchickten Burſchen mit einer Handgranate gekocht hatten. Sie hatten nicht etwa das offene Pulver angezündet, wie man das ja mit dem Schwarzpulver der Gewehrpatronen manchmal tut, ſie hatten den geſchloſſenen Sprengkörper angezündet, der Erfolg war entſprechend. Andere ſind durch „Ruhr" ausgefallen. Fetteſte Salzkonſerven, kalten Kaffee und

Ich unterſuche meine Taſchen. Alles leer, der Entſchluß zur Patrouille war ja ganz unvorbereitet gefaßt worden. Doch, was iſt da Steifes in der Bruſttaſche? Ein Umſchlag, den vor dem Abmarſch noch die Feldpoſt brachte, uneröffnet da hineingeſtopft. Der Inhalt: „Novellen von E. T. A. Hoffmann.“ Laß ſehen, ob das nicht gerade das Rechte für mich iſt. Ob dieſer Mann abenteuerlicher Erlebniſſe es mit meinem Abenteuer aufnehmen kann? Es iſt ein wunderliches Leſen, wenn die Seele eigentlich bei ganz anderen Dingen iſt, wenn man zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Freiheit und Gefangenſchaft ſteht und ſich nun gleichzeitig mit den ſonderbaren Gebilden einer ſolchen Einbildungskraft beſchäftigt. Dazu Hitze und Durſt, Hunger und Müdigkeit, kein Wunder, daß ſich die Gedanken verwirren und ich mich ſchließlich ungläubig frage, ob ich nun der kleine Herr Zaches oder der Patrouillenführer der 12. Kompanie bin, der heute abend noch gefangen oder abgeſchoſſen werden ſoll. Die ſchönſten franzöſiſchen Reden fallen mir dabei ein, mit denen ich die Herren begrüßen will. Doch das ſind alles nur Anwandlungen. Ich werde mich nicht fangen laſſen. Ueber mir ziehen deutſche Flieger, denen ich ſehnſüchtige Grüße ſchicke. Zur Unterhaltung wechſelt deutſches und franzöſiſches Artilleriefeuer, und mancher Splitter ſauſt haarſcharf über mich hin.

Stunde um Stunde ſchleicht dahin, Abendſtimmung ſenkt ſich auf die Landſchaft. Schon länger wird nicht mehr geſchoſſen, vielleicht ſind auch die Franzoſen beim Abendeſſen, vielleicht ſind ſie am Abend „heimgarten“ gegangen, wie unſere Bayern das zu tun pflegen. Alſo nutzen wir die Stunde. Kurz verſtändige ich mich mit den nächſten Nachbarn, wir wollen's wagen. Vorſichtig kriechen wir rückwärts. Nichts rührt ſich. Aber langſam und mühſam geht's ſo, wir ſtehen auf und rennen zurück. Petſch, petſch ſchlagen Gewehrſchüſſe um uns ein. Wir

decken uns und ſchnaufen aus, dann geht's wieder in großen Sätzen zurück, bis wir ſchließlich wohlbehalten in unſerem Graben landen. Mir ſcheint, der Häuptling iſt noch erleichterter als wir. „Ich danke euch", ſagt er ſchlicht. Um 11 Uhr kamen zwei weitere Teilnehmer, die völlige Dunkelheit abgewartet hatten. Mein Freund B. iſt draußen gefallen und einer von den Bauern, ſie waren raſch und leicht geſtorben. Ich habe einen langen Riß im Rückteil des Waffenrocks, auch das Hemd darunter iſt zerriſſen, die Haut aber hat dem Streifſchuß ſtandgehalten. Um 12 Uhr bricht die Kompanie auf, wir ſollen Damloup beſetzen und als Träger von Munition und Pioniermaterial zur Verfügung ſtehen.

Damloup iſt nichts als ein weißer Flecken in der grauen Umgebung umgepflügter Berge, abgeholzter Wälder, in Kraterſeen verwandelter Felder. Keine Hauswand iſt höher als 1 Meter, aber meterhoher Bauſchutt iſt auf die gewölbten Keller gebreitet und dient uns als willkommene Deckung. In dieſe Keller längs der Dorfſtraße verteilen wir uns im Trab, denn die Straße, die einzige Verbindung nach vorn, liegt ſtändig unter ſchwerem Feuer.

Die Keller ſind voll beſetzt, zweimal muß ich umziehen, bis ich ſchließlich ſo viel Platz finde, daß ich mich ausſtrecken kann. Lauter fremde Truppenteile, alles erſchöpft vom Wettlauf mit dem Tode als Melder, Eſſenholer, Minenträger uſw. Ich laſſe mich fallen und liege auf einem wenig wohlriechenden, ziemlich harten Sack. Was tut's, nach dieſem Tag ſchläft man überall, und beſſer als im Granatloch oder in Gefangenſchaft iſt's allemal.

Das Tageslicht fällt ſpärlich in dieſe Löcher. Ich liege auf Lauſeſtroh und faulen Kartoffeln, aber wenigſtens am „Fenſter", wo es weniger ſtinkt. Zu tun gibt's bei Tag nichts, niemand darf ſich ſehen laſſen. So

wird geſchwatzt und geſchimpft, geſchlafen und geſchrieben. Das Schimpfen iſt ja ſo leicht und es hilft entſchieden. Hat man die Schlechtigkeit der Welt einmal wieder im Gefühl der eigenen Vortrefflichkeit gründlich kritiſiert, dann kann man auch wieder lachen und ſingen. Freilich, wenn der Krieg immer ſo wäre wie vor Verdun, wäre es fürchterlich und auf die Dauer nicht auszuhalten. Wir konnten heute zuſehen, wie zwei Meldeläufer oben vom Berg ins Tal liefen. Ständig lagen Granateinſchläge um ſie herum, immer wieder warfen ſie ſich in Deckung, dann ſah man ſie wieder dahinrennen, bis ſchließlich eine Granate dicht vor ihnen einſchlug. Da war's zu ſpät. Was denen da geſchah, kann uns jederzeit geſchehen, ja auch unſere Keller ſind nur, „als ob" ſie kugelſicher wären. Bei einem Volltreffer ſind alle 30 Mann in dieſer Mauſefalle erledigt.

Zum erſtenmal iſt die Stimmung der Leute ſchlecht. Viele haben das Gefühl, zum Tode verurteilt zu ſein. Wir wiſſen nur nicht, wann der Henker kommt, uns zu holen. Kein Wunder, daß mancher Schwachmütige zuſammenklappt und daß ſich Fälle von Gehorſamsverweigerung im Abſchnitt mehren. Der Kommandierende General ſcheut zwar auch vor der Todesſtrafe nicht zurück, aber ſie hat hier ihre Schrecken verloren. Eine unſerer Kompanien, die etwas weiter hinten liegt, hat zweimal Leute anderer Truppenteile erſchießen müſſen. Der eine war ein älterer Landwehrmann, der ruhig und ſachlich erklärte: „Sterben muß ich ja doch, dann will ich mir wenigſtens die doch hoffnungsloſe Jagd ums Leben erſparen, der Tod läuft doch ſchneller als ich." Die Kameraden waren ſehr erſchüttert und geneigt, dieſem Standpunkt recht zu geben. Es gab leidenſchaftliche Ausſprachen. Ich kann ihnen nicht zuſtimmen. Der Tod iſt uns hier wirklich ſehr nahe, aber ſollen wir die Hoffnung aufgeben, ſolange wir noch leben? Bisher waren

wir immer noch schneller als er, und wer weiß, ob er's wirklich auf uns abgesehen. „Und dann, habt ihr wirklich ganz das Gefühl dafür verloren, daß das Feigheit ist, Feigheit, wie sie jeder ehrliche Mann verachtet? Was wäre denn nun, wenn wir uns alle weigerten, den Kameraden vorn Hilfe zu bringen? Was würden wir sagen, wenn wir das nächstemal vorne keine Verpflegung und keine Munition bekämen? Hätten wir dann vielleicht Mitleid mit dem schwachen Menschen, der euch jetzt leid tut?" So etwas verstehen sie. Ruft man ihren Egoismus an, dann packt man sie am empfindlichsten Punkt. Ein Wunder ist's ja nicht, daß gelegentlich die Widerstandskraft versagt, und ich teile durchaus den Wunsch derer, die einmal die Heimatkrieger mit ihrem Pathos wenigstens auf drei Tage hierherwünschen. Dieses Kellerverlies, in dem man nur schlafen oder schwatzen kann, verbessert die Stimmung ja nicht, es ist nicht das geringste da, über das man sich freuen könnte, um so mehr aber Gelegenheit zum Schimpfen und Miesmachen.

Ich wundere mich ja über mich selbst. Ich bin doch sonst ein so kritisches Gemüt, aber wenn die alten Waschweiber zu schimpfen anfangen, kann ich nicht mit. „Der Bluatskrieg, der Schwindel, der verfluachte, wenn bloß alles verrecket, freilich, die Großkopfeten daheim, die tean sich leicht, die verdeanen noch was und wir müssen unsere Köpf' dafür hinhalten." Dann kommen die Klagen über die Unabkömmlichen, die Munitionsarbeiter, die Etappenleute, die Drückeberger usw. „Wer sorgt denn dafür, daß wir den Krieg nicht schon längst verloren haben? Nur wir da hervorn an der Front?"

„Na, und die 39 Mann, die wir gestern nacht hier aus den Kellern aufgestöbert haben, weil sie sich aus der Stellung hierher verkrochen hatten — waren das vielleicht Helden, ja, waren die besser als die Etappenbrüder, die ich auch nicht riechen kann?"

die auch nur einigermaßen so ausgebaut war wie die, die wir fein im Stande unseren Nachfolgern übergeben haben? Sicher niemals. Die zwei ersten Tage verliefen ruhig.

Am Nachmittag des zweiten Tages gab's endlich einmal auch eine freudige Ueberraschung. Unsere Mörser beschossen den gegenüberliegenden Graben, daß hohe Springbrunnen von Erde, Steinen, Brettern und Sandsäcken aufstiegen. Auch uns wurde es unheimlich, denn die Entfernung war sehr gering und unsere Artillerie hat eine unbegreifliche Neigung, zu kurz zu schießen. Freilich, zugegeben hat sie es niemals, wenn sie nicht gerade einmal ihren eigenen Beobachter verschüttet hat, was sogar auch vorkommt. Auf einmal bringt ein Posten drei Franzosen angeschleppt, die kreidebleich und ohne Waffen in unseren Graben gesprungen sind. Sie hätten das Feuer nicht mehr ausgehalten, das auf ihrer nahgelegenen Sappe ganz besonders gewütet habe. Das gibt eine lange Vernehmung, die eine erwünschte Unterbrechung bedeutet. Es sind einfache Leute, die wenig Bescheid wissen und deren einziger Gedanke ist: „La guerre finie." Merkwürdig, die Heimatbriefe, die sie bei sich haben, genau als ob sie eine Bauernfrau daheim bei uns geschrieben hätte, Liebe, Sehnsucht, Angst, Zorn — in diesen Grundeigenschaften ist fast völlige Uebereinstimmung. Nachts werden sie zum Bataillon im Steinbruch und von da zum Fort gebracht. Wir wünschen ihnen herzlich gute Reise. Der besiegte Feind wirkt beinahe als Kamerad, er ist ja Schicksalsgenosse, genau wie wir ein Sandkorn in dem unheimlichen Geschehen, an dem er nur leidend, kaum tätig Anteil hat. Es wäre wirklich an der Zeit, daß wir auch einmal etwas zu tun bekommen. Das Soldatsein gehört doch grundsätzlich nicht zu den Leideformen des menschlichen Lebens, sondern es gilt als seine tätigste. Wir aber

halten ſeit Monaten aus, ſei es Trommelfeuer, ſei es Schleppdienſt, wir führen Befehle aus, die irgendwo hinten gegeben werden, ohne daß wir einmal aus eigenem Entſchluß, in eigener Verantwortung handeln dürften. Dazu bot der Angriffskrieg doch immer wieder Möglichkeiten. Das war das Ergebnis eines Plauderſtündchens, das der Hauptmann heute in meinem Beiſein mit ſeinen Zugführern hatte.

Ich habe beim Häuptling ſchon wirklich einen guten Platz. So lernt man auch die Offiziere kennen, von denen man ſich doch leicht einen falſchen Begriff macht, wenn man immer durch das Vorgeſetztenverhältnis von ihnen getrennt iſt. Den 1. Zug führt ein Lehrer in meinen Jahren, der höchſtens 1 Jahr Frontdienſtzeit hat. Er gehört zu jenen Erſatzreſerviſten, die vom Rekrutendepot aus zum Offizierskurs kamen und Leutnant wurden, ohne je vorher an der Front geweſen zu ſein. Er kehrt den Vorgeſetzten mir gegenüber gar nicht hervor und behandelt mich einſtweilen kameradſchaftlich, was ich vom aktiven Regiment her gar nicht gewöhnt bin, aber natürlich dankbar annehme.

Der Zugführer vom 2. Zug iſt ein junger Theologieſtudent, den man nach der erſten Viertelſtunde lieben muß. Schlank, ſchmal, blond iſt er, doch dabei nicht etwa ariſtokratiſch, ſondern eher bäuerlich ausſehend. Seine Augen ſtrahlen immer und ſtets iſt er bereit, ſeinen Leuten zu helfen, ihnen mit gutem Beiſpiel an die Hand zu gehen, ſie durch ein Scherzwort zu ermuntern. Er ſtammt aus dem Volk, hat als junger Freiwilliger den Krieg von Anfang an mitgemacht und weiß, wie es tut, „nur Infanteriſt" zu ſein. Auch er hat das gewiſſe Etwas wie die meiſten ſeiner älteren Amtsbrüder. Der geweihte Prieſter, der in der Hierarchie hoch über dem Laien ſteht, ſteht ihm im bürgerlichen und im ſoldatiſchen Leben ganz nahe, iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch,

Bauern- oder Handwerkersohn, der die Nöte des Volkes in seinem Vaterhaus selbst erlebt hat, der seine Sprache spricht und versteht, dem sie vertrauen, obwohl er ein Studierter und ein Geweihter ist. Der evangelische Pfarrer, der nur ein Diener seiner Gemeinde sein soll, der ein Mensch ist wie die Glieder seiner Gemeinde, findet, wie mir scheint, schwerer den Weg zu den „Brüdern". Er stammt oft aus höheren Schichten, ist oft Pfarrers- oder Lehrerssohn, oft ein gelehrtes Haus, ein frommer Mensch und was man sonst noch alles von einem Pfarrer erwarten kann, aber das Vertrauen der einfachen Leute findet er nicht so leicht. Gerade dadurch und trotz Zölibat scheint mir die katholische Kirche mehr Volkskirche zu sein als ihre aus einer Volksbewegung gegen die Hierarchie entstandene jüngere Schwester. Auf was alles man kommt, wenn man 50 Meter vom Feind Tagebuch schreibt.

Den 3. Zug führt der Vizefeldwebel Eberl, zu Hause vielleicht Arbeiter, hier einer der schneidigsten Soldaten, die mir je begegnet sind. Ihm fehlt die Autorität der Vorbildung und des Dienstgrads, er ersetzt sie aber spielend durch seine rücksichtslose Tapferkeit. Zweimal schon hat er aus dem feindlichen Graben Gefangene geholt und jeder in seinem Zug hat unbegrenztes Vertrauen zu ihm. So hat er die Leute fest in der Hand, wo er hingeht, bleibt keiner zurück.

12. August. Die letzten Tage vorne ist mir das Schreiben vergangen, und da ich morgen zum Offizierskurs in die Heimat fahre, ist heute die letzte Gelegenheit, um etwas aufzuschreiben.

Kaum waren unsere Franzosen mit den Essenholern abmarschiert, da kam der Meldeläufer vom Bataillon sehr wichtig und geschäftig gerannt und fragte: „Wo ist der Kompanieführer? Schnell, ich habe wichtige Befehle." Wichtige Befehle schätzen wir eigentlich nicht

so sehr, wenn sie nicht gerade die Ablösung betreffen, und solche kamen am zweiten Abend ja gar nicht in Frage. Also sicher nichts Angenehmes. Aber ich brauche ja nicht neugierig zu sein, als Ordonnanz vom Häuptling werde ich ja gleich erfahren, was es für Geheimnisse gibt. Drunten im Unterstand liest er vor: „Das Nachbarregiment rechts greift früh 5 Uhr an. Höchste Alarmbereitschaft ist befohlen. Die Kompanien müssen jederzeit zur Unterstützung und zum Auffangen eines Gegenstoßes bereit sein." „Das ist ja beinahe ein Gefechtsauftrag. Hoffentlich wird's nicht wieder so wie bei der Dicourt-Ferme neulich, daß wir zusehen, wie die Nachbarn siegen, und untätig das in Empfang nehmen, was der Franzl von seinem überreichen Artilleriesegen in die Nachbarschaft verstreut." Der Hauptmann hat's wieder erfaßt, bisher ist das noch immer unser Schicksal gewesen. Aber warten wir den 8. August ab.

Punkt ½5 Uhr beginnt unsere Artillerie überfallartig mit dem Zerstörungsfeuer auf der ganzen Front. In allen Tonlagen, in allen Geschwindigkeiten heult, saust, gurgelt und tost das Unwetter über uns hinweg. Hinter uns bellen und kläffen, brummen und krachen die Abschüsse der verschiedensten Kaliber und drüben sieht man nur das altbekannte Bild der tosenden, mit jedem Schlag unbarmherzig Vernichtung gebärenden Hölle von Rauch, Feuer, Staub, Erde, Steinen und Baustoffen in wirrem Durcheinander. So unbeteiligt wie vor vier Wochen unten in der Ebene sind wir hier oben nicht. Jeden Augenblick kann drüben das Sperrfeuer einsetzen und dann ist's zu spät, die neugierigen Köpfe wegzunehmen. Aber wer denkt daran. Alles späht über die Grabenwand, um ja den Beginn des Infanterieangriffs nicht zu versäumen. Drüben schweigen sie. Sind sie so überrascht worden, daß sie in dem Höllenfeuer den Weg zu den Geschützen nicht mehr wagen? Das ist eigentlich

nicht französische Art. Die haben wir bisher noch immer auf ihrem Posten gefunden. Allmählich geraten wir in Begeisterung. Es hat doch etwas sehr Beruhigendes, zu sehen, wie da drüben all das in Stücke zerschlagen wird, was wir die ganze Zeit als den Sitz des bösen Feindes betrachtet, vielleicht sogar gefürchtet haben. Ein Volltreffer in die nahegelegene Sappe, aus der wir gestern immer wieder mit Gewehrgranaten geärgert worden waren, ist ein freudiger Höhepunkt. „Denen gönn ich's, denen Sauhunden, den verreckten. Hätten uns ja auch in Ruhe lassen können. Geschieht ihnen recht, den Bazi, den miserabligen." — „Da schaug her, dös war ganz a schware, die ham nix zum lachen, wenn die auf an Unterstand troffen hat." — „Wo bleim denn die Unsrigen, traun die sich net raus, die Schwabenteifel, müassen mir kommandieren: Gerade aus fuirede Schitze. Flacket eich na und fuiret!"

Da — eben ist's 5 — wird's rechts drüben lebendig. Die graue Mauer steigt wie mit einem Schritt aus dem vordersten Graben und stürmt vorwärts. Unsere Artillerie legt das Feuer vor, die Infanterie stürmt in großen Sprüngen gegen die französische Stellung. Da, gerade als unsere Spannung am höchsten gestiegen ist, als jeder mit vorstürzen möchte, auch die Aengstlichen und Gehemmten, da geht's drüben los. Rasendes Maschinengewehrfeuer schlägt herüber und läßt uns die Köpfe in Deckung nehmen, Leuchtzeichen steigen auf und geben der französischen Artillerie das Zeichen zum Sperr- und Vernichtungsfeuer. Der Befehl: „Deckung nehmen" ist vollzogen, bevor er noch gegeben ist, und alles sucht Schutz in Unterständen, Stolleneingängen, Nischen. Das Schauspiel ist vorüber, die Wirklichkeit ist wieder grausam nahe. Wenige Posten beobachten. Es hat ja keinen Zweck, mehr Leben zu gefährden, als zur Sicherung unserer Gefechtsaufgabe nötig ist.

Ein Eiſenſturm wettert um unſeren Graben, wie wir ihn noch nie erlebt. Solche Artilleriemaſſen gibt's eben nur vor Verdun. Sie machen aus dem Menſchen, aus dem einzelnen Kämpfer einen Dreck. Was bedeutet er in ſolchem Aufruhr, der viel gewaltiger iſt als der Aufruhr der Naturgewalten, den man früher ſo gerne als Gipfelpunkt aller Schrecken ausmalte. Einſtweilen iſt die beſte Deckung jedes einzelnen die wichtigſte Aufgabe, freilich auch die ſchwierigſte, denn wo ſoll man die Kompanie auch nur ſplitterſicher unterbringen? Auf der Treppe zum Kompanieführer drängt ſich die halbe Kompanie, auf jeder Stufe ſitzen drei, zu Mann auf ſieben Stufen. Weh' ihnen und uns, wenn auch nur ein leichter Schuß an den Eingang oder gar auf ihn trifft. Alle ſind wir verloren, wenn wir dann verſchüttet werden. Denn einen zweiten Ausgang hat dieſe Mauſefalle nicht. Solche Anſammlungen ſind natürlich unſinnig. Aber was ſoll der Hauptmann befehlen? Soll er verlangen, daß ſich die Leute in den offenen Graben legen und warten, bis dort mehrere Schüſſe dieſelbe Arbeit ſicher tun, die ein einziger Schuß auf den Unterſtand möglicherweiſe auch tun wird. Kann er, der zu unterſt und leidlich ſicher hauſt, ſeine Leute, ſeine Kompanie in den ſicheren Tod hinausweiſen? Das bringt er nicht übers Herz, wenn es ihm auch bang genug zu Mute iſt, wenn er dran denkt, wie wir uns alle den Weg verſperren und nicht nur gemeinſam verſchüttet, ſondern auch gefangen werden können. Drum müſſen die Poſten immer wieder nachgeſehen und abgelöſt werden. So ein Ablöſungsbefehl iſt ja eigentlich eine Art Todesurteil, denn es iſt geradezu ein Wunder, wenn man nicht getroffen wird. So kommen auch bald die erſten Verwundeten an und Ring und ſeine Gehilfen haben reichlich Arbeit.

Rast geht's gruppenweise vorwärts, einen ganz sanft abfallenden Hang hinab zur Stellung.

Unterwegs liegt ein Steinbruch, ein halbkreisförmiges Gebilde, dessen Steinwände dem Feinde zugekehrt sind. Es ist ein wichtiger Stützpunkt mit tiefen Stollen für den Batl.-Stab, für Munition und für den Verbandplatz. Der Weg führt hart dort vorbei, die Unterstände sind eine gewisse Beruhigung, falls die Schießerei wieder losgeht. Gerade hier ist's heute ruhig, wir eilen weiter, die Ruhe auszunutzen. Da, 50 Meter nach dem Steinbruch, geht's los, Salve auf Salve vor die Stolleneingänge, dort, wo wir eben noch gestanden hatten. Wir werfen uns noch viel „blitzartiger" als auf dem Exerzierplatz zu Boden. Auf was liege ich denn? Auf einer schlüpfrigen Masse, deren Geruch mich in der Kehle würgt. Und was ist das, mit einem Schlag ist die ganze Gegend fast taghell erleuchtet. Im Steinbruch muß ein Leuchtmittellager in Brand geschossen worden sein. Nun sehe ich auch, wo ich liege. — Auf einer Leiche, die schon länger unter dieser Sommersonne gelegen haben muß. Was hilft diese Erkenntnis? Gar nichts. Nur ja nicht rühren. Bei diesem Feuerwerk muß man drüben die geringste Bewegung sehen. Die spähen jetzt sicher nach jeder verräterischen Bewegung. Zehn Minuten liege ich so, so nah als möglich an den toten Kameraden gepreßt, im Tode noch hilft er mir.

Das Licht erlischt. Ich stehe auf, doch die geblendeten Augen sehen nichts, der furchtbare Ekel wird erst jetzt mächtig, da die Gefahr vorbei ist, und dreht mir den Magen um. Das erleichtert. Aber der Anschluß an die ohnehin aufgelöste Kompanie ist verloren. Abgerissen, allein, vor einer unbekannten Stellung, die zum Teil zerschossen und unterbrochen ist. Richtung geben allein die Leuchtkugeln der Franzosen. Wo sie aus großen Fallschirmen langsam, quälend langsam über das Nie-

mandsland ſchweben und den Feind ſuchen, dort muß die franzöſiſche Stellung ſein. Vorſichtig gehe ich vorwärts. Von der Kompanie iſt nichts zu hören. Die halten Seitengewehr und Schanzzeug feſt, um ſich nicht durch Klappern zu verraten. Die Leuchtzeichen ſteigen alle halblinks auf, alſo muß unſere Stellung mehr rechts ſein. Ich ſchreite raſcher aus, da — 30 Meter hinter mir eine Leuchtkugel, auch eine franzöſiſche. An den Boden gepreßt liege ich da. Das iſt ja heiter, ich muß ſchon zwiſchen den Stellungen ſein. Ich gehe zurück, das Fort gibt mir die Richtung. Da rechts Geklapper, tappende Schritte. Eine franzöſiſche Patrouille? Das wird ja immer beſſer. Hinlegen, abwarten. Das Herz klopft merkwürdig raſch, es iſt ja auch nicht ſo ganz einfach, einſam und allein auf einmal einer Erkundungsabteilung zu begegnen. Sie kommen auf mich zu. Wenn ich nur in den Boden verſinken könnte. Da, der vorderſte ruft leiſe „Draht"! — Preußen, Deutſche, die Rettung. 50 Meter links iſt der Graben, in dem ſie eben von unſerer Kompanie abgelöſt worden ſind. „Die Stellung macht hier wunderliche Bogen. Du wirſt's ſchon morgen ſehen." In drei Minuten iſt der Graben gefunden.

Ich melde mich beim Hauptmann, der mich ſchon vermißt hat und mich gleich in ſeinen Unterſtand mitnimmt. Zwei tiefe Stollen hat die Stellung, im einen hauſt der Hauptmann mit ſeinen Meldern und Telephoniſten, im anderen ein Zugführer mit einer Gruppe. Alles andere muß ſehen, wo es unterkommt. Einige angefangene Stollen von wenigen Stufen Tiefe bieten dürftigen Schutz, einige Niſchen in der Grabenwand ſind als offene Mauſefallen nicht ſehr beliebt. Alſo ſofort Schanzen! Selbſt wenn wir dadurch das Feuer herziehen ſollten. Es iſt immer das gleiche Lied. Sind wir eigentlich ſchon einmal in eine Stellung gekommen,

die auch nur einigermaßen ſo ausgebaut war wie die, die wir fein im Stande unſeren Nachfolgern übergeben haben? Sicher niemals. Die zwei erſten Tage verliefen ruhig.

Am Nachmittag des zweiten Tages gab's endlich einmal auch eine freudige Ueberraſchung. Unſere Mörſer beſchoſſen den gegenüberliegenden Graben, daß hohe Springbrunnen von Erde, Steinen, Brettern und Sandſäcken aufſtiegen. Auch uns wurde es unheimlich, denn die Entfernung war ſehr gering und unſere Artillerie hat eine unbegreifliche Neigung, zu kurz zu ſchießen. Freilich, zugegeben hat ſie es niemals, wenn ſie nicht gerade einmal ihren eigenen Beobachter verſchüttet hat, was ſogar auch vorkommt. Auf einmal bringt ein Poſten drei Franzoſen angeſchleppt, die kreidebleich und ohne Waffen in unſeren Graben geſprungen ſind. Sie hätten das Feuer nicht mehr ausgehalten, das auf ihrer nahgelegenen Sappe ganz beſonders gewütet habe. Das gibt eine lange Vernehmung, die eine erwünſchte Unterbrechung bedeutet. Es ſind einfache Leute, die wenig Beſcheid wiſſen und deren einziger Gedanke iſt: „La guerre finie.“ Merkwürdig, die Heimatbriefe, die ſie bei ſich haben, genau als ob ſie eine Bauernfrau daheim bei uns geſchrieben hätte, Liebe, Sehnſucht, Angſt, Zorn — in dieſen Grundeigenſchaften iſt faſt völlige Uebereinſtimmung. Nachts werden ſie zum Bataillon im Steinbruch und von da zum Fort gebracht. Wir wünſchen ihnen herzlich gute Reiſe. Der beſiegte Feind wirkt beinahe als Kamerad, er iſt ja Schickſalsgenoſſe, genau wie wir ein Sandkorn in dem unheimlichen Geſchehen, an dem er nur leidend, kaum tätig Anteil hat. Es wäre wirklich an der Zeit, daß wir auch einmal etwas zu tun bekommen. Das Soldatſein gehört doch grundſätzlich nicht zu den Leideformen des menſchlichen Lebens, ſondern es gilt als ſeine tätigſte. Wir aber

halten ſeit Monaten aus, ſei es Trommelfeuer, ſei es Schleppdienſt, wir führen Befehle aus, die irgendwo hinten gegeben werden, ohne daß wir einmal aus eigenem Entſchluß, in eigener Verantwortung handeln dürften. Dazu bot der Angriffskrieg doch immer wieder Möglichkeiten. Das war das Ergebnis eines Plauderſtündchens, das der Hauptmann heute in meinem Beiſein mit ſeinen Zugführern hatte.

Ich habe beim Häuptling ſchon wirklich einen guten Platz. So lernt man auch die Offiziere kennen, von denen man ſich doch leicht einen falſchen Begriff macht, wenn man immer durch das Vorgeſetztenverhältnis von ihnen getrennt iſt. Den 1. Zug führt ein Lehrer in meinen Jahren, der höchſtens 1 Jahr Frontdienſtzeit hat. Er gehört zu jenen Erſatzreſerviſten, die vom Rekrutendepot aus zum Offizierskurs kamen und Leutnant wurden, ohne je vorher an der Front geweſen zu ſein. Er kehrt den Vorgeſetzten mir gegenüber gar nicht hervor und behandelt mich einſtweilen kameradſchaftlich, was ich vom aktiven Regiment her gar nicht gewöhnt bin, aber natürlich dankbar annehme.

Der Zugführer vom 2. Zug iſt ein junger Theologieſtudent, den man nach der erſten Viertelſtunde lieben muß. Schlank, ſchmal, blond iſt er, doch dabei nicht etwa ariſtokratiſch, ſondern eher bäuerlich ausſehend. Seine Augen ſtrahlen immer und ſtets iſt er bereit, ſeinen Leuten zu helfen, ihnen mit gutem Beiſpiel an die Hand zu gehen, ſie durch ein Scherzwort zu ermuntern. Er ſtammt aus dem Volk, hat als junger Freiwilliger den Krieg von Anfang an mitgemacht und weiß, wie es tut, „nur Infanteriſt" zu ſein. Auch er hat das gewiſſe Etwas wie die meiſten ſeiner älteren Amtsbrüder. Der geweihte Prieſter, der in der Hierarchie hoch über dem Laien ſteht, ſteht ihm im bürgerlichen und im ſoldatiſchen Leben ganz nahe, iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch,

Bauern- oder Handwerkersohn, der die Nöte des Volkes in seinem Vaterhaus selbst erlebt hat, der seine Sprache spricht und versteht, dem sie vertrauen, obwohl er ein Studierter und ein Geweihter ist. Der evangelische Pfarrer, der nur ein Diener seiner Gemeinde sein soll, der ein Mensch ist wie die Glieder seiner Gemeinde, findet, wie mir scheint, schwerer den Weg zu den „Brüdern". Er stammt oft aus höheren Schichten, ist oft Pfarrers- oder Lehrerssohn, oft ein gelehrtes Haus, ein frommer Mensch und was man sonst noch alles von einem Pfarrer erwarten kann, aber das Vertrauen der einfachen Leute findet er nicht so leicht. Gerade dadurch und trotz Zölibat scheint mir die katholische Kirche mehr Volkskirche zu sein als ihre aus einer Volksbewegung gegen die Hierarchie entstandene jüngere Schwester. Auf was alles man kommt, wenn man 50 Meter vom Feind Tagebuch schreibt.

Den 3. Zug führt der Vizefeldwebel Eberl, zu Hause vielleicht Arbeiter, hier einer der schneidigsten Soldaten, die mir je begegnet sind. Ihm fehlt die Autorität der Vorbildung und des Dienstgrads, er ersetzt sie aber spielend durch seine rücksichtslose Tapferkeit. Zweimal schon hat er aus dem feindlichen Graben Gefangene geholt und jeder in seinem Zug hat unbegrenztes Vertrauen zu ihm. So hat er die Leute fest in der Hand, wo er hingeht, bleibt keiner zurück.

12. August. Die letzten Tage vorne ist mir das Schreiben vergangen, und da ich morgen zum Offizierskurs in die Heimat fahre, ist heute die letzte Gelegenheit, um etwas aufzuschreiben.

Kaum waren unsere Franzosen mit den Essenholern abmarschiert, da kam der Meldeläufer vom Bataillon sehr wichtig und geschäftig gerannt und fragte: „Wo ist der Kompanieführer? Schnell, ich habe wichtige Befehle." Wichtige Befehle schätzen wir eigentlich nicht

so sehr, wenn sie nicht gerade die Ablösung betreffen, und solche kamen am zweiten Abend ja gar nicht in Frage. Also sicher nichts Angenehmes. Aber ich brauche ja nicht neugierig zu sein, als Ordonnanz vom Häuptling werde ich ja gleich erfahren, was es für Geheimnisse gibt. Drunten im Unterstand liest er vor: „Das Nachbarregiment rechts greift früh 5 Uhr an. Höchste Alarmbereitschaft ist befohlen. Die Kompanien müssen jederzeit zur Unterstützung und zum Auffangen eines Gegenstoßes bereit sein." „Das ist ja beinahe ein Gefechtsauftrag. Hoffentlich wird's nicht wieder so wie bei der Dicourt-Ferme neulich, daß wir zusehen, wie die Nachbarn siegen, und untätig das in Empfang nehmen, was der Franzl von seinem überreichen Artilleriesegen in die Nachbarschaft verstreut." Der Hauptmann hat's wieder erfaßt, bisher ist das noch immer unser Schicksal gewesen. Aber warten wir den 8. August ab.

Punkt ½5 Uhr beginnt unsere Artillerie überfallartig mit dem Zerstörungsfeuer auf der ganzen Front. In allen Tonlagen, in allen Geschwindigkeiten heult, saust, gurgelt und tost das Unwetter über uns hinweg. Hinter uns bellen und kläffen, brummen und krachen die Abschüsse der verschiedensten Kaliber und drüben sieht man nur das altbekannte Bild der tosenden, mit jedem Schlag unbarmherzig Vernichtung gebärenden Hölle von Rauch, Feuer, Staub, Erde, Steinen und Baustoffen in wirrem Durcheinander. So unbeteiligt wie vor vier Wochen unten in der Ebene sind wir hier oben nicht. Jeden Augenblick kann drüben das Sperrfeuer einsetzen und dann ist's zu spät, die neugierigen Köpfe wegzunehmen. Aber wer denkt daran. Alles späht über die Grabenwand, um ja den Beginn des Infanterieangriffs nicht zu versäumen. Drüben schweigen sie. Sind sie so überrascht worden, daß sie in dem Höllenfeuer den Weg zu den Geschützen nicht mehr wagen? Das ist eigentlich

nicht französische Art. Die haben wir bisher noch immer auf ihrem Posten gefunden. Allmählich geraten wir in Begeisterung. Es hat doch etwas sehr Beruhigendes, zu sehen, wie da drüben all das in Stücke zerschlagen wird, was wir die ganze Zeit als den Sitz des bösen Feindes betrachtet, vielleicht sogar gefürchtet haben. Ein Volltreffer in die nahegelegene Sappe, aus der wir gestern immer wieder mit Gewehrgranaten geärgert worden waren, ist ein freudiger Höhepunkt. „Denen gönn ich's, denen Sauhunden, den verreckten. Hätten uns ja auch in Ruhe lassen können. Geschieht ihnen recht, den Bazi, den miserabligen." — „Da schaug her, dös war ganz a schware, die ham nix zum lachen, wenn die auf an Unterstand troffen hat." — „Wo bleim denn die Unsrigen, traun die sich net raus, die Schwabenteifel, müassen mir kommandieren: Gerade aus fuirede Schitze. Flacket eich na und fuiret!"

Da — eben ist's 5 — wird's rechts drüben lebendig. Die graue Mauer steigt wie mit einem Schritt aus dem vordersten Graben und stürmt vorwärts. Unsere Artillerie legt das Feuer vor, die Infanterie stürmt in großen Sprüngen gegen die französische Stellung. Da, gerade als unsere Spannung am höchsten gestiegen ist, als jeder mit vorstürzen möchte, auch die Aengstlichen und Gehemmten, da geht's drüben los. Rasendes Maschinengewehrfeuer schlägt herüber und läßt uns die Köpfe in Deckung nehmen, Leuchtzeichen steigen auf und geben der französischen Artillerie das Zeichen zum Sperr- und Vernichtungsfeuer. Der Befehl: „Deckung nehmen" ist vollzogen, bevor er noch gegeben ist, und alles sucht Schutz in Unterständen, Stolleneingängen, Nischen. Das Schauspiel ist vorüber, die Wirklichkeit ist wieder grausam nahe. Wenige Posten beobachten. Es hat ja keinen Zweck, mehr Leben zu gefährden, als zur Sicherung unserer Gefechtsaufgabe nötig ist.

Ein Eisensturm wettert um unseren Graben, wie wir ihn noch nie erlebt. Solche Artilleriemassen gibt's eben nur vor Verdun. Sie machen aus dem Menschen, aus dem einzelnen Kämpfer einen Dreck. Was bedeutet er in solchem Aufruhr, der viel gewaltiger ist als der Aufruhr der Naturgewalten, den man früher so gerne als Gipfelpunkt aller Schrecken ausmalte. Einstweilen ist die beste Deckung jedes einzelnen die wichtigste Aufgabe, freilich auch die schwierigste, denn wo soll man die Kompanie auch nur splittersicher unterbringen? Auf der Treppe zum Kompanieführer drängt sich die halbe Kompanie, auf jeder Stufe sitzen drei, 21 Mann auf sieben Stufen. Weh' ihnen und uns, wenn auch nur ein leichter Schuß an den Eingang oder gar auf ihn trifft. Alle sind wir verloren, wenn wir dann verschüttet werden. Denn einen zweiten Ausgang hat diese Mausefalle nicht. Solche Ansammlungen sind natürlich unsinnig. Aber was soll der Hauptmann befehlen? Soll er verlangen, daß sich die Leute in den offenen Graben legen und warten, bis dort mehrere Schüsse dieselbe Arbeit sicher tun, die ein einziger Schuß auf den Unterstand möglicherweise auch tun wird. Kann er, der zu unterst und leidlich sicher haust, seine Leute, seine Kompanie in den sicheren Tod hinausweisen? Das bringt er nicht übers Herz, wenn es ihm auch bang genug zu Mute ist, wenn er dran denkt, wie wir uns alle den Weg versperren und nicht nur gemeinsam verschüttet, sondern auch gefangen werden können. Drum müssen die Posten immer wieder nachgesehen und abgelöst werden. So ein Ablösungsbefehl ist ja eigentlich eine Art Todesurteil, denn es ist geradezu ein Wunder, wenn man nicht getroffen wird. So kommen auch bald die ersten Verwundeten an und King und seine Gehilfen haben reichlich Arbeit.

Der Hauptmann ſchickt mich hinaus, ich ſoll ſehen, was aus dem Angriff geworden iſt. Am Unterſtand kann man nichts ſehen, ich ſauſe um die nächſte Schulterwehr zum Poſtenſtand, der beſetzt iſt und durch ein Dach von der halben Stärke einer Herdplatte einen beinahe gepanzerten Eindruck macht. Ja die Einbildung hilft viel, und ſo kann ich von dieſem „Panzerturm" aus leidlich ruhig beobachten. Der Poſten ſagt: „Laufen hab' i niemand mehr g'ſehn. G'ſtürmt haben die Unſrigen den Graben ſicher nicht, entweder ſans zruck, oder ſie liegen noch draußen." Vorſichtig ſuchen wir das Gelände ab. Vor uns iſt nichts zu ſehen, aber rechts drüben vor dem Graben der Württemberger, da liegen graue Haufen unregelmäßig durcheinander und das Artilleriefeuer ſchlägt noch ſtändig zwiſchen ſie ein. Das war einmal ein Angriff, jetzt ſind's Tote, Verwundete und wohl auch Unverwundete, die weder vor, noch zurück können und ſich mühſam in den tiefen Trichtern zu bergen ſuchen. Das iſt das Ende von ſo viel Aufwand an Mut und Willen, an Kraft und Leben — ein Haufen hilfloſe graue Körper.

Ich melde dem Hauptmann, was ich geſehen, er ſchreibt eine Meldung und ſagt: „Zum Bataillon im Fort Vaux." Wen wird er ſchicken von den Ordonnanzen? Am hellen Tag in dieſem Feuer zum Fort zurück? Pfui Teufel. Ich halte mich nicht für feig, aber wenn ich diesmal übergangen werde, bin ich nicht unzufrieden. Der Hauptmann ſucht noch mit den Blicken, er möchte nicht gern befehlen, da ruft ſchon der Gefreite Jackermayer: „I geh, Herr Hauptmann!" „Das iſt brav von Ihnen" — ein Lob, das mir einen Stich gibt. Warum bringt jetzt dieſer ſchlichte Mann ſein Leben ſo ſelbſtverſtändlich dar, warum zaudert er nicht, wartet nicht auf einen Befehl, der ja doch einen anderen beſtimmen könnte? Warum habe ich das eben nicht auch gekonnt?

Ich fühle, wie ich rot werde. Aber es iſt ſchon zu ſpät. Jackermayer iſt ſchon hinaus in das Höllenfeuer.

Wir ſitzen und warten. Längſt iſt aus dem Abwehrfeuer ein planmäßiges Trommeln geworden, das unſere Gräben zerſchlagen, die Beſatzung zermürben und die Stellung damit ſturmreif machen ſoll. Hier und da verſchwindet einer, der Not gehorchend, in den Graben und jedesmal berichtet der Zurückkehrende, daß es furchtbar ſei. Die Poſten haben ſich auf die Grabenſohle gelegt, ſoweit ſie nicht längſt zerſchmettert irgendwo liegen. Beobachten hat keinen Zweck mehr, es iſt ſicherer Tod. Alles drängt ſich in den zwei Stollen zuſammen. Stumpf ſitzen wir da und warten. Wie verfallen und grau ſehen ſie alle aus, überwacht, ſchlecht verpflegt, ungewaſchen und nichts Seeliſches iſt da, was ihnen hilft. Sprechen und erzählen hat längſt aufgehört, die Witzbolde ſind verſtummt, auf der Reiſe in die andere Welt iſt jeder mit ſich ſelbſt beſchäftigt.

Und wir ſtehen wirklich nur noch mit einem Bein in dieſer Welt, auf den oberſten Stufen trennt uns nur ½ Meter Erde vom ſicheren Tode, weiter unten ſind's 2 Meter. Es iſt ja doch wie ein Wunder, daß gerade dieſe Stelle noch nicht getroffen iſt.

Was denkt man in ſolcher Stunde? Wenn wir wirklich heimkommen, wird man uns vielleicht danach fragen. Es ſagt's keiner dem andern und ſicher iſt's bei jedem anders. Aber ich glaube, ein Gedanke iſt doch allen gemeinſam, die Hoffnung, doch durchzukommen und wenn's noch ſo ausſichtslos iſt. Warum ſoll gerade mir das Sterben beſtimmt ſein? Kaum einer denkt, warum ſollte gerade ich leben bleiben? Und der Gedanke läge doch ſo nahe. Aber wir ſind ja jung, wir wollen leben, wir haben Sehnſucht nach dem wirklichen Leben, nach Arbeit und Liebe, nach Schaffen und Zeugen, nach Genießen all des Schönen und Lebendigen, das das Leben noch

für uns aufgespart haben muß. Wir lebten bisher doch erst der Schule, der Vorbereitung, wir sind kaum reif fürs Leben geworden, geschweige für den Tod. Wir müssen wachsen, reifen, leben. Kurz gehen die Gedanken zur Heimat, was würden die wohl sagen, würde wohl jemand weinen, was würde wohl in der Zeitung stehen: „In heldenhaftem Kampf fiel" oder „In einem stinkenden Unterstand erschlagen und verschüttet"? So kreisen die Gedanken doch immer wieder um uns selbst, um unser heute doch wirklich armseliges Leben.

Die Stunden schleichen. Der Hauptmann unterrichtet uns wieder einmal: „Sowie das Feuer aufhört, alles in den Graben und schießen, was herausgeht. Solange sie so trommeln, können sie nicht . . ." Ein ohrenzerreißender Krach, Feuerschein, Rauch, Dunkelheit, Jammerrufe, ein Durcheinander von Körpern, Waffen, geknickten Holzbohlen. Volltreffer auf den Unterstand. Dicht neben mir liegt ein blutiger Körper, ein Arm und ein Bein fehlen, aus einer schweren Kopfwunde fließt Blut. Blut rieselt die Stufen hinab. Drei oder vier Mann, die auf den obersten beiden Stufen saßen, sind verwundet, tot ist nur der eine, der Miller Karl. Er hat sich erst vorhin aus dem Graben hierher gerettet und sich da erst recht dem Tod in die Arme geworfen. Dieser Schuß bedeutet eine Art Erlösung. Auf ihn hatten wir alle gewartet, vor ihm alle gebangt. Jetzt ist das Unheil geschehen, so bald wird der Franzl nicht wieder dahertreffen. Die Verwundeten werden notdürftig versorgt, die verschütteten Waffen gereinigt und instand gesetzt, mit der Arbeit kehren auch die abgestumpften Lebensgeister zurück. Und seltsam, fast als ob nach diesem Einschlag die Kraft des Gewitters gebrochen sei, läßt das Feuer nach. „Kaffeepause" ruft schon eine vorlaute Stimme, doch die wird gleich zurückgewiesen. „Laß deine Sprüch', wo ein Toter herinliegt", brummt Ring

und der Beschämte verstummt. Es geht gegen Abend, es sieht nicht aus, als ob heute noch angegriffen werden solle. Offenbar hat der Franzl kein Zutrauen zu den Leistungen seiner Artillerie. Vorsichtig werden ein paar Posten in die Gräben gelegt, sonst müssen wir aber die Dunkelheit abwarten. Schanzen kann man jetzt nicht. Feindliche Flieger, wie giftige Schmeißfliegen anzusehen, suchen das Gelände ab, ihnen wollen wir noch mehr Tod und Vernichtung vortäuschen, damit sie nicht noch gründlichere Arbeit anfordern.

Es wird dämmerig. Alles kommt aus den Löchern, mehr lebend als tot, halb erstickt und verdurstet. Meinem Brummschädel hat dieser Gestank von 20 Menschen auch nicht gut getan. Ich kann kaum gehen, hoffentlich gibt's heute keinen Laufschritt mehr. Aber die Nachtluft tut gut. — Bewegung im Graben, — die Essenträger sind da, Jackermayer an ihrer Spitze. Er ist sehr ernst, als er sich beim Hauptmann zurückmeldet. Aber man merkt ihm doch an, wie stolz er ist und daß es ihn beglückt, als der ihm die Hand gibt und sagt: „Ich danke Ihnen, das macht Ihnen nicht jeder nach." Leberwurst gibt's und leidlich warmen Kaffee in den Feldflaschen, aber die Suppe enttäuscht. Sie ist fast kalt und das kalte Rindsfett klebt am Gaumen. Aber man ist nicht wähleriſch, wenn man eben erst das Leben neu geschenkt bekommen hat. Und der treffliche Jackermayer hat uns zum Ersatz noch etwas Besseres mitgebracht: Den Befehl, diese jetzt wirklich sturmreife Stellung zu räumen und die Stellung hinten beim Steinbruch zu besetzen. Der Platz des Kompanieführers ist im bisherigen Sanitätsstollen. Ob sie zu Hause das wohl verstehen würden, wie leichten Herzens wir hier abziehen und dem Feinde Gelände preisgeben. Wer denkt noch an Stellungen, an den „Kampf um jeden Fußbreit Boden"? Was sollen wir paar Mann in dem zertrom-

melten Graben machen, wenn morgen früh die Sturmkolonnen angreifen? Auch die Württemberger sind aus ihrer hoffnungslosen Stellung zurückgenommen worden. Es können nur noch ein paar Mann gewesen sein, denn sie waren ja noch weniger gedeckt als wir.

Der Hauptmann sammelt die „Kompanie". 40 Mann sind noch übrig von den 100, die vor vier Tagen heraufgezogen sind. Die anderen tot, verwundet, vermißt, verschüttet, in Fetzen zerrissen, ausgelöscht, wer weiß all' diese Schicksale an einem solch mörderischen Tage. Der Feldwebel wird's herauszubringen haben. Leise schleichen wir übers freie Feld zurück. Der Laufgraben ist ungangbar wie die Stellung. Rasch ist der Steinbruch erreicht, dessen Ränder zur Verteidigung eingerichtet sind. Unser Stollen ist vertrauenswürdig tief in das Gestein hineingetrieben. Da wäre auch ein Trommelfeuer wie heute auszuhalten gewesen. Auch für die Züge sind Unterstände da, die genügend Deckung bieten. Daß man auch auf einer solchen Treppenstufe sitzend schlafen kann, habe ich hier ausprobiert. Man muß nur müde genug und nicht zu erschöpft sein.

Was nun kam, ging eigentlich rasch. Gegen Morgen begann der Franzmann wieder mit Trommelfeuer auf die verlassene Stellung, doch nicht lange. Dann hieß es: „Alarm! Sie kommen, alle raus." Hei war da alle Müdigkeit vergessen. Im Nu waren wir auf dem schmalen Gesims über unserem Unterstand, der Hauptmann mit dem Gewehr in der Hand allen voran. Alle Bedrückung, alle Angst ist verschwunden. Jetzt, wo wir handeln können, denkt keiner an Gefahr, obwohl das Feuer der französischen Artillerie bedenklich nahe liegt. Ziemlich weit vorn, in der Gegend unserer gestrigen Erlebnisse sieht man blaue Schützenlinien ankommen, fast zu weit für uns, aber wie kann man jetzt warten, wenn ringsumher der Kampf tobt. Da, was ist das? Unser Sperr-

feuer ſetzt ein. Reihenweiſe fallen die Angreifer, ſie decken ſich in den Trichtern, der Angriff ſteht, ja hinter uns vom Vauxberg her gehen Unterſtützungen zum Gegenſtoß vor. Die Franzoſen fluten ſogar zurück, da — Feuer, Krach, Rauch, Granateinſchlag gerade vor uns. Des Hauptmanns Gewehr liegt zertrümmert und verbogen vor ihm. „Jetzt hat's mich doch erwiſcht", meint er trocken und zeigt auf ſeinen rechten Arm. Im Aermel ſteckt ein Stück Eiſen, der Einſchuß iſt verſengt, Blut rieſelt hervor. Der Leutnant vom 3. Zug übernimmt die Kompanie. Vorſichtig helfe ich dem Häuptling herunter, der recht blaß iſt und meint: „Aber abgeſchmiert haben wir ſie doch." Dann wird er verbunden und auf die Stollentreppe geſetzt. Unten liegen die Schwerverwundeten. Der Knochen iſt unverletzt, aber die Fleiſchwunde iſt recht tief und die Blutung war kräftig.

Die Franzoſen blieben erledigt für dieſen Tag, ſie gaben ihrer ohnmächtigen Wut durch unſinniges Schießen Ausdruck, ſo daß wir den ganzen Tag wieder auf der Treppe verbringen mußten. Freilich, die Stimmung iſt heute anders. Was ein feſtes Dach über dem Kopf ausmacht und das Gefühl, ſeinen Mann richtig geſtanden zu haben. Der Hauptmann ſchläft zeitweiſe, er träumt von der Heimat, denn beim Erwachen iſt ſein erſtes, noch ganz verſchlafenes Wort: „Kathl, eine Kalbshaxen." „Wie meinen Herr Hauptmann?" „Ach, ich hatte geglaubt, ich ſei ſchon im Franziskaner."

Die Stunden verrinnen unendlich langſam, zu allem bin ich zu müde, ſelbſt zum Schlafen. Der Schädel brummt und dröhnt, als ob darin eine ganze Kompanie Parademarſch übte. In der Kehle würgt der Ekel. Der Geſtank von geronnenem Blut, von Schweiß, die Ausdünſtung all dieſer ungelüfteten, ſeit Tagen ungewaſchenen Menſchen iſt entſetzlich. Und doch kann man

kaum vor die Türe. Das Feuer dröhnt und wuchtet unbarmherzig weiter, in dem engen Felsenkessel des Steinbruchs klingen die Aufschläge noch härter als sonst, der Widerhall vervielfacht das furchtbare Konzert bis an die Grenze des Erträglichen. Nur gut, daß wir keine Gefechtsaufgabe mehr haben, abgelöst sind wir schon von Truppen, die weiter vorn in den Trichtern liegen. Wir wären zu nichts mehr fähig. Drum warten wir auch hier auf die ruhigen Morgenstunden. Alle miteinander trauen wir uns den Dauerlauf durchs Sperrfeuer nicht mehr zu. Wir sind ausgepumpt bis aufs letzte.

Endlich, gegen Morgen kommen Leute einer Sanitätskompanie. Sie wollen die Verwundeten holen, vor allem den Hauptmann. Doch der will davon nichts wissen. „Erst kommen die Schwerverwundeten da unten, die getragen werden müssen, ich kann auch laufen. Wenn meine Ordonnanzen mit mir gehen, komme ich schon zu Fuß zum Fort zurück und auch noch hinunter." Wir machen die Treppe frei und packen draußen, wo's jetzt fast unheimlich still geworden ist, unser Gepäck. Mühsam werden die armen Kerle die Treppe heraufgebracht, dann verschwinden die Träger in der Finsternis des Trichtergeländes. Auch wir brechen auf. Der Hauptmann klappert vor Kälte, der Blutverlust hat ihn sehr geschwächt. Mir war's im ganzen Krieg nie so elend zu Mute. Aber was hilfts? Wir müssen die ruhige Stunde benützen, zaudern wir, so müssen wir den Vauxberg wieder im Feuer hinunterrennen. Es geht auch ganz gut. Das Gehen gibt Wärme, die Stille der Nacht Vertrauen und Hoffnung. Hinter dem Fort wird's langsam hell. Ich sehe unsern kleinen Trupp durch die Wüste der Vernichtung ziehen. Der Hauptmann sieht immer noch gut aus, der Stahlhelm, den er unbedingt mit in die Heimat bringen will, kleidet ihn gut und verdeckt die etwas verfallenen Züge. Der durchblutete

Verband wirkt bei ihm als Schmuck des unbeſiegten Kämpfers. „Die Trümmer der großen Armee auf dem Rückzug aus Rußland.“ Einen Augenblick durchfährt mich dieſer Gedanke. Aber es iſt nur eine äußere Aehnlichkeit, das kleine Häuflein müder und erſchöpfter Soldaten in der ungeheuren Einſamkeit der zerſchlagenen und verſtümmelten Natur. Doch *wir* ſind ja nicht geſchlagen, unſere Stellung wird von anderen gehalten und wir ſelbſt ſind in ein paar Tagen wieder kampfbereite Soldaten.

Freilich, wie oft kann man ſolche Tage noch mitmachen, bis man ſelbſt von dem unerſättlichen Moloch des Krieges mit verſchlungen wird. Doch zum Denken iſt keine Zeit mehr, die Franzoſen beginnen ganz allmählich wieder das Gelände abzuſtreuen. Der Hauptmann beſchleunigt ſeine Schritte, wir rennen ſchon beinahe wieder. Bei einem Hof nicht weit vom Fuß des Berges wird gehalten. Das Bataillon hat unſerem Hauptmann einen Wagen geſchickt, wir dürfen mitfahren. Eine Stunde ſpäter waren wir in unſerem Waldlager in Sicherheit, drei Tage ſpäter fuhr ich als neugebackener Unteroffizier zu einem dreimonatlichen Ausbildungskurs in die Heimat.

Im Schleifkurs.

Tagebuch habe ich in dieſer Zeit nicht geführt, auch die Briefe ſind ſehr ſpärlich. Die Ausbildungszeit fiel mir anfangs ſehr ſchwer. Der Arzt wollte mich ſogar zurückweiſen. Ich machte ihm aber klar, daß einer, der im Trab mit Gepäck auf den Vaurberg rennen konnte, ſchließlich auch in der Garniſon als k. v. gelten müſſe, ſelbſt wenn er nach den Prüfungskniebeugen ein paar Atemzüge mehr macht, als der Vorſchrift entſpricht. Dem Leiter des Kurſes ging ein ſehr ſchlechter Ruf

voraus. Bei einer Schießübung vor einigen Jahren sollte sein Major durch einen Schuß gefallen sein, der eigentlich dem Hauptmann, „dem Leuteschinder", gegolten hatte. Für möglich hielten wir die Geschichte schon, denn dieser Hauptmann war wirklich einmal ein Offizier, wie sie nicht sein sollen. Offenbar war er sich seiner eigenen Unzulänglichkeit bewußt und suchte dies durch besondere Schneidigkeit zu verbergen. Die Aelteren unter uns, die nicht mehr beweglich wie Zwanzigjährige waren, nahm er besonders aufs Korn. Er ritt ihnen in der Schützenlinie nach und schrie mit seiner quäkenden Stimme: „Können Sie nicht schneller laufen? Wollen Sie nicht schneller laufen?" „Nein, Herr Hauptmann, seit den Wochen von Verdun geht's noch nicht wieder wie früher." „So, ist Ihnen das Schießen auch so unangenehm gewesen?" Das war natürlich bald ein geflügeltes Wort. An der Front hatte man den Edlen nicht mehr brauchen können, nun soll er Offiziere ausbilden. Statt dessen schleift er Rekruten. Es kam schließlich zu einem richtigen Krieg zwischen ihm und uns. Wir versuchten gegenüber seinen wüsten Schimpfereien passiven Widerstand, er rächte sich mit zehn Stunden Dienst, Strafexerzieren mit beschwertem Tornister, Nachtübungen usw. Schließlich siegten wir, denn er entschuldigte sich in einer förmlichen Rede, daß er durch seine Felderlebnisse „so nervös" sei.

Unser Zugführer, ein nicht mehr ganz junger Lehrer, war das gerade Widerspiel des Hauptmanns. Frisch und lebendig, dabei ein ernster und begeisterter Soldat, vorgeschlagen für den höchsten bayerischen Kriegsorden, ein Mann, der wußte, was man von Untergebenen verlangen kann, weil er's selbst durchgemacht hatte. Ihm flogen unsere Herzen von selbst zu, ihn liebten wir und er hatte vom ersten Tag an die Autorität, die der Hauptmann sich in Monaten nicht zu erwerben wußte.

Seine Vorträge über Offizierspflichten kamen aus innerſter Ueberzeugung und eigenem Erleben. Ihm verdankt unſere militäriſche Erziehung alles.

Nicht vergeſſen ſei der Feldwebel, der vorzüglich zum Hauptmann paßte, vor ihm kroch und uns ſeine Macht fühlen ließ. Es war die alte Abneigung des Friedensunteroffiziers gegen die „Einjährigen", gegen die „Gelehrten", wie Daniel ſagte. Ihn freute es, uns ſeine Macht fühlen zu laſſen. Eines verdanke ich ihm aber doch in meiner ſoldatiſchen Ausbildung! Das Bettenmachen. Kam man vom Exerzieren heim, lag die Hälfte der Betten heruntergeriſſen auf dem Boden. Der Feldwebel ſtand mit hochrotem Kopf dazwiſchen und brüllte zitternd vor Wut: „Euch werd' ich's ſchon noch lernen, wie's in einer Kaſernenſtube ausſchaut. Offizier wollens werden und können nicht einmal einen Strohſack aufſchütteln. Der Lehmann lernt's nie. In Ihrer Bettdecke waren gleich zwei Falten und aus ihrem Kopfkiſſen hat ein ganzer Strohhalm herausgeſchaut. Das nächſtemal melde ich Sie dem Herrn Hauptmann. Dann können Sie ſchauen, wer ihren Urlaubsſchein am Samstag unterſchreibt." Was bleibt mir anderes übrig, als mir auch dieſe militäriſche Fertigkeit anzueignen. Zum Schluß des Kurſes war ich wirklich ſo weit, daß ich den weiß-blau gewürfelten Ueberzug tadellos auszubreiten und einzurollen verſtand, eine Kunſt, die ich ſpäter bei meiner Korporalſchaft beim Erſatzbataillon eifrig gepflegt habe.

Die Kameraden waren faſt durchweg ſehr junge, friſche Leute, die 1—2 Jahre im Felde geſtanden waren, körperlich gewandt, taktiſch geſchickt, aber faſt völlig verſagend bei allen „geiſtigen" Leiſtungen. Eine taktiſche Lage ſchildern, einen Bericht ſchreiben, eine Unterrichtsſtunde geben, ſich im militäriſchen Briefſtil ausdrücken, das alles fiel dieſen Jungen ſchwer. Die meiſten hatten

ja kaum ihr Abitur gemacht, ſeit zwei Jahren waren ſie aller geiſtigen Tätigkeit entwöhnt. Trotzdem ſind ſicher die allermeiſten gute Offiziere geworden. Schneid und Schwung haben ſie faſt alle gehabt. Manchem mag ob ſeiner Jugend zunächſt die Autorität noch gefehlt haben, die meiſten werden ſie aber durch die Autorität der Leiſtung erſetzt haben. An Tapferkeit hat's keiner fehlen laſſen, ſoweit ich ſie im Auge behielt, ſind faſt alle gefallen.

Beim Erſatzbataillon.

Den Winter 1916/17 verbrachten wir beim Erſatzbataillon, da uns das Regiment nicht anforderte. Die erſte Zeit bedrückte das etwas mein kameradſchaftliches Gewiſſen. Als wir aber ſahen, daß auch bei den Kameraden an der Front nichts los war, ließen wir uns dieſe Unterbrechung des Frontlebens ganz gern gefallen. Man konnte uns wenigſtens keine Drückebergerei vorwerfen. Der Winter im Pfuiteifigraben ſchien mir für drei Frontwinter angerechnet zu werden. Aus den Monaten in dem alten Reichsſtädtchen iſt nicht viel in meinem Gedächtnis haften geblieben. Wir exerzierten ſchlecht und recht, bildeten alte Landſturmmänner als Rekruten aus, machten Märſche bis auf die Höhen, die das Städtchen in weitem Bogen umſpannten. Es war recht ſtumpfſinnig und oft niederdrückend. Weder die Offiziere, noch die Mannſchaften des Erſatzbataillons waren eine Ausleſe von Soldaten. Die allermeiſten hatten nach glücklich beſtandener Frontzeit nur den einen Wunſch, möglichſt lang in der Heimat bleiben zu können. Die noch unausgebildeten Vierzigjährigen teilten dieſen Wunſch erſt recht. Sie alle waren begeiſtert, als kurz vor Weihnachten das Friedensangebot des Kaiſers kam. „Jetzt wird der Krieg endlich gar. Jetzt müſſen die

anderen ja einſchlagen, wenn wir ihnen die Hand entgegenſtrecken." Um ſo grauſamer war die Enttäuſchung, daß die Feinde für unſeren Friedenswillen nur Hohn und Spott hatten. Graue Hoffnungsloſigkeit lag über allen. „Da müſſen wir eben weiterkämpfen, die ganze Geſellſchaft zum Teufel jagen und ſie ſo zum Frieden zwingen." Mit dieſer Meinung blieb ich meiſt allein, dieſe Heimatkrieger hatten fürs Kämpfen kein Verſtändnis. Von oben geſchah gar nichts zur Hebung der Stimmung, wenn man nicht die Verabreichung von „Dotſchen" (Kohlrüben) dazu rechnen will. Das Bürgertum fand ſich mit dieſer Maßnahme, wenn auch etwas jammernd und brummend ab. Unſere Soldaten aber waren wieder in heller Empörung. „Viehfutter ſollen wir freſſen. Das kriegen bei uns daheim die Kühe, wenn ſie's überhaupt nehmen. Wenn die da droben nichts mehr zu freſſen haben, ſollen ſie mit dem Blutskrieg, dem verfluchten, halt aufhören." Die Leute blieben allem Troſt und allen Belehrungen gegenüber taub, ſie blieben in ihren heiligſten Gefühlen beleidigt.

Eine Oaſe gab's für mich in dieſer Wüſte von Stumpfſinn, Gleichgültigkeit und Verſtändnisloſigkeit, zwiſchen Kaſerne, Kaffeehaus und Kantine — das Pfarrhaus. Ich kannte den Pfarrer noch von der Schulzeit her flüchtig, ging kurz entſchloſſen hin und hatte ſchon am erſten Abend dort eine Heimat gefunden. Da lebten noch Glaube, Liebe und Hoffnung, da war das Vaterland kein leerer Begriff, ſondern etwas Lebendiges, das den ganzen Menſchen in Anſpruch nahm. Da ſchickte man ſich ohne Klagen und Murren in die oft ſchweren Beeinträchtigungen der Ernährung, da gab und opferte man freudigen Herzens, da verſtand man die Größe unſeres Erlebens draußen und die Oede unſeres Garniſondienſtes in dem kleinen Neſt. Viele Abende habe ich dort verbracht, immer enger ſchloſſen ſich die Bande,

die uns zuſammenſchloſſen, auch der Abſchied konnte den Freundſchaftsbund nicht zerreißen, den die Not des Vaterlandes gefügt hatte.

Die lieben Pfarrersleute waren es auch, die mich im Schneetreiben eines frühen Märzabends 1917 zur Bahn geleiteten, an der Spitze eines großen Transports, der zu Frühlingsbeginn das Regiment draußen auffüllen ſollte. Wie ganz anders war dieſer Ausmarſch als der erſte. Einzig die vorausziehende Muſik gab dem Ganzen noch etwas Schwung und Halt. Trübſelig kamen die meiſten in der Marſchkolonne daher, trübſelig zogen die biederen Bürgersleute des Städtchens neben uns mit, einige heulende Frauen, die von auswärts gekommen waren, um ihre Männer ein letztes, vielleicht ein allerletztes Mal zu ſehen, vervollſtändigten das traurige, ſtimmungsloſe Bild. In meinem Wagen ging's allerdings nicht traurig zu. Da hatten wir Offizieraſpiranten-Unteroffiziere uns zuſammengefunden. Wir waren guter Dinge, wußten wir doch, wo es hinging, zu alten im Kampf bewährten Kameraden, in bekannte Verhältniſſe, ja ſogar an eine Front, über die nicht allzuviel Nachteiliges bekannt war. Hier folgt nun wieder das Tagebuch, das ich damals draußen führte.

Am Damenweg.

Anfang April 1917. Die erſten drei Wochen im Feld ſind ruhig und angenehm verlaufen. Wir liegen unterhalb des ziemlich berüchtigten Winterbergs, unterhalb des Damenwegs, nicht mehr weit von der Aisne, deren Uebergänge aber in franzöſiſcher Hand ſind. Die Spannung iſt außerordentlich. Selbſt der einfache Mann ſpürt, daß ſich etwas vorbereitet. Die Angriffsmöglichkeiten an der Somme haben wir den Franzoſen durch unſeren Rückzug zerſtört. Alſo muß eigentlich hier etwas er-

folgen. Die Stellungen sind sehr stark ausgebaut, vor allem auch in der Tiefe mit Drahtzonen, Flatterminen, Tankfallen u. dgl. Eine besondere Stärke aber ist das ausgebreitete System teils natürlicher, teils künstlicher Höhlen und Tunnels an der Rückseite der vielen kleineren und größeren Erhebungen des hügeligen Geländes. Sie sind wunderbar geeignet, um dort Reserven bereitzustellen, Munition zu lagern, Verbandplätze aufzunehmen. Zur Besetzung der vorderen Linie, die in der Aisneniederung verläuft, bedarf es geringer Kräfte. Die Hauptkräfte liegen in den Kellern der Dörfer oder in solchen Tunnels. Täglich kommen Generalstabsoffiziere mit oder ohne ihre Kommandeure durch die Stellung, sehr zum Aerger unseres Kompanieführers. „Irgend etwas haben solche hohe Herren natürlich immer zu beanstanden, schon um ihre Daseinsberechtigung zu erweisen", meint er neulich. Die höheren Führer haben alle gewechselt, angeblich ist Ludendorff hinten in den Stabsquartieren gewesen und hat die besten Führer ausgesucht.

Meine persönliche Lage hat sich sehr verändert. Schon acht Tage nach der Ankunft wurde ich zum Vizefeldwebel befördert. Damit hat das reine Hannesleben sein Ende gefunden. Vor allem schon im äußerlichen. Der Vize schleppt kein Gewehr, er hat keine Patronen am Bauch hängen, sondern er trägt nur eine leichte Pistole am Gürtel, er hat im Torniſter nicht seinen ganzen Haushalt bei sich, sondern nur das nötigste. Das andere ist in einem grauen Holzkoffer verstaut, vor allem auch die vorsorglich gekauften silbergrauen Offizierachselstücke. Der Vize schleppt sich nicht mit den schweren Schaftstiefeln, die nie wirklich passen und jeden Fuß wundscheuern, er trägt leichte Schnürschuhe und Gamaschen, der Vize ist also von vorbildlicher Beweglichkeit, dazu auserſehen, der Kolonne vorauszueilen, Wege

zu erkunden, Umwege zu machen, kurz überall da zur Verfügung zu sein, wo der infanteristisch belastete Unteroffizier zu schwerfällig ist. Zum Schmuck trägt er eine Schirmmütze, zwei „große Löwenknöpfe" am tressenbesetzten Kragen und von rechtswegen einen langen schweren Säbel, mit dem umzugehen wir nicht einmal im Kurs gelernt haben. Wir ziehen einen kleinen Dolch vor, der als Waffe höchstens bei einem Ringen Mann gegen Mann brauchbar wäre, eigentlich aber nur zur Befestigung des Portepees dient. Das Portepee bezeichnet eine höhere Schicht unter den militärischen Vorgesetzten. Mit dem Portepee beginnt für den Offiziersanwärter der Offizierstisch, das Kasino. Ich weiß, wie die Mannschaften auf dieses Kasinoessen schimpfen, fast auf jeder Latrine findet man den hetzerischen Spruch: „Gleiche Löhnung, gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen." In dieser Form ist das natürlich eine dreiste Behauptung. Die Unzufriedenen, deren Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe geringer sind als die Gefahren, Entbehrungen und Anstrengungen, die der Krieg von ihnen fordert, kann man nicht dadurch zufrieden machen, daß man ihre Kartoffeln röstet und ihre Fleischportion brät. Sie werden den Krieg erst dann „vergessen", wenn ihr kleines Leben nicht mehr in Gefahr ist, wenn sie ihre elementaren Bedürfnisse nach Schlaf, Essen, Frauen und Behaglichkeit wieder nach ihren spießbürgerlichen Wünschen befriedigen können. Den Bestimmungen nach erhalten die Teilnehmer am Offizierstisch genau dieselben Verpflegungssätze wie die Mannschaften. Aber gewisse Stücke wie Herz, Leber, Hirn usw. gibt's eben nur in so geringen Mengen, daß man sie nicht auf die 100—200 Mann einer Kompanie verteilen kann. Die fallen dann eben dem Offiziertisch zu. Unser Major ist ein älterer, sehr ruhig und streng denkender Mann. Er wäre der letzte, der es zuließe, daß

den Mannſchaften etwas zu unſeren Gunſten abgezwackt wird. Hoffentlich verraten die Küchenleute nicht ſelbſt ihre Kameraden und ſuchen ſich ohne unſer Wiſſen dadurch bei uns beliebt zu machen. Ich hatte gleich anfangs mit einem der Kompanieführer ein Geſpräch über dieſe Dinge. „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dem verantwortlichen Führer beſſeres Quartier, beſſere Verpflegung und höhere Bezahlung zuſteht als der Mannſchaft", meinte er, „wir haben ja kein Bolſchewikenheer mit gleichem Recht für alle. Jedem das Seine, ſagen die Preußen, nicht jedem das Gleiche." Das klingt ganz beſtechend und ganz überzeugend, ein vernünftiger Soldat wird auch dem Führer ſolche Vorteile ſo wenig mißgönnen wie das Reitpferd oder den Koffer. Viele, allzuviele ſind heute aber nicht mehr vernünftig, ſondern abgeſpannt, verärgert, übermüdet, unterernährt. Denen ſollte man zeigen, daß wir uns nicht für unſere Führerverantwortung durch äußere Vorteile entſchädigen laſſen. Führer ſein trägt doch ſeinen Lohn in ſich ſelbſt.

Die „gleiche Löhnung" käme auf die Abſchaffung aller Vorgeſetztengebührniſſe hinaus. Die Berufsoffiziere haben ja aber von vornherein einen Anſpruch auf Gehalt, den man den Reſerveoffizieren für die gleiche Leiſtung nicht vorenthalten kann. An ſolchen Dingen kann nur Anſtoß nehmen, wer nicht ſachlich zu denken vermag. Neid iſt leider eine der verbreitetſten menſchlichen Eigenſchaften.

Das Kaſino liegt mir nicht. Immerhin hoffe ich doch, hier Erſatz für die Kameradſchaft zu finden, die ich aufgeben muß, weil Autorität und Kameradſchaft auf Du und Du auf der Baſis der Gleichberechtigung ſich ſchlecht miteinander vertragen. Einſtweilen muß ich die Tafelrunde noch beſſer kennenlernen, ehe ich ſie beurteilen kann. Unſer Kompanieführer iſt ein ſehr kameradſchaftlicher, umgänglicher Mann, etwas älter als ich. Den

guten Hauptmann, der mich beinahe liebte, wird er allerdings nicht ersetzen können. Sonst hat sich in der Kompanie nicht viel geändert. Zwischen den alten Gesichtern sind nicht allzuviel neue. Ich führe den 2. Zug, der junge, schneidige Leutnant vom Vauxberg den 1., einer meiner Kursgenossen aus der Heimat den 3.

Bei Saarlouis, 2. Mai 1917. Wie wir in dieses deutsch-lothringische Dorf gekommen sind, ist eine lange Geschichte, die ich mir aber doch für später aufschreiben will.

Kurz vor Ostern wurden wir wieder vorn eingesetzt, der 1. und 3. Zug mit dem Kompanieführer in den Gräben und Kellern von Chevreux, mein 2. Zug in leichten Stollen an einem Bahndamm. Zunächst war's leidlich ruhig, doch meldeten die stets mißtrauischen Artilleriebeobachter, daß immer neue Batterien festgestellt würden. Es sei zweifellos etwas Ernsthaftes in Vorbereitung. Wenn schon. Damit rechnen wir ja seit Wochen. Wir haben schon viel Schlimmes unter viel ungünstigeren Umständen ausgehalten. Hier haben wir doch ganz andere Unterstände als bei Vimy oder bei Verdun.

Der Karfreitag war schon recht ungemütlich. Den ganzen Tag Streufeuer unter Fliegerbeobachtung, der die Unsrigen kaum eine Luftsperre entgegensetzen können. Hinter uns liegt der Kirchhof von Chevreux. „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein", sang der alte Uhland. Gerade diesem Kirchhof, auf dem gar keine Verteidigungsanlagen waren, galt das Feuer. Die schweren Steinplatten der Grüfte wurden abgedeckt, die Grabkreuze wurden zerschmettert, Schädel und Knochen freigelegt oder gar mit den Erdfontänen in die Luft gewirbelt, ein wüstes Bild sinnloser Zerstörung. „Nicht einmal ihren eigenen Toten lassen sie ihre Ruhe", grollte Ring. „Vielleicht wollen sie die Gräber für uns her-

richten", gebe ich zur Antwort. „Es iſt uns ſchon wieder zu lang gut gegangen." Aber einſtweilen können wir hier ſchon aushalten. Das Feuer liegt viel zu weit rückwärts.

Die nächſten Tage waren ruhiger, erſt am Oſtermontag, den 8. April, brach das Gewitter los. Das Trommelfeuer, wie es die Franzoſen jetzt oft tagelang einem Angriff vorausſchicken, beginnt. Befehlsgemäß räumen wir unſere Unterſtände, die ſolchem Feuer nicht gewachſen wären. Mein Zug kommt als Unterſtützung der Kompanie in den Tunnel auf der Rückſeite der Anhöhe neben uns. Durch einen unterirdiſchen Gang hat dieſer Tunnel Verbindung mit den Kellern, in denen weiter vorn die übrige Kompanie hauſt. Quer über den Rücken der Anhöhe zieht ſich ein Graben, den wir im Falle eines Angriffs zu beſetzen und zu halten haben. Daß dies rechtzeitig geſchieht, dafür bin ich verantwortlich. Dieſer Tunnel geht 30 Meter in den Berg hinein, 6 Meter breit und 2 Meter hoch. Die Decke iſt mit Brettern verſchalt und mit dicken Stempen abgeſtützt. Die Wände ſind unverkleidet, von ihnen aus führen Gänge in allerlei zimmerartige Wohnräume, in denen der Bataillonsſtab hauſt. Wir liegen im offenen Tunnel auf gründlich verlauſtem Stroh und warten. In der Decke iſt an einer Stelle ein Lichtſchacht mit Guckloch, zu dem eine Leiter hinaufführt. Dieſe Einrichtung ſoll die ſtändige Beobachtung im Graben ſelbſt erſparen. Außerdem ſind wir ſo weit hinten, daß wir bei einem Angriff ſchon lange, bevor wir eingreifen können, durch das dann einſetzende Maſchinengewehrfeuer gewarnt werden müſſen.

Zunächſt ſaßen wir einmal drei Tage und hörten dieſem furchtbaren Getrommel zu. Wir haben doch ſchon mancherlei an Artilleriefeuer erlebt. Meiſt waren wir im offenen Graben oder in halbausgebauten Stollen. Da genügten ein bis zwei Tage ſtarkes Feuer, um eine Stellung ſturmreif zu machen. Heut iſt's ganz anders.

ja kaum ihr Abitur gemacht, ſeit zwei Jahren waren ſie aller geiſtigen Tätigkeit entwöhnt. Trotzdem ſind ſicher die allermeiſten gute Offiziere geworden. Schneid und Schwung haben ſie faſt alle gehabt. Manchem mag ob ſeiner Jugend zunächſt die Autorität noch gefehlt haben, die meiſten werden ſie aber durch die Autorität der Leiſtung erſetzt haben. An Tapferkeit hat's keiner fehlen laſſen, ſoweit ich ſie im Auge behielt, ſind faſt alle gefallen.

Beim Erſatzbataillon.

Den Winter 1916/17 verbrachten wir beim Erſatzbataillon, da uns das Regiment nicht anforderte. Die erſte Zeit bedrückte das etwas mein kameradſchaftliches Gewiſſen. Als wir aber ſahen, daß auch bei den Kameraden an der Front nichts los war, ließen wir uns dieſe Unterbrechung des Frontlebens ganz gern gefallen. Man konnte uns wenigſtens keine Drückebergerei vorwerfen. Der Winter im Pfuiteifigraben ſchien mir für drei Frontwinter angerechnet zu werden. Aus den Monaten in dem alten Reichsſtädtchen iſt nicht viel in meinem Gedächtnis haften geblieben. Wir exerzierten ſchlecht und recht, bildeten alte Landſturmmänner als Rekruten aus, machten Märſche bis auf die Höhen, die das Städtchen in weitem Bogen umſpannten. Es war recht ſtumpfſinnig und oft niederdrückend. Weder die Offiziere, noch die Mannſchaften des Erſatzbataillons waren eine Ausleſe von Soldaten. Die allermeiſten hatten nach glücklich beſtandener Frontzeit nur den einen Wunſch, möglichſt lang in der Heimat bleiben zu können. Die noch unausgebildeten Vierzigjährigen teilten dieſen Wunſch erſt recht. Sie alle waren begeiſtert, als kurz vor Weihnachten das Friedensangebot des Kaiſers kam. „Jetzt wird der Krieg endlich gar. Jetzt müſſen die

anderen ja einſchlagen, wenn wir ihnen die Hand entgegenſtrecken." Um ſo grauſamer war die Enttäuſchung, daß die Feinde für unſeren Friedenswillen nur Hohn und Spott hatten. Graue Hoffnungsloſigkeit lag über allen. „Da müſſen wir eben weiterkämpfen, die ganze Geſellſchaft zum Teufel jagen und ſie ſo zum Frieden zwingen." Mit dieſer Meinung blieb ich meiſt allein, dieſe Heimatkrieger hatten fürs Kämpfen kein Verſtändnis. Von oben geſchah gar nichts zur Hebung der Stimmung, wenn man nicht die Verabreichung von „Dotſchen" (Kohlrüben) dazu rechnen will. Das Bürgertum fand ſich mit dieſer Maßnahme, wenn auch etwas jammernd und brummend ab. Unſere Soldaten aber waren wieder in heller Empörung. „Viehfutter ſollen wir freſſen. Das kriegen bei uns daheim die Kühe, wenn ſie's überhaupt nehmen. Wenn die da droben nichts mehr zu freſſen haben, ſollen ſie mit dem Blutskrieg, dem verfluchten, halt aufhören." Die Leute blieben allem Troſt und allen Belehrungen gegenüber taub, ſie blieben in ihren heiligſten Gefühlen beleidigt.

Eine Oaſe gab's für mich in dieſer Wüſte von Stumpfſinn, Gleichgültigkeit und Verſtändnisloſigkeit, zwiſchen Kaſerne, Kaffeehaus und Kantine — das Pfarrhaus. Ich kannte den Pfarrer noch von der Schulzeit her flüchtig, ging kurz entſchloſſen hin und hatte ſchon am erſten Abend dort eine Heimat gefunden. Da lebten noch Glaube, Liebe und Hoffnung, da war das Vaterland kein leerer Begriff, ſondern etwas Lebendiges, das den ganzen Menſchen in Anſpruch nahm. Da ſchickte man ſich ohne Klagen und Murren in die oft ſchweren Beeinträchtigungen der Ernährung, da gab und opferte man freudigen Herzens, da verſtand man die Größe unſeres Erlebens draußen und die Oede unſeres Garniſondienſtes in dem kleinen Neſt. Viele Abende habe ich dort verbracht, immer enger ſchloſſen ſich die Bande,

Im Nu ſtehen meine Leute, 32 Mann, am Ausgang bereit, fertig zur Beſetzung der Bereitſchaftsſtellung oben auf der Höhe. Was vorn los iſt, wiſſen wir nicht, bei uns iſt jedenfalls ein abſcheuliches Feuer, in das man nicht einmal einen Infanteriſten hinausjagt. Die Leute zaudern, auch auf meinen Ruf: „Den Graben beſetzen!“ rührt ſich niemand. Du biſt doch der Führer, ſagt eine innere Stimme, du mußt voraus. Ich glaube, ich habe ganz theatraliſch: „Mir nach!“ gerufen und rannte durch das Gewirr der Waldreſte den Berg hinauf. Sofort waren die Leute wie umgewandelt. Alles lief mir nach und drei Minuten ſpäter konnten mir die Gruppenführer melden, daß alles vollzählig da ſei, ſelbſt die unſicheren Kantoniſten, die bekannten Feuerſcheuen und Drückeberger, die es ja überall gibt. Los war gar nichts. Eine Linie deutſcher Sperrfeuerleuchtzeichen ſtand über der vorderſten Linie, unſer Sperrfeuer heulte auf und wetterte ins Vorgelände, daß unbedingt jeder Angriffsverſuch im Keime erſtickt werden mußte. Wie eine Meute gereizter Hunde, die von der Koppel losbrechen wollen, kläfften und belferten die kleinen und mittleren Kaliber, die nicht ſehr weit hinter uns ſtanden. Bald aber beruhigte ſich alles, als Hauptprobe war die Sache glänzend verlaufen. Freilich, die Erkundungsabteilungen, die vor unſerer Front aufgetaucht waren, werden, ſoweit ſie zurückkamen, berichtet haben, daß wir noch lange nicht ſturmreif ſeien. Wir rückten ab, zurück in den Tunnel.

Am nächſten Morgen ging das Feuer in noch geſteigerter Stärke weiter. Allmählich wurde es uns auch in unſerem Tunnel unheimlich. Die Beobachtungsſtelle, unſer Auge, war zerſchoſſen, Bretter und Stempen zeigten Riſſe und Sprünge, die deutlich den ungeheuren Druck und die Wucht der ſchweren Einſchläge verrieten. Am fünften Tag ſtürzte der Tunnel an ſeinem hinteren Ende tatſächlich ein. Das Holzwerk war gebrochen und

rieſige Erdmaſſen brachen mit unheildrohendem Gepolter nach. Die Verbindung mit dem Hauptteil der Kompanie war zerſtört. Nun hieß es, die ganze Nacht arbeiten, um die Stützen im bewohnten Teil zu erneuern und zu verſtärken. Die Geſchichte war ſehr ungemütlich. An der Einſturzſtelle ſtürzte ſtändig Erde und Geſtein nach, warum ſollte unſer Teil, der näher am Abhang lag, alſo nicht 20 oder 30, ſondern nur 10 Meter Deckung hatte, beſſer ſtandhalten? Dabei raſte das Feuer weiter. Sie ſchoſſen mit Verzögerungszündern, die nicht beim Aufſchlag detonieren, ſondern erſt, wenn ſie ſchon durch die Wucht des Falles tief in die Erde eingedrungen ſind. Das gibt fürchterliche Löcher, denen ſelbſt Berge nicht gewachſen ſind. Zerreißt eine ſolche Granate, dann ſchwankt und bebt der ganze Berg, es klingt, als ob ſchwere Eiſenbahnzüge durch Kurven raſten.

Viel Verwundete kommen von vorn, weil bei uns zwei junge Aerzte ihren Verbandplatz aufgeſchlagen haben. Bei ihnen bin ich oft, es iſt eine Freude, zu ſehen, mit welcher Hingabe ſie arbeiten, wie ſie ſtrahlen, wenn ſie wieder einen ſchlimm ausſehenden Fall gut verſorgt haben. Manchmal darf ich mit zupacken, vor allem aber darf ich bei der Seelſorge helfen, zu der die Aerzte nur ſelten Zeit haben. Ich ſpreche nicht wie der Pfarrer mit ihnen, das iſt nicht meines Amtes, aber es genügt ja ſchon, wenn der Menſch zum Menſchen redet, wenn er in der furchtbaren Vereinſamung der Seele ein gutes, ein brüderliches Wort findet. Wir ſprechen von daheim, von der Mutter, der Frau, den Kindern. Wir ſprechen von den Ausſichten auf Heilung. Jeder möchte ſo gern hören, daß er wieder geſund wird, daß das Leben nicht entflieht, wenn er ſich auch noch ſo unſäglich ſchwach und verlaſſen fühlt. Mit gutem Gewiſſen habe ich da manchmal gelogen, und ich glaube, daß ich dadurch keinen ſeinen Gedanken an die Ewigkeit entzogen habe. Die kamen

doch, trotz allem Zuſpruch, aber ſie verloren doch manchmal ihre Schrecken, wenn man dem Schwerverwundeten zuſprach.

Viele beteten für ſich allein, einmal fragte mich einer ganz leiſe und ich ſpürte, wie er ſich ſchämte, ob ich ihm nicht ein Gebet vorſprechen könne. Er habe das Beten verlernt. Ich blättere in meinen Pſalmen, die mich ſeit dem letzten Ausmarſch begleiten. Was paßt heute an dieſem Lager, an dem vielleicht ſchon der Tod ſitzt? Was paßt beſſer als das Vermächtnis von Böttcher, der nun auch ſchon über ein Jahr im Artois ruht, was beſſer als der 91. Pſalm? „Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." Sonderbar, wie anders dieſes „Hoffen" heute klingt als vor eineinhalb Jahren. Das iſt ja viel mehr, das iſt ja Vertrauen, Geborgenſein, Glauben. Mein Patient merkt nichts vom Schweifen meiner Gedanken, er iſt eingeſchlafen.

Warum leſe ich eigentlich nicht öfter in dieſem Buch, in dem faſt jede Seite zu uns Soldaten ſpricht, das voll iſt von Krieg und Todesnot? Da iſt der 18. Pſalm, der lautet, als ob wir ihn heute geſchrieben hätten: „Die Erde bebte und ward bewegt und die Grundfeſten der Berge regten ſich und bebten, da er zornig war. Dampf ging auf von ſeiner Naſe und verzehrend Feuer von ſeinem Munde, daß es davon blitzte." Da folgt der 22., das Bekenntnis menſchlicher Armſeligkeit. „Meine Kräfte ſind vertrocknet wie eine Scherbe und meine Zunge klebt an meinem Gaumen und du legſt mich in des Todes Staub." Da ſind aber auch all die aufrichtenden, mutmachenden Bekenntniſſe, die Lobgeſänge und Dankgebete, der 103. oder der 121., von den Bergen, von denen Hilfe kommt. Mag ſein, daß das nicht alles des ſagenhaften David Verdienſt iſt, daß vor allem Luthers wunderbar

kraftvoller Ueberſetzung ein Großteil der Wirkung zukommt. Jedenfalls bergen dieſe Blätter eine Fülle des Troſtes, ſie helfen hinweg über allerlei Anfechtung und ſie geben dem unruhigen Herzen Frieden.

Wir haben viel Zeit zum Nachdenken. Der Dienſt iſt gering, wird ſind meiſt allein mit uns und unſerm Schickſal. Von der unmittelbaren Todesgefahr trennt uns der Bergrücken, Angſt brauchen wir nicht zu haben. Es iſt auch nicht Angſt, was unſer Denken leitet. Das große Staunen kommt über viele, das Staunen über die Kleinheit des Menſchen, das Fragen nach dem Warum, nach dem Weltenplan, nach einem Weltenlenker. Iſt das alles ſinnloſer Zufall, ſind die Leiden der Völker und des einzelnen gewollt, ſind ſie göttliche Schickung, die wir nicht verſtehen? Was iſt das für eine Gerechtigkeit, daß ausgerechnet unſer junger Leutnant, das Vorbild eines Offiziers ohne Furcht und Tadel, heute mittag von einer Granate zerriſſen wurde? Er wollte eine Meldung zurückbringen, aber ſeine Ordonnanz nicht dem Feuer ausſetzen. Er opferte ſich ſelber und fiel, viel ſchlechtere als er bleiben übrig. „Gottes unerforſchlicher Ratſchluß"? Der erſchien mir bisher als allzu billige Antwort. Und doch wiſſen wir nichts Beſſeres, wir können ja nur mit unſeren menſchlichen Maßſtäben meſſen, in unſeren menſchlichen Denkformen denken. Das Grübeln über dieſe Dinge macht nicht klüger.

Da iſt einer in meinem Zug, ein Kloſterknecht, der etwas als „Betbruder" verſchrien iſt. Der lag heute eine Zeitlang neben mir und wir kamen ins Geſpräch. Etwas überſchwenglich erzählt er von ſeiner Glaubensſicherheit. Ich frage ihn: „Ja, glauben Sie denn, daß da droben ein Gott ſitzt und die Granaten lenkt, glauben Sie, daß er Sie in ſeinen beſonderen Schutz genommen hat, weil Sie der brave Infanteriſt Hirn ſind?" „Ach, Herr Feldwebel, das weiß ich nicht, wie ſollte ich da etwas glau-

guten Hauptmann, der mich beinahe liebte, wird er allerdings nicht ersetzen können. Sonst hat sich in der Kompanie nicht viel geändert. Zwischen den alten Gesichtern sind nicht allzuviel neue. Ich führe den 2. Zug, der junge, schneidige Leutnant vom Vaurberg den 1., einer meiner Kursgenossen aus der Heimat den 3.

Bei Saarlouis, 2. Mai 1917. Wie wir in dieses deutsch-lothringische Dorf gekommen sind, ist eine lange Geschichte, die ich mir aber doch für später aufschreiben will.

Kurz vor Ostern wurden wir wieder vorn eingesetzt, der 1. und 3. Zug mit dem Kompanieführer in den Gräben und Kellern von Chevreux, mein 2. Zug in leichten Stollen an einem Bahndamm. Zunächst war's leidlich ruhig, doch meldeten die stets mißtrauischen Artilleriebeobachter, daß immer neue Batterien festgestellt würden. Es sei zweifellos etwas Ernsthaftes in Vorbereitung. Wenn schon. Damit rechnen wir ja seit Wochen. Wir haben schon viel Schlimmes unter viel ungünstigeren Umständen ausgehalten. Hier haben wir doch ganz andere Unterstände als bei Vimy oder bei Verdun.

Der Karfreitag war schon recht ungemütlich. Den ganzen Tag Streufeuer unter Fliegerbeobachtung, der die Unsrigen kaum eine Luftsperre entgegensetzen können. Hinter uns liegt der Kirchhof von Chevreux. „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein", sang der alte Uhland. Gerade diesem Kirchhof, auf dem gar keine Verteidigungsanlagen waren, galt das Feuer. Die schweren Steinplatten der Grüfte wurden abgedeckt, die Grabkreuze wurden zerschmettert, Schädel und Knochen freigelegt oder gar mit den Erdfontänen in die Luft gewirbelt, ein wüstes Bild sinnloser Zerstörung. „Nicht einmal ihren eigenen Toten lassen sie ihre Ruhe", grollte Ring. „Vielleicht wollen sie die Gräber für uns her-

richten", gebe ich zur Antwort. „Es iſt uns ſchon wieder zu lang gut gegangen." Aber einſtweilen können wir hier ſchon aushalten. Das Feuer liegt viel zu weit rückwärts.

Die nächſten Tage waren ruhiger, erſt am Oſtermontag, den 8. April, brach das Gewitter los. Das Trommelfeuer, wie es die Franzoſen jetzt oft tagelang einem Angriff vorausſchicken, beginnt. Befehlsgemäß räumen wir unſere Unterſtände, die ſolchem Feuer nicht gewachſen wären. Mein Zug kommt als Unterſtützung der Kompanie in den Tunnel auf der Rückſeite der Anhöhe neben uns. Durch einen unterirdiſchen Gang hat dieſer Tunnel Verbindung mit den Kellern, in denen weiter vorn die übrige Kompanie hauſt. Quer über den Rücken der Anhöhe zieht ſich ein Graben, den wir im Falle eines Angriffs zu beſetzen und zu halten haben. Daß dies rechtzeitig geſchieht, dafür bin ich verantwortlich. Dieſer Tunnel geht 30 Meter in den Berg hinein, 6 Meter breit und 2 Meter hoch. Die Decke iſt mit Brettern verſchalt und mit dicken Stempen abgeſtützt. Die Wände ſind unverkleidet, von ihnen aus führen Gänge in allerlei zimmerartige Wohnräume, in denen der Bataillonsſtab hauſt. Wir liegen im offenen Tunnel auf gründlich verlauſtem Stroh und warten. In der Decke iſt an einer Stelle ein Lichtſchacht mit Guckloch, zu dem eine Leiter hinaufführt. Dieſe Einrichtung ſoll die ſtändige Beobachtung im Graben ſelbſt erſparen. Außerdem ſind wir ſo weit hinten, daß wir bei einem Angriff ſchon lange, bevor wir eingreifen können, durch das dann einſetzende Maſchinengewehrfeuer gewarnt werden müſſen.

Zunächſt ſaßen wir einmal drei Tage und hörten dieſem furchtbaren Getrommel zu. Wir haben doch ſchon mancherlei an Artilleriefeuer erlebt. Meiſt waren wir im offenen Graben oder in halbausgebauten Stollen. Da genügten ein bis zwei Tage ſtarkes Feuer, um eine Stellung ſturmreif zu machen. Heut iſt's ganz anders.

Der Franzoſe hat offenbar einen Durchbruch unſerer ganzen Front vor. Vor Arras hat er ungeheure Sprengungen durchgeführt, der Durchbruch hing an einem Haar. Kommt er dort und hier bei uns durch, dann iſt die ganze Sommefront, die vielgerühmte, feſtungsartig ausgebaute Hindenburglinie, umgangen und abgeſchnitten. Das wäre das Ende der deutſchen Armee in Frankreich. Ein ſolcher Durchbruch ſcheint dem Franzoſen aber nur möglich, wenn er die ganze Gegend in eine Wüſte verwandelt hat, wenn alles zertrommelt und verſchüttet iſt, alle Batterien zum Schweigen gebracht, die Reſerven ſchon während der Verſammlung zerſtreut und zerſchlagen ſind, alle Zufuhr von Lebensmitteln und Munition unterbunden iſt. Körperliche Vernichtung, wo dies nicht möglich, ſeeliſche Zermürbung, iſt das Ziel dieſes Feuers. Alle Straßen, alle Ruhedörfer, alle Lager, ſelbſt die Etappenorte, liegen unter ſchwerem Feuer weittragender Geſchütze.

Die Verpflegung bringt ein Trägertrupp vor, der ſchon am erſten Abend die ſchrecklichſten Dinge zu berichten weiß. Unſerer Feldküche ſind ſchon beim Wegfahren vom Dorf beide Pferde weggeſchoſſen worden. Nur der Beherztheit einiger Leute, die ſich trotz der ſchweren Schießerei bis an die Küche hinwagten, verdanken wir, daß wir überhaupt etwas bekommen. Das Dorf, aus dem erſt vor drei Wochen von den vorſorglichen Barbaren die ganze Zivilbevölkerung abgeſchoben wurde, um ſie vor den Granaten ihrer Landsleute zu ſchützen, iſt völlig zerſtört, ein troſtloſer Trümmerhaufen. Die Feldwebel haben ihre Schreibſtuben im Keller aufgeſchlagen, was wir ihnen von Herzen gönnen. Eine weitere Schreckensnachricht: Im Nachbardorf iſt ein ganzer Regimentsſtab ſamt Zahlmeiſter, Tierarzt uſw. in ſeinem Keller verſchüttet worden und erſtickt. Glauben wir die Hälfte, das iſt auch noch gräßlich genug. Wie gut haben wir's hier

an der Front, wir ſitzen 5 bis 20 Meter tief unter dem gewachſenen Boden, kriegen alles Nötige gebracht und brauchen nur — zu warten.

Allerdings, dies Warten iſt auch ſchlimm genug. Die Franzoſen ſcheinen unſeren Berg mit ſeinen Schätzen zu kennen, ſie bedenken ihn mit allen Kalibern. Das dröhnt und wuchtet, als ob überirdiſche Kräfte daran ſeien, den ganzen Hügel wegzureißen und irgendwohin ins Weltall zu ſchleudern. Das müſſen aber ſchon ganz dicke Brocken ſein, die den Berg zum Erzittern und Wanken bringen, ſo daß man meint, die ungeheuren Erdmaſſen, die auf unſere ſtarke Deckenverſchalung drücken, könnten herabſtürzen. Morgens und abends kann man manchmal ein wenig Luft ſchöpfen und ſich die furchtbare Verwüſtung anſehen. Unſerem Berg ſind Wunden geſchlagen, die ihm faſt bis ans Rückgrat, faſt bis zu unſerem Tunnel gehen müſſen. Von den Häuſern ſind nur noch wenige Mauerreſte zu ſehen, alles andere liegt als Staub und Schutt zerſchmettert am Boden. Im Wald ſind nur noch Strünke. Die ſtärkſten Bäume ſind mittendurchgeknickt, kreuz und quer liegen die gefallenen Stämme. Am zweiten Tag befiehlt der oberſte Herr des Tunnels den Bau einer Latrine für ſich und ſeinen allerengſten Stab in einer eigens auszulegenden Seitenniſche mit einer Zeltbahn als Vorhang. Daß ſolche hohe Herren kein Gefühl dafür haben, daß dies ihrem Anſehen viel mehr ſchadet, als wenn man ſie in menſchlich-natürlicher Stellung vor dem Stollen fände. Der Soldat fordert da gleiches Recht oder Unrecht für alle.

Drei Tage dauert das Trommeln ſchon. Es iſt furchtbar ſtumpfſinnig, Beleuchtung gibt's kaum, man kann nicht leſen, ausgeſprochen haben wir uns ohnehin längſt. So döſt man dahin, im Ganz- oder im Halbſchlaf, je nach der Stärke des Feuers. Da, am Abend des dritten Tages, ſchreit der Beobachter auf der Leiter oben: „Alarm!“

Im Nu ſtehen meine Leute, 32 Mann, am Ausgang bereit, fertig zur Beſetzung der Bereitſchaftsſtellung oben auf der Höhe. Was vorn los iſt, wiſſen wir nicht, bei uns iſt jedenfalls ein abſcheuliches Feuer, in das man nicht einmal einen Infanteriſten hinausjagt. Die Leute zaudern, auch auf meinen Ruf: „Den Graben beſetzen!“ rührt ſich niemand. Du biſt doch der Führer, ſagt eine innere Stimme, du mußt voraus. Ich glaube, ich habe ganz theatraliſch: „Mir nach!“ gerufen und rannte durch das Gewirr der Waldreſte den Berg hinauf. Sofort waren die Leute wie umgewandelt. Alles lief mir nach und drei Minuten ſpäter konnten mir die Gruppenführer melden, daß alles vollzählig da ſei, ſelbſt die unſicheren Kantoniſten, die bekannten Feuerſcheuen und Drückeberger, die es ja überall gibt. Los war gar nichts. Eine Linie deutſcher Sperrfeuerleuchtzeichen ſtand über der vorderſten Linie, unſer Sperrfeuer heulte auf und wetterte ins Vorgelände, daß unbedingt jeder Angriffsverſuch im Keime erſtickt werden mußte. Wie eine Meute gereizter Hunde, die von der Koppel losbrechen wollen, kläfften und belferten die kleinen und mittleren Kaliber, die nicht ſehr weit hinter uns ſtanden. Bald aber beruhigte ſich alles, als Hauptprobe war die Sache glänzend verlaufen. Freilich, die Erkundungsabteilungen, die vor unſerer Front aufgetaucht waren, werden, ſoweit ſie zurückkamen, berichtet haben, daß wir noch lange nicht ſturmreif ſeien. Wir rückten ab, zurück in den Tunnel.

Am nächſten Morgen ging das Feuer in noch geſteigerter Stärke weiter. Allmählich wurde es uns auch in unſerem Tunnel unheimlich. Die Beobachtungsſtelle, unſer Auge, war zerſchoſſen, Bretter und Stempen zeigten Riſſe und Sprünge, die deutlich den ungeheuren Druck und die Wucht der ſchweren Einſchläge verrieten. Am fünften Tag ſtürzte der Tunnel an ſeinem hinteren Ende tatſächlich ein. Das Holzwerk war gebrochen und

rieſige Erdmaſſen brachen mit unheildrohendem Gepolter nach. Die Verbindung mit dem Hauptteil der Kompanie war zerſtört. Nun hieß es, die ganze Nacht arbeiten, um die Stützen im bewohnten Teil zu erneuern und zu verſtärken. Die Geſchichte war ſehr ungemütlich. An der Einſturzſtelle ſtürzte ſtändig Erde und Geſtein nach, warum ſollte unſer Teil, der näher am Abhang lag, alſo nicht 20 oder 30, ſondern nur 10 Meter Deckung hatte, beſſer ſtandhalten? Dabei raſte das Feuer weiter. Sie ſchoſſen mit Verzögerungszündern, die nicht beim Aufſchlag detonieren, ſondern erſt, wenn ſie ſchon durch die Wucht des Falles tief in die Erde eingedrungen ſind. Das gibt fürchterliche Löcher, denen ſelbſt Berge nicht gewachſen ſind. Zerreißt eine ſolche Granate, dann ſchwankt und bebt der ganze Berg, es klingt, als ob ſchwere Eiſenbahnzüge durch Kurven raſten.

Viel Verwundete kommen von vorn, weil bei uns zwei junge Aerzte ihren Verbandplatz aufgeſchlagen haben. Bei ihnen bin ich oft, es iſt eine Freude, zu ſehen, mit welcher Hingabe ſie arbeiten, wie ſie ſtrahlen, wenn ſie wieder einen ſchlimm ausſehenden Fall gut verſorgt haben. Manchmal darf ich mit zupacken, vor allem aber darf ich bei der Seelſorge helfen, zu der die Aerzte nur ſelten Zeit haben. Ich ſpreche nicht wie der Pfarrer mit ihnen, das iſt nicht meines Amtes, aber es genügt ja ſchon, wenn der Menſch zum Menſchen redet, wenn er in der furchtbaren Vereinſamung der Seele ein gutes, ein brüderliches Wort findet. Wir ſprechen von daheim, von der Mutter, der Frau, den Kindern. Wir ſprechen von den Ausſichten auf Heilung. Jeder möchte ſo gern hören, daß er wieder geſund wird, daß das Leben nicht entflieht, wenn er ſich auch noch ſo unſäglich ſchwach und verlaſſen fühlt. Mit gutem Gewiſſen habe ich da manchmal gelogen, und ich glaube, daß ich dadurch keinen ſeinen Gedanken an die Ewigkeit entzogen habe. Die kamen

doch, trotz allem Zuſpruch, aber ſie verloren doch manchmal ihre Schrecken, wenn man dem Schwerverwundeten zuſprach.

Viele beteten für ſich allein, einmal fragte mich einer ganz leiſe und ich ſpürte, wie er ſich ſchämte, ob ich ihm nicht ein Gebet vorſprechen könne. Er habe das Beten verlernt. Ich blättere in meinen Pſalmen, die mich ſeit dem letzten Ausmarſch begleiten. Was paßt heute an dieſem Lager, an dem vielleicht ſchon der Tod ſitzt? Was paßt beſſer als das Vermächtnis von Böttcher, der nun auch ſchon über ein Jahr im Artois ruht, was beſſer als der 91. Pſalm? „Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ Sonderbar, wie anders dieſes „Hoffen“ heute klingt als vor eineinhalb Jahren. Das iſt ja viel mehr, das iſt ja Vertrauen, Geborgenſein, Glauben. Mein Patient merkt nichts vom Schweifen meiner Gedanken, er iſt eingeſchlafen.

Warum leſe ich eigentlich nicht öfter in dieſem Buch, in dem faſt jede Seite zu uns Soldaten ſpricht, das voll iſt von Krieg und Todesnot? Da iſt der 18. Pſalm, der lautet, als ob wir ihn heute geſchrieben hätten: „Die Erde bebte und ward bewegt und die Grundfeſten der Berge regten ſich und bebten, da er zornig war. Dampf ging auf von ſeiner Naſe und verzehrend Feuer von ſeinem Munde, daß es davon blitzte.“ Da folgt der 22., das Bekenntnis menſchlicher Armſeligkeit. „Meine Kräfte ſind vertrocknet wie eine Scherbe und meine Zunge klebt an meinem Gaumen und du legſt mich in des Todes Staub.“ Da ſind aber auch all die aufrichtenden, mutmachenden Bekenntniſſe, die Lobgeſänge und Dankgebete, der 103. oder der 121., von den Bergen, von denen Hilfe kommt. Mag ſein, daß das nicht alles des ſagenhaften David Verdienſt iſt, daß vor allem Luthers wunderbar

kraftvoller Ueberſetzung ein Großteil der Wirkung zukommt. Jedenfalls bergen dieſe Blätter eine Fülle des Troſtes, ſie helfen hinweg über allerlei Anfechtung und ſie geben dem unruhigen Herzen Frieden.

Wir haben viel Zeit zum Nachdenken. Der Dienſt iſt gering, wird ſind meiſt allein mit uns und unſerm Schickſal. Von der unmittelbaren Todesgefahr trennt uns der Bergrücken, Angſt brauchen wir nicht zu haben. Es iſt auch nicht Angſt, was unſer Denken leitet. Das große Staunen kommt über viele, das Staunen über die Kleinheit des Menſchen, das Fragen nach dem Warum, nach dem Weltenplan, nach einem Weltenlenker. Iſt das alles ſinnloſer Zufall, ſind die Leiden der Völker und des einzelnen gewollt, ſind ſie göttliche Schickung, die wir nicht verſtehen? Was iſt das für eine Gerechtigkeit, daß ausgerechnet unſer junger Leutnant, das Vorbild eines Offiziers ohne Furcht und Tadel, heute mittag von einer Granate zerriſſen wurde? Er wollte eine Meldung zurückbringen, aber ſeine Ordonnanz nicht dem Feuer ausſetzen. Er opferte ſich ſelber und fiel, viel ſchlechtere als er bleiben übrig. „Gottes unerforſchlicher Ratſchluß"? Der erſchien mir bisher als allzu billige Antwort. Und doch wiſſen wir nichts Beſſeres, wir können ja nur mit unſeren menſchlichen Maßſtäben meſſen, in unſeren menſchlichen Denkformen denken. Das Grübeln über dieſe Dinge macht nicht klüger.

Da iſt einer in meinem Zug, ein Kloſterknecht, der etwas als „Betbruder" verſchrien iſt. Der lag heute eine Zeitlang neben mir und wir kamen ins Geſpräch. Etwas überſchwenglich erzählt er von ſeiner Glaubensſicherheit. Ich frage ihn: „Ja, glauben Sie denn, daß da droben ein Gott ſitzt und die Granaten lenkt, glauben Sie, daß er Sie in ſeinen beſonderen Schutz genommen hat, weil Sie der brave Infanteriſt Hirn ſind?" „Ach, Herr Feldwebel, das weiß ich nicht, wie ſollte ich da etwas glau-

ben? Aber ich glaube an den Herrgott, der auch mich geſchaffen hat, und ich vertraue auf ihn. Was kann mir Schlimmes geſchehen? Nichts, als was er zuläßt, ſchlimmſtenfalls Tod, Blindheit, Lähmung. Kann, was von ihm kommt, ſchlecht ſein, kann er's bös mit uns meinen? Ich meine, Glauben heißt Vertrauen, und damit bin ich dieſen ganzen Krieg gut gefahren."

Jeden Abend kommen die Eſſenträger. Es ſind wirklich brave Kerle. Gar mancher iſt dabei, den ich nicht für einen Ausbund von Tapferkeit halte. Wie leicht könnte er ſich auf ſolchem Weg durch die grauenvolle Nacht ſeitwärts verdrücken. Das tut keiner, die Kameradſchaft hat eherne Geſetze. Ein Schuft, der die Kameraden hier vorn hungern ließe, er wäre auch in der Kompanie unmöglich. Sogar Poſt gibt es, Freßpakete, Briefe, Zeitungen und Bücher, damit uns die Zeit nicht gar ſo lang wird. Das Eſſen war freilich kalt, wärmen konnte man nichts wegen Feuersgefahr. Sieben Tage haben wir uns nicht mehr gewaſchen, mit Läuſen und Flöhen ſtehen wir in erbittertem Kampf. Das gibt wenigſtens Unterhaltung. Endlos ziehen ſich die Tage hin, immer bedrohlicher wird die Lage. Ueberall knackt und kniſtert es im Gebälk, Riſſe und Knicke zeigen ſich. Wenn wir den Tunnel räumen müſſen, ſind wir ſchlimm dran, dann fehlt jede Deckung.

Da endlich, am Morgen des neunten Tages, ſetzt die Artillerie aus. Von vorn iſt heftiges Infanteriefeuer zu hören, unſer Sperrfeuer beginnt zu raſen — Alarm! Diesmal geht's ohne jede Hemmung hinaus und hinauf in den Graben. Der iſt leidlich erhalten, man kann an vielen Stellen noch in ihm ſtehen, jedenfalls haben wir einen idealen Ausſichtspunkt. Was iſt los? Die Franzoſen kommen, Welle auf Welle wogt von den Aisneübergängen her in breiter Front gegen unſere Stellung an. Den aufgelöſten Schützenlinien folgen dichte Marſch-

kolonnen. Unbarmherzig packt ſie das Vernichtungsfeuer unſerer Artillerie. In Knäueln und dichten Reihen ſieht man die Franzoſen fallen. Sie ſtutzen, ſie werfen ſich nieder. Ein weiteres Vordringen ſcheint Wahnſinn. Unſere Artillerie hat einen undurchdringlichen Feuervorhang vor unſere vorderſte Stellung gelegt, raſendes Maſchinengewehrfeuer hämmert dazwiſchen und mäht nieder, was wieder aufzuſtehen wagt. Tanks ſieht man hinten auffahren, Feldartillerie ſucht im offenen Gelände abzuprotzen und in Stellung zu gehen, ſcharfſichtige Augen behaupten ſogar, bereitgeſtellte Kavallerie zu ſehen. Alles wird von der Wucht unſeres Vernichtungsfeuers zerſchmettert, der Angriff bleibt vor unſerer Stellung zuſammengebrochen liegen.

Und wir, wir ſtanden in heller Begeiſterung und ſchauten dieſem großartigen Schauſpiel bewundernd zu. Unſere Gewehre konnten wir nicht gebrauchen, war der Feind doch noch mindeſtens 1000 Meter entfernt. Der Angriff war zweifellos unter furchtbaren franzöſiſchen Verluſten abgeſchlagen. Seine eigene Artillerie hatte freilich während des Angriffs verſagt. Sie hatte in den neun Tagen ungeheure Munitionsmaſſen erfolglos verſchoſſen, das Sperr- und Vernichtungsfeuer der unſrigen heute aber ebenſowenig zu ſtören vermocht wie die Beſetzung unſerer Gräben durch die bis dahin gut verſteckte Infanterie. Unſer wegen ſeiner Genauigkeit weithin gefürchteter Diviſionskommandeur hat ſeine Artillerie glänzend verwendet. Groß war der Jubel. Unſere Schlachtflieger, die ganz niedrig über die Stellung flogen, wurden mit Tücherſchwenken begrüßt.

Freilich, lang hielt dieſe Begeiſterung nicht an, die feindliche Artillerie hatte ſich bald wieder auf ihre Aufgabe beſonnen, bald lag unſer Berg mit der Stellung in recht unangenehmem Feuer. Stollen gab's nur einen, in den ich eine Gruppe untertreten laſſe. Wir andern decken

uns so gut als möglich im Graben. Bald haben wir einen Toten und mehrere Verwundete. Ich schicke eine Meldung an das Bataillon, meine Gefechtsaufgabe sei erfüllt, ob ich nicht einrücken lassen könne. Wir hätten vermeidbare Verluste. Der Melder kommt zurück: „Der Herr Adjutant hat gesagt, das Einrücken bestimmt er." Natürlich von seinem Tunnel aus, den er in den neun Tagen dank der Mauernische mit dem Vorhang noch nicht hat verlassen müssen. Aber harren wir aus. Manche Jungen rennen so unsinnig herum, wie ich bei meiner „Feuertaufe" auf der Vimyhöhe. Wir anderen bleiben ruhig liegen, fast gleichgültig. Wenn's uns treffen soll, nützt das Laufen auch nichts. Es ist eine Freude, die Leute zu sehen. Man glaubt gar nicht, daß das dieselben Leute sind, die neun Tage lang stumpf und dumpf auf ihrem Lausestroh im Stollen gelegen sind.

Das Feuer nimmt wieder zu, so daß ich nach zwei Stunden den ganzen Zug abrücken lasse. Ich melde mich in dem Seitenzimmer beim Kommandeur. Statt seiner schnauzt mich der Adjutant an: „Wie kommen Sie dazu, ohne meinen Befehl abzurücken? Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß die Stellung oben bei einem Angriff besetzt ist." „Zu Befehl. Wir haben die Stellung bei den beiden Angriffen jedesmal in zwei bis drei Minuten besetzt, das werden wir auch künftig tun. Aber die Leute in dem schlechten Graben zusammenschießen zu lassen, hat wirklich keinen Sinn." Gut, daß er nicht sagt, dann müssen Sie heute nacht den Graben instandsetzen lassen. Das wäre verlorene Liebesmüh'. Er fühlt sich aber in seiner Unkenntnis der Lage, die er von seinem Loch aus nicht beurteilen kann, so unsicher, daß er auf weitere Befehle verzichtet. Vielleicht weiß er sogar das Glück zu schätzen, daß er einen so tüchtigen Zug als Stabswache hat.

Im Stollen ist's heute sehr belebt. Unsere Strohlager sind alle belegt von Verwundeten, die von den

Aerzten vorläufig verſorgt werden. Auch eine Anzahl Franzoſen iſt darunter, die vor unſerer Stellung nicht mehr loskamen und froh waren, ſich gefangengeben zu können. Von einem ging die Sage, er habe 36 Maſchinengewehrſchüſſe und komme doch durch. Mit einem anderen unterhielt ich mich lang. Er war ſehr überraſcht, daß wir nicht ſo „méchant" waren, wie man ihm drüben erzählt hatte. So ſorgſame Behandlung hatte er nicht erwartet. Dem Arzt drückte er immer wieder die Hand: „Bon camerade". Mancher iſt auch in unſerem Stollen während des Wartens auf den Abtransport geſtorben. Drei Mann begruben wir nachts draußen im Walde. Da gab es eine kleine Auseinanderſetzung zwiſchen Ring, der als Krankenträger auch für die Beſtattungen zuſtändig iſt, und verſchiedenen Kameraden. Dieſe machten Anſpruch auf die guterhaltenen Stiefel der Gefallenen. „Die brauchen ſie nicht mehr und uns tun beſſere Stiefel dringend not!" Ich hätte nichts dagegen gehabt, aber Ring war ganz empört. „Die Toten behalten ihre Stiefel, ich mein', die haben ſie hart genug verdient. Ohne Stiefel begrab' ich ſie nicht." Ring blieb Sieger.

Drei Tage ſind wir noch da oben geblieben. Angriff kam keiner mehr, wir hatten ihnen die Wiederkehr wohl gründlich verdorben. Links und rechts von uns haben die Franzoſen etwas mehr Erfolg gehabt und einige Gräben errungen, dieſer Gewinn ſteht in keinem Verhältnis zu den ſchweren Opfern von Blut und Material, die ſie gebracht haben. Dann kam nach mehrmaligen Enttäuſchungen doch die Ablöſung, preußiſche Garde, die über unſeren Stollen ebenſo erſtaunt wie erfreut war. Wir hinterließen ihnen unſere Läuſe und zogen in abſcheulichem Feuer ab. Wir haben's wirklich gut gehabt, wenn man die Straßen und Straßenkreuze ſieht, die Batterieſtellungen und die offenen Bereitſtellungsräume, dagegen verblaſſen ſogar die Schrecken von Verdun.

Geſtank von Leichen, von Menſch und Tier, verpeſtet die Luft. Pioniere liegen da und Eſſenträger, Arbeitskommandos und Munitionskolonnen, hingemäht, jäh aus dem Leben geriſſen, ſchmerzlos, ein Schlag und aus war's. Ständig mußten wir Trichter umgehen, die oft ſo tief waren, daß ein halber Zug in ihnen hätte verſchwinden können. In einem fanden wir einen ganzen Munitionswagen ſamt den beiden Pferden, gänzlich zerſchoſſen und zertrümmert.

Am Sonntag darauf war Gottesdienſt im Schulhaus unſeres Quartierorts. Die Tage da vorn hatten zu uns allen eine erſchütternde Sprache geredet, die Seelen waren gelockert, aufnahmebereit für ein gutes Wort, voll Dank für die Errettung aus ſchwerſter Todesnot und bereit, ihm Ausdruck zu geben. Eine Gemeinde, wie ſie ſich der Pfarrer nicht beſſer wünſchen kann. Ich denke, er wird wohl wie die alten chriſtlichen Kämpfer den Pſalter nehmen, wie Cromwell oder Calvin, wie Zwingli, und wird ein Wort wählen, das bei jeder dieſer zerbrochenen Seelen Widerhall finden muß. Der 30. Pſalm „Herr, du haſt meine Seele aus der Hölle geführt, du haſt mich lebend erhalten, als andere in die Grube fuhren", das wäre ſo ein Wort, mit dem wir zu packen wären.

Eine blau angeſtrichene Droſchke ſteht vor dem Schulhaus. „Wer fährt denn hier Droſchke? Das iſt ja noch ſchlimmer als Etappe." „Das iſt der Pfarrer, er reitet nur ſelten, das überläßt er dem ſtreitbaren Franziskanerpater von der anderen Konfeſſion. Der reitet immer, unſrer faſt nie." Wir warten. Herein tritt ein ganz junger Mann, hoch aufgeſchoſſen, ſchmal, ſchwächlich. Seine ſalbungsvolle Stimme verkündet „das Evangelium für den heutigen Sonntag". Joh. 10, 12—16. Und mit vor Rührung zitternder Stimme ſpricht er: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte läßt ſein Leben

für die Schafe ... Und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stall ... Und es wird eine Herde und ein Hirte sein." Und dann ging's los von den Schafen und vom Schafstall, voll Salbung und Schmalz in der Stimme, genau als ob er am Sonntag nachmittag um 3 Uhr vor alten Weiblein zu predigen hätte. Kein Wort vom Krieg, kein Wort von dem, was uns Herz und Sinn erfüllte, nichts Selbsterlebtes, abgestandenes schales Wasser, nichts vom Quell des lebendigen Lebens, das doch in diesem unvergänglichen Gleichnis zu spüren sein muß. Voll Ingrimm hörten wir zu, unsere Herzen verschlossen sich, sie wurden hart, ihr Acker ward steinig, das Unkraut anderer Gedanken wucherte auf ihnen, die Vögel der Langeweile pickten die wenigen Körnlein auf, die dieser armselige Diener seiner Kirche ausstreute. Vielleicht tue ich dem neugewonnenen Freund in der Heimat weh, wenn ich solches von seinem Amtsbruder berichte. Ich kann ihm nicht helfen. Wäre mir die Kirche so gleichgültig wie früher, dann würde mich auch dieser ihr Diener nicht ärgern. Heut aber ist's anders und so mußte ich mir diesen Schmerz von der Seele schreiben.

Frühlingszeit 1917.

Die Tage hinter der Front waren immer noch ungemütlich genug. Ständig waren wir alarmbereit, die Quartiere waren eng und schlecht, trotz Ende April war es naßkalt und winterlich, kaum ein grünes Blättchen, noch sonst ein Frühlingsbote war zu sehen. Vorn rollte und donnerte das Feuer weiter, ständig waren neue Angriffe zu erwarten, Ersatz für uns war noch nicht eingetroffen. Da endlich, in den letzten Apriltagen, wurden wir marschbereit erklärt, und in einigen strammen Marschtagen marschierten wir in die Gegend von Charleville und fuhren von da hierher nach Lothringen. Die

Tage hier werden uns unvergeßlich bleiben. Wir wohnen bei einem alten Ulanen, der noch die Schlacht von Gravelotte mitgemacht hat und begeiſtert erzählen kann. Er fühlt ſich noch heute ſeinen lothringiſchen neudeutſchen Mitbürgern als Preuße und Altdeutſcher überlegen.

An einem Tage wurden Auszeichnungen als Anerkennung für die Leiſtungen der letzten Wochen verteilt. Da der Diviſionskommandeur den Pour le mérite erhielt, war es nur billig, daß auch auf uns eine Anzahl Eiſerner Kreuze und bayeriſcher Verdienſtkreuze entfiel. Mir überreichte der Herr Kommandeur das bayeriſche Kreuz, wichtig iſt's gewiß nicht. Aber demnach iſt er im Stollen vorn doch nicht ſo unzufrieden mit mir geweſen wie ſein Adjutant. Wir genießen die „Kultur" dieſes deutſchen Bauerndorfes, das Waſchen und Baden, anſtändig zubereitetes Eſſen und ein richtiges Bett. Auch unſere Leute ſind gut untergebracht, teils auf Stroh, meiſt aber auch in Betten.

Das Allerſchönſte in dieſen Tagen war für uns aber der Einzug des Frühlings in der Walpurgisnacht. Unſer Marſch war noch durch eine graue, kahle, faſt winterlich öde Landſchaft gegangen. Am Morgen des 1. Mai, nach einem erquickenden warmen Regen, prangten die Bäume im Schmuck des erſten friſchen Laubs, die Blüten der Obſtbäume brachen auf, die Sonne ſtrahlte und erwärmte nicht nur unſere ausgefrorenen Körper, ſondern vor allem auch unſer Inneres, das ein paar warme Frühlingsſtrahlen dringend nötig hatte. Ein paar Tage ſpäter fuhren wir durch das in herrlichſter Blütenpracht prangende Metz wieder gen Verdun.

Das Tagebuch iſt hier wieder eingeſchlafen. Die drei Monate im Walde von Ailly und Apremont im Zipfel von St. Mihiel, während der ſchönſten Frühlings- und Sommerszeit, waren beinahe ein Idyll. Vorn gab es nur gelegentliches Geplänkel, Neckereien mit Gewehr-

granaten und Granatwerfern, luſtige Patrouillen, ſelbſt der Stellungsausbau nahm nicht viel Kraft in Anſpruch. Hinten lagen wir in guten Baracken am Rand prachtvoller Buchenwälder. Exerziert wurde wenig, geruht viel. Wir haben uns wirklich nicht beklagen können, daß uns die Entſchädigung für die ſchweren Aisnetage vorenthalten würde. Unſere Nachfolger freilich kämpften in zerſchoſſenen Stellungen, ſelbſt die Stollen hielten den wochenlangen Beſchießungen nicht überall ſtand.

Von einem der Kameraden vom alten Regiment erhielt ich damals einen Brief: „100 Mann der 3. Kompanie und der Stab vom 3. Bataillon ſind verſchüttet, in die Luft geflogen, verbrannt. Nur die Eſſenträger und Abkommandierten ſind übrig geblieben, in der Stellung wurden nur ſieben Mann gerettet. Die Kompanie lag in einem der bekannten Stollen im Damenweg, zuſammen mit großen Munitionsvorräten. Vermutlich durch eine unaufklärbare Unvorſichtigkeit flog das ganze Munitionslager in die Luft, der Stollen begrub die Kompanie unter ſeinen Trümmern. Sieben Mann konnten wir nach dreitägiger Arbeit noch lebend retten, ſie waren in einem erhalten gebliebenen Seitenſtollen abgeſchnitten worden. Alle anderen ſind erſtickt, verbrannt oder zerſchmettert.“ Und dann kam eine lange Liſte lieber alter Kameraden — alle tot. Der Hanſl war glücklicherweiſe gerade abkommandiert oder in Urlaub geweſen. Wie gut haben wir's demgegenüber gehabt!

Die Heimat hat's offenbar wirklich ſchwer. Schreibt mir doch ein Mädchen, für deſſen Tapferkeit und guten Willen ich einſtehen kann, daß ſie häufig vor Hunger ſchlapp und arbeitsunfähig ſei. Auch wir haben die Kürzung der Brotzulage von 750 Gramm auf 500 Gramm ſehr empfindlich geſpürt.

Landſchaftlich gehörte dieſe Stellung zu den ſchönſten, die wir je kennenlernten. Hinter dem zweiten Graben

hatten wir uns einen Ausſichtspunkt eingerichtet, auf dem man im Kleefeld liegend Sonne und Himmel und Landſchaft genießen konnte. Tief unter uns floß die Maas in ſtark gekrümmtem Silberlauf. Drüben ſtiegen waldige Höhen auf, die ſich nach Süden dem Flußlauf entlang in blauer Ferne verloren. Reſte von Dörfern, ein feſtes Schloß, angeblich Poincaré gehörend und deshalb geſchont, belebten die Landſchaft. Prächtig war der Marſch durch die Waldtäler und Wieſengründe, auf ſteilem Pfad durch guterhaltenen Wald zur Stellung, beſonders ſchön in lauer Maiennacht im Mondſchein, weniger begeiſternd bei Gewitterſchwüle und bedecktem Himmel, am ſchönſten aber nach der Ablöſung, heimwärts, in einen taufriſchen Sommermorgen hinein.

Im Unterführerkurs der Diviſion. Barackenwaldlager Juni 1917. So ſchön hätte es vorn ſein können, da muß mich das Unglück zu dieſem Kurs abkommandieren. Vielleicht hat's der Herr Adjutant ganz gut gemeint, Kommandos gelten ja doch als Bevorzugung. So ſtehe ich alſo noch einmal als Rekrut in Reih und Glied, wenn auch als Vize, und daher doch ohne Gewehr. Es iſt alles derſelbe Kram, nur daß er alle langweilt, niemand mit Vergnügen bei der Sache iſt und durch die ganze Geſellſchaft ein Zug von Kriegsmüdigkeit und Stumpfheit geht, der mir vorn nicht ſo auffiel. Ich ſelbſt habe es leidlich getroffen. Ich liege mit einem 40jährigen Lehrer zuſammen in einer kleinen Hütte und brauche mich daher nicht allzuſehr über die unzufriedene Stimmung der Leute zu ärgern. Ich habe viel Zeit zum Leſen, ſogar zum Studium der Chemie. Eine der ſtörendſten Lücken meiner Bildung hoffe ich hier und in der ruhigen Stellung vorn ausfüllen zu können.

Unſer Hauptmann iſt zur Leitung eines Kurſes für alte Leute denkbar ungeeignet. Die kleinlichen Nörge-

leien an Männern, die ſeit drei Jahren in allem ihre Pflicht getan haben und als gute Feldſoldaten, Kriegsmänner und Unterführer befördert worden ſind, verſtimmen allgemein, zumal ſie nicht ſachlich, ſondern mit verletzender Grobheit vorgebracht werden. Wir jungen Vorgeſetzten machen leicht den Fehler, zu freundlich und kameradſchaftlich zu ſein. Es gibt manche, denen ihre 2—3jährige Mannſchaftsleidenszeit ſo nachgeht, daß ſie aus lauter Verſtehen und Mitgefühl gar keine Leiſtungen zu verlangen wagen. Ebenſo ſchlimm ſind aber manche alten aktiven Offiziere, die immer noch glauben, wie im Frieden 20jährige Burſchen vor ſich zu haben, denen man den Ernſt des Lebens beim Militär recht nachdrücklich vor Augen führen muß. Das reizt jeden Feldſoldaten zum Widerſtand, gelegentlich zur Empörung. Das erſtemal habe ich's auf dem heimatlichen Uebungsplatz erlebt, aber dort waren wir Anwärter, deren Wohlverhalten für ihre Beurteilung ſehr wichtig war. Hier ſind's lauter Leute, denen militäriſcher Ehrgeiz fehlt und die nichts zu verlieren haben. Aber ihr Ehrgefühl iſt glücklicherweiſe hoch entwickelt und Beſchimpfungen laſſen ſie ſich nicht gefallen.

Dazu iſt die Verpflegung recht mäßig, zumal im Hinblick auf die Leiſtung. Die Offiziere haben jeden Abend Bier und ſitzen in lauter Fröhlichkeit vor ihrem Kaſino, manchmal ſogar mit Schweſtern aus einem benachbarten Lazarett. Unſere braven Bayern aber haben kein Bier, deshalb und „überhaupts" eine ſehr verdrießliche Stimmung, und an Mädchen iſt gar nicht zu denken. Der Hauptmann hat gar kein Gefühl für das Unſchickliche ſeines Tuns, ſonſt würde er nicht auch noch ſein Bierfaß unter lautem Gepolter an uns vorbeirollen laſſen. Es ſind ſicher keine edlen Gefühle, die die Leute bewegen, im weſentlichen iſt es gelber Neid, der ihre Entrüſtung beſtimmt. Sie ſind gewiß keine Verächter von Bier und

von netten Mädchen, aber ihr Gerechtigkeitsgefühl ist verletzt. Warum haben's die Offiziere auch in diesen rein menschlichen Dingen besser als sie und warum lassen sie die Leute ihre Vorzugsstellung auch noch in so naiver Weise fühlen? Ein Glück ist nur, daß wenigstens die jungen, als Uebungsleiter dienenden Offiziere frische, harmlose Menschen sind, die mit ihrem Sportgeist wenigstens die jüngeren unter uns zu Leistungen anzufachen wissen. Ihnen kann man gewiß nicht Bösartigkeit vorwerfen.

Schlimm ist, wie sich alle diese kleinen dienstlichen Verärgerungen ins Politische übertragen. Aus falscher Behandlung und falschem Benehmen entsteht Neid und Haß gegen die Führer und ihre gesellschaftliche Klasse, gegen die „Großkopfeten", die anscheinend kein Herz und keinen Sinn für den kleinen Mann und seine Leiden haben. Jammer- und Anklagebriefe aus der Heimat tragen das Ihre dazu bei, immer neuen Zündstoff in dieses Magazin von Dummheit, Verhetzung und gekränktem Selbstgefühl zu tragen. Jede Anordnung von oben, besonders von der Heimat, wird nicht nur als dumm, sondern als gemein betrachtet, allem irgendeine böse Absicht unterschoben. Es fehlt am Vertrauen der Klassen und Stände zueinander, die Kluft, die das handarbeitende Volk der Arbeiter und Bauern von den „Gebildeten" und „Besitzenden" trennt, erscheint ungeheuer und unüberbrückbar.

Wir Freiwilligen, wir Söhne gebildeter, verhältnismäßig unmateriell gesinnter Bürgerhäuser haben hier eine schwere, aber wunderschöne Aufgabe. Es sollte uns doch gelingen, in dieser engen Kameradschaft leiblicher und seelischer Not eine Brücke von Mensch zu Mensch, vom Volksgenossen zum Volksgenossen zu schlagen. Diese armen Bauern, Knechte und Arbeiter, diese kleinen Handwerksgesellen und Meister, die sollten es doch

ſpüren, daß wir zu ihnen gehören, daß ſie unter uns nach ihrem Wert als Mann geſchätzt werden und daß das Vaterland ihnen nach beſtandenem Kampfe zu freier Arbeit offenſtehen muß. Dieſe Volksgemeinſchaft, in der es nicht Herren und Knechte, nicht Großkopfete und Enterbte gibt, zu ſchaffen, müßte das Ziel des Frontgeſchlechts ſpäter ſein.

Mitte Juli 1917. Heute iſt endlich die Beförderung zum Leutnant gekommen. Meine Gefühle ſind zwieſpältig. Ich muß Abſchied nehmen von der Umwelt, in der ich bald drei Jahre gelebt habe. Ich ſcheide aus einer Kameradſchaft, die mir viele ſchöne und glückliche Stunden gebracht, wo ich auch ohne Dienſtgrad oft Führer und Freund ſein durfte. Ich ſcheide aber auch aus einem Kreis von Leuten, deren Alltagsfreuden und Alltagsleiden nicht immer die meinen waren, die in vielem anders fühlten und dachten, denen vieles verſchloſſen war, was mir wertvoll dünkte, und unter denen ich doch ſchließlich immer wieder der Fremde blieb. Schon die Mundart trennt, wenn man ſie nicht beherrſcht. Schlechte Mundart wirkt unwahr, die Schriftſprache aber unterſtreicht den Standesunterſchied, ohne es zu wollen.

Ich trete ein in einen Kreis von Kameraden, die mir nach Vorbildung, Intereſſen, Dienſtauffaſſung, Weltanſchauung naheſtehen ſollten, von denen aber natürlich auch nur ein Teil dem Wunſchbild eines vorbildlichen Offiziers ganz wird entſprechen können. Anſtändig und pflichtgetreu ſind ſie wohl alle. Beſondere Schneid iſt ſicher nicht allen beſchieden, die geiſtigen Belange ſind ſehr verſchieden und ſchwanken zwiſchen Ullſteinbuch und Hölderlin, zwiſchen Tarock und Schach, zwiſchen Pferden und Mädchen. Söhne hoher Beamter, von Pfarrern, von Lehrern, ſtehen neben denen von Bauern, armen Witwen, mancherlei Handwerkern, alſo

auch hier eine Volksgemeinſchaft im kleinen, reich an Gegenſätzen und Reibungsflächen, zuſammengehalten durch die gemeinſame Pflicht, den gemeinſamen Dienſt, die gemeinſame Sorge. Soweit ich ſehe, liegen mir manche wenig, Trinken und Kartenſpielen ſind mir ebenſo langweilig, wie ſie jener Freude und juſt der rechte Lebensinhalt für den Augenblick ſind. Das feſte Verhältnis zu einer Kompanie hat jetzt auch aufgehört. Zunächſt bin ich einer andern als Zugführer zugeteilt, die jungen Leutnants werden ſtändig hin- und hergeſchoben.

Zwiſchen flandriſchen Trichtern.

Ende Auguſt 1917. Ueberraſchend ſind wir verladen worden. Die ſchönen Tage ſind alſo vorüber. Es war vorauszuſehen, denn ſeit einigen Wochen hämmert das Trommelfeuer in Flandern, ſeit Wochen folgt ein Großangriff dem andern, warum ſoll gerade unſere Diviſion nicht auch durch die Knochenmühle da oben getrieben werden? Wir fahren, wie ſchon ſo oft, durchs weite franzöſiſche Land, einen Tag, eine Nacht ins Ungewiſſe hinein. Je weiter wir nach Norden kommen, um ſo dichter wird der Verkehr, um ſo mehr ſtrömen Transportzüge, Munitionszüge, Verpflegungszüge zuſammen, um ſo mehr miſchen ſie ſich mit zurückſtrömenden Leerzügen, Lazarettzügen und mit Transporten, deren Leuten man anſieht, daß ihr Leben wieder einmal einige Wochen an einem Faden gehangen hat. Wir werden ausgeladen und in dem kleinen Städtchen Meenen ganz leidlich untergebracht.

Der Adjutant läßt mich kommen: „Morgen iſt Königs Namenstag. Sie werden als Unterrichtsoffizier eine Anſprache an die Mannſchaft halten.“ Eine angenehme Aufgabe. Einige Stunden vor uns trommeln

die Geſchütze und dröhnen Tag und Nacht unheilverheißend in unſere Ohren, alle Sinne unſerer Leute ſind mit dem beſchäftigt, was uns ſo drohend bevorſteht. Haben ſie überhaupt ein Verhältnis zu ihrem König, ſind ſie nicht herzlich gleichgültig oder die Sozialiſten unter ihnen vielleicht überhaupt Republikaner? Wie muß ich reden, um bei ihnen Widerhall zu finden? Ich beſuche Ring, der mir immer noch in alter Freundſchaft zugetan iſt und von dem ich am eheſten hören kann, wie die Leute denken. „Leutnant Dokter, du kommſt grade recht. Grade reden wir vom Königstag und du kannſt gleich ſelber zuhören, was die Leute bei uns im Quartier ſagen." Ich weiß ja nicht, wieweit ſie ihre letzten Gedanken vor mir verraten, immerhin wird es mir wertvoll ſein. Da iſt einer, ein älterer Landarbeiter, der ſagt: „Schon aktiv war uns der Königstag der liebſte Tag im Jahr, da hat's Freibier gegeben und zwei Knödl, und ſolang's die weitergibt, iſt mir der König ſchon recht." Allgemeines Gelächter, worauf einer vom jungen Erſatz meint: „Wozu wir einen König brauchen, weiß ich wirklich nicht. Die anderen Länder haben auch keinen, die Franzoſen ſind grade ſo ſtark wie wir, die Ruſſen haben ihren fortgejagt und bei den Engländern und Italienern hat er nichts zu ſagen. Erſt neulich noch, vor dem Ausmarſch, war ich in einer Verſammlung, da hat der Redner auch g'ſagt, die Deutſchen haben bewieſen, daß ſie mündig ſind, die Fürſten ſind ein überlebter Zauber."

Es iſt nicht gerade angenehm, hier als Offizier des Königs zuzuhören. Aber wie ſoll ich werbend wirken, wenn ich nicht weiß, was die Leute denken. Ich brauche nichts zu ſagen. Einer von unſeren Bauern ſagt, was ich ſagen müßte: „Du biſt grad der Rechte, um zu beweiſen, daß du mündig biſt, du Rotznaſe, du junge. Ich laufe jetzt drei Jahr lang mit, aber das weiß ich doch, daß wir nichts ausgerichtet hätten, wenn wir nicht

immer wieder Führer gehabt hätten, die angeſchafft haben, was wir tun ſollen. Daheim auf meinem Hof, da bin ich der Erſte, und was ich will, geſchieht. Wenn da meine Dienſtboten mitreden wollten, da wär' der Hof bald fertig. Und was ſoll werden, wenn wir keinen König haben, dann kommt ein Haufen von Parteileuten, ſolche Rechtsanwälte und Abgeordnete, wie man ſie in Frankreich hat, von denen arbeitet ein jeder in ſeinen Beutel und ans Volk denken die Brüder gewiß nicht. Ein König iſt grade wie ein Großbauer. Er ſchaut aufs ganze Land, als ob's ſein eigen wäre, und ſorgt dafür, daß er's einem Sohn beſſer und wertvoller hinterläßt, als er's übernommen hat. Glaubt ihr vielleicht, daß ſo ein neumodiſcher Präſident das auch täte?" Ich bin zufrieden, das war der rettende Gedanke.

Am nächſten Tag hielt ich auf dem Appellplatz vor dem verſammelten Bataillon eine Rede auf König Ludwig III., den Großbauern von Leutſtetten, der, ebenſo wie in ſeinem eigenen Hausweſen, auch im Staat dafür ſorgt, daß jeder das Seine bekommt. Nur unter einem König, der wie der unſrige ſich Gott und ſeinem Gewiſſen allein verantwortlich fühlt, von den Geld- und Parteileuten unabhängig iſt, iſt auch der kleine Mann vor Ausbeutung und Bedrückung geſchützt. Darum haben gerade wir Soldaten, die zurzeit in unſerem Volk die ſchwerſte Laſt zu tragen haben, allen Grund, den Namenstag unſeres Königs zu feiern.

„Schön haſt du's g'ſagt", meint Xing danach, „aber wenn du einen Orden dafür kriegſt, dann mußt ihn dem Vordermeier geben, der hat dich erſt auf den guten Gedanken gebracht."

In der Nacht verſtärkt ſich das Feuer von Stunde zu Stunde, ſo daß die Fenſterſcheiben zittern und klirren und kein Zweifel iſt, daß unſere Stunde herannaht. Gegen Morgen wird alarmiert und am Nachmittag

fahre ich mit Vorkommandos auf großen Laſtautos zur Vorbereitung der Ablöſung nach vorn. Es iſt ein eigenartiges Land, dieſes Flandern, und an dieſem Spätſommernachmittag von ganz beſonderem Reiz. Weit offen liegt das Land in der warmen Sonne, nur Pappelalleen, die die Straßen ſäumen, hemmen den Blick, ſonſt iſt das ganze Land grüne Au, mit Hecken eingezäunte Viehweide, überſät mit größeren und kleineren Dörfern, die ſich weithin an der Straße entlang ziehen, maleriſch belebt mit zahlloſen kleinen Höfen, die wie blindlings über das Land verſtreut erſcheinen. Ein gutes Stück haben wir zu Fuß durch dieſes Land zu wandern. Manche, die die heimiſchen Berge nicht vergeſſen können, finden es einförmig, mich dagegen berührt es im Gegenteil in dieſer Buntheit der Farben friſch und freundlich. Bald freilich kommen wir in die Feuerzone, die ſich nicht mehr von anderen Kriegslandſchaften unterſcheidet, zerſchoſſene Häuſer, niedergebrochene Bäume, Wieſen, in denen ſich Trichter an Trichter reiht. Der Menſch hat es vorzüglich verſtanden, hier alle Unterſchiede der Landſchaften zu verwiſchen.

Wir werden zunächſt nur in die Bereitſchaftsſtellung eingewieſen. Sie beſteht aus Schützenlöchern, die in eine 2 Meter hohe Böſchung oberhalb eines Weglaufes eingegraben ſind. Niedriges Weidengebüſch iſt Fliegerdeckung und Wetterſchutz. Sonſt liegen wir hier frei, den Granaten der ganzen Welt preisgegeben. Ein einziger Stollen iſt vorhanden, er dient dem Bataillonsſtab und den Fernſprechern, denn die Verbindung nach vorne und hinten muß, wenn irgend möglich, aufrechterhalten werden. Kaum haben wir die nachkommende Kompanie in dieſe herrliche Stellung eingewieſen und es uns unter den Weiden leidlich bequem gemacht, da hört man draußen ſchon wieder ein Durcheinander von Stimmen, aus dem das für dieſes Wort geſchärfte

Ohr sogleich Alarm versteht. Das Bataillon muß sofort vorne ablösen, die bisherigen Truppen sind am Ende ihrer Kraft und einem drohenden Angriff nicht mehr gewachsen. Also alles raus, fertigmachen und los geht's, vorwärts in gänzlich unbekanntes Gelände, dem augenblicklichen Brennpunkt der Flandernschlacht entgegen.

Das Feuer ist mäßig, sonst wäre es auch nicht auszuhalten. Bald geht es von der Straße, die durch riesige Trichter schon längst unfahrbar geworden ist, weg, hinein in eine Mondlandschaft, wie ich sie noch nie gesehen. Kaum ein Fußbreit Erde scheint noch unversehrt, Krater reiht sich an Krater, viele sind von der vorhergehenden Regenzeit mit Wasser gefüllt, ein ganz schmaler Trampelpfad, der sich hell von der dunklen Umgebung abhebt, ist Führer und Weg gleichzeitig. Leichen liegen viele an diesem Pfad, arme Kerle, die als Meldeläufer, als Leitungsflicker, als Essenholer die rettenden Unterstände hatten verlassen müssen und hier von dem ewig wütenden Feuer erfaßt worden sind. Wir laufen, so rasch wir irgend können; jede Feuerpause ist hier besonders kostbar, Rücksicht auf die Nachfolgenden gibt es nicht, jeder gibt her, was er kann. Wer nicht nachkommt, bleibt eben liegen und sieht, wie er zur Kompanie findet.

Vor uns ragen einige dunkle Massen aus dem flachen Gelände empor. Hier sind die Bunker, sagt der Führer. Die Bunker sind Betonklötze, die auf die Erde aufgesetzt werden mußten, weil man hier wegen des hohen Grundwasserstandes nicht in die Erde hineingraben kann, wie wir das von Frankreich her als selbstverständlich gewöhnt sind. Solange das Feuer nicht allzusehr rast, sind solche Betonklötze ein leidlicher Schutz. Sie sind aber natürlich auch ein herrliches Ziel und bei planmäßigem Vernichtungsfeuer, wie es hier üblich ist, sind sie schon

oft das Grab ganzer Gruppen geworden, die ſich in ihnen aufhielten. Doch was will man machen. Vom Graben iſt keine Spur übrig. Wer nicht in die Mauſefalle mit hineinſchlüpfen will, kann draußen im freien Gelände in irgendeinem Trichter den Tod noch früher und beſtimmter erwarten. Der größte Teil der Kompanie kommt auch in den Bunkern unter, die übrigen müſſen ſich allerdings im Gelände verteilen. Es ſind einzelne, etwas ausgebaute Trichter da, in denen man ſich wenigſtens ausſtrecken kann. Ich verteile die Leute auf dieſe Löcher. Lautlos ſchleichen wir im Gelände herum. Die Gefahr, ſich zum Engländer zu verlaufen, iſt rieſengroß, jedes unvorſichtige Geräuſch kann ihn auf die Ablöſung aufmerkſam machen, dann ſtreicht er ſofort mit ſeinen Maſchinengewehren die Stellung ab.

Kaum bin ich wieder im Unterſtand angelangt, beginnt unſere Artillerie ein raſendes Sperrfeuer. Alles rennt hinaus, denn in dieſem Fall muß natürlich eine Verteidigungslinie möglichſt durchgehend beſetzt werden, irgendwo wird der Engländer wohl angreifen. Wir liegen in den Trichtern und laſſen den fürchterlichen Eiſenhagel über uns hinwegbrauſen. Bei den Engländern drüben kracht Einſchlag neben Einſchlag, der eiſerne Vorhang von Feuer und Rauch liegt höchſtens 50 Meter vor uns. Da, was war das? Links von uns, wohl noch in unſerer Stellung, ein gellender Schrei, dann lautes Stöhnen und Rufen. Gut, daß ſie drüben noch unter Feuer liegen, ſonſt hämmerten die Maſchinengewehre gewiß ſchon herüber.

Zwei Mann begleiten mich freiwillig. Ich pirſche mich vorſichtig nach der Richtung, aus der das Stöhnen kommt. Bald liegen wir allein im freien Feld, allein auf unſere Ohren angewieſen, die bei dem furchtbaren Toben des Artilleriеſturms nur ſchlecht Dienſt leiſten können. Vorſichtig tappen wir weiter, endlich haben wir

einen unſerer beſetzten Trichter gefunden. Die Leute haben es ſich mit ihrem Maſchinengewehr ſchon ganz gemütlich gemacht. Sie ſitzen unter einer mit Erde beworfenen Zeltbahn, die ihnen Fliegerdeckung und Wetterſchutz iſt. Ich frage, ob ſie das Schreien und Stöhnen nicht gehört haben. „Freilich haben wir es gehört, zwei Mann von uns ſind hinüber, es muß im nächſten Trichter ſein, ſie wollen helfen.“ Wir eilen weiter dem nächſten Trichter zu, da hebt ſich vom dunklen Boden eine knieende Gruppe ab, dort muß es ſein. „Den Leutnant Hofmann hat's erwiſcht und den jungen Vize und zwei Mann, die ſich da in dem Trichter als Zugführer den Unterſtand eingerichtet hatten“, wird mir zugeflüſtert. Gleich einer der erſten Schüſſe unſeres eigenen Sperrfeuers iſt da in den Trichter gegangen und hat alle zerſchmettert. „Da ſieht man's wieder“, meint der, „auf unſere Artillerie iſt doch kein Verlaß, hier werden wir von Freund und Feind beſchoſſen, ſo lang, bis alles kaput iſt. Man könnte grad meinen, wir hätten ſolche Leute wie den Herrn Leutnant und den Feldwebel im Ueberfluß. Es waren gute Leute, alle zwei, drum hat ſie's getroffen.“ Die zwei anderen ſind noch nicht ganz tot, aber viel wird nicht zu machen ſein.

Vorſichtig ſchleppen wir ſie bis zu unſerem Unterſtand. Wenn man kein anderes Tragmittel hat als eine Zeltbahn, iſt das ein ſchweres Stück Arbeit. Dort im Unterſtand lebten ſie noch wenige Stunden, uns anderen eine drohende und erſchütternde Mahnung. Ihr Stöhnen das uns anfangs das Herz zerſchnitt, weil wir nicht helfen konnten, wurde immer ſchwächer, einer nach dem andern wurde immer weißer, immer ſpitziger, immer kälter. Mit dem ſtrömenden Blut, das wir nicht halten konnten, entfloh auch ihr Leben. Sie verbluteten innerlich. Warum ſoll man nicht auch einmal einen Tag mit Toten zuſammenſitzen, warum ſoll die Kameradſchaft in

dem Augenblick zu Ende ſein, wo das Leben erliſcht? So haben wir die armen Kerle den Tag über liegen laſſen, erſt nachts konnten wir ſie herausſchaffen und ihnen in einem Trichter ein enges Grab ſchaffen.

Auch ſonſt war der Aufenthalt in dieſen Unterſtänden eine Marter. Den ganzen Tag über lag ſtarkes Feuer auf unſerem Klotz und um ihn herum. Wir ſaßen beiſammen und hatten wieder einmal nichts anderes zu tun, als auf den letzten erlöſenden Schuß zu warten, auf den Schuß, durch den unſer Haus mit all ſeinen Inſaſſen vernichtet würde. Irgend einmal muß ja auch dieſer Schuß kommen. Wie oft habe ich ſchon ſo vergebens auf den Tod gewartet. Kann es denn jedesmal gut gehen, muß nicht eben doch auch einmal mein Glück zu Ende ſein? Mir ſcheint, jeder hat dieſen Gedanken, denn die Stimmung iſt trübſelig und gedrückt. Der derzeitige Kompanieführer, auch ſonſt ein ſtiller Mann, iſt heute verſchloſſener denn je. Stumpf grübelt er vor ſich hin, auch die Stimmung der Jüngeren wird durch ihn ſchwarz und düſter. Ja, wenn man nur hoffen könnte, irgend etwas zu erreichen, wenn man darauf rechnen könnte, daß es endlich einmal wieder vorwärts ginge, wenn nicht alles, was hier zu leiſten iſt, beſtenfalls Abwehr wäre.

Dieſe Abwehr, dieſe Paſſivität, das Stillhalten und Warten, das zermürbt mehr als ein ſiegreicher Angriff, mag er noch ſo verluſtreich ſein. Es ſcheint aber das Los unſerer Diviſion zu ſein, nur zu ſolchen Abwehrkämpfen herangezogen zu werden. Wir ſind freilich im Durchſchnitt ältere Leute und der Angriffsgeiſt iſt vielleicht geringer, als er bei anderen wäre. Und doch wäre auch mit unſeren Leuten ganz anderes zu leiſten, wenn wir einmal wieder angreifen dürften, wenn es wieder vorwärts ginge.

Drei lange Tage dämmerten wir ſo vor uns hin.

Am dritten Abend, als gerade die Essenholer die schmackhafte fette Konservenwurst und einige Flaschen Rotwein, auch für die Mannschaften, gebracht hatten, kam mit ihnen ein Melder vom Bataillon: „Leutnant Lehmann soll sich mit Gepäck sofort beim Bataillon melden.“ Mit Gepäck? Das ist ja verheißungsvoll. Mit Gepäck wird es wohl nicht einen Sonderauftrag für eine gewaltsame Erkundung bei den Engländern geben, mit Gepäck kann man eigentlich nur aus dieser unwirtlichen Gegend abmarschieren. Der Adjutant eröffnet mir, daß ich mich binnen 24 Stunden beim Maschinengewehrkurs in Kortryk zu melden habe. „Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Erleichterten Herzens mache ich Kehrt und marschiere mit ein paar Leuten, die zum Gepäck zurück müssen, ab. Eine unheimliche Nacht. Auf einen heißen Tag ist eine schwüle gewitterdrohende Nacht gefolgt. Der Himmel hängt voll dichter, dunkler Wolken, die flandrische Erde ist in schwarze Finsternis gehüllt. Wir schreiten tüchtig aus, um bald aus der Artilleriezone zu kommen. Im Laufschritt geht's über Straßenkreuze, im Laufschritt durch Ortschaften. Freilich, was von diesen Ortschaften übrig ist, ist eine Holztafel, die, in irgendeinem Mauerrest befestigt, verkündigt, daß hier einst Reutel, Becelaere, Slypskapelle oder sonst irgendein Dörflein gestanden hat. Vielleicht hausen in den Kellern auch noch Munitionskolonnen und Sanitätskompanien, Pioniere u. a., die hier für die vorderste Front zu sorgen haben. Wir besuchen sie nicht, wir eilen, von der Stätte des Grauens wegzukommen.

Am dunklen Nachthimmel surren Flieger, bald deutsche, bald französische. Auch bei Nacht können wir sie an der Tonhöhe unterscheiden. Doch, was ist das? Ein Franzose, etwas vor uns, wirft Leuchtkugeln mit Fallschirm ab, die die Gegend taghell erleuchten, ein

Bombenflugzeug, das Beute ſucht. Auf uns paar Infanteriſten wird er es ja wohl nicht abgeſehen haben, doch drücken wir uns in den Schatten der Alleebäume. Wir gehen langſamer weiter, die Kampfzone geht in die Etappe über, da hören wir hinter uns einen neuen Flieger. Pfeilſchnell kommt er die Straße entlang, Leuchtkugeln bezeichnen ſeinen Weg und das Tacken ſeines Maſchinengewehrs, mit dem er die Straße abſtreicht, klingt unheimlich genug. Mit einem Satz ſind wir links und rechts der Straße hinter der Böſchung im Dunkel verſchwunden, gerade rechtzeitig, um dem gefährlichen Freibeuter, der nur 30 Meter über der Straße dahinſtreicht, zu entgehen. Auch die Etappe ſcheint hier mit Lebensgefahr verbunden zu ſein. Der Weg zieht ſich, wir werden müde und ſchlapp und ſpüren, daß wir ſchon wieder drei Tage ſchlecht gegeſſen und ſchlecht geſchlafen haben und uns keine Bewegung machen konnten. Man wird täglich älter und ſteifer, wie ſoll das noch werden?

Eine Munitionskolonne, die heimwärts fährt, überholt uns. Auf freundliches Zureden nehmen ſie uns mit, und wenn auch auf gepflaſterter Straße im Trab zu fahren kein Vergnügen iſt, ſo kommen wir doch raſch an unſer Ziel.

Vom M.-G.-Kurs weiß ich nichts zu berichten. Es wird kaum einen Offizier im Regiment geben, der ſo wenig Intereſſe für dieſe techniſche Waffe hat, wie gerade ich. Schießen iſt mir ganz recht, aber das Zuſammenſetzen und Auseinandernehmen, die Benennung der einzelnen Teile, das Verſtändnis für ihre Wirkungsweiſe iſt nicht meine Sache. Auch mit Waſſerkäſten, Patronengurten oder gar mit dem Gewehr ſelber auf dem Exerzierplatz herumzuſpringen, iſt mir durchaus kein Hochgenuß.

Die Nächte sind unruhig wie an der Front. Fast jede Nacht verkündet Sirenenruf und wütendes Maschinengewehrgebelfer, vermischt mit dem Bläffen der Abwehrgeschütze, das Herannahen von Bombengeschwadern, die es auf die militärischen Lager der Stadt abgesehen haben. Fast jede Nacht weckt mich das Gepolter der ganzen Familie meiner Wirtsleute, die angstvoll aus den Betten eilen und sich im Keller einrichten. Am ersten Tag haben sie mich aufgefordert, mitzukommen. Ich habe ihnen auf deutsch, französisch und bayerisch-flämisch erklärt, daß ich den Genuß, in einem richtigen Bett zu liegen, selbst mit dem Tod durch eine Fliegerbombe erkaufen würde. So gefährlich wie in den Trichtern vorn bei der Kompanie ist es sicher nicht. Dort könnte ich auch nicht in den Keller gehen. Die Verheerungen durch die Bomben sind allerdings furchtbar. An einem Haus, gar nicht so weit von mir, hat eine Bombe die ganze Vorderwand weggerissen, eine andere das Dach und das oberste Stockwerk durchschlagen und alles zerstört.

Das Regiment hat es vorn nicht ganz so schlecht wie manche seiner Vorgänger. Einen Großkampftag hat es allerdings miterlebt. Wir haben hier hinten nur das furchtbare Feuer gehört, die Luft dröhnte und zitterte, alle Fenster klirrten und zahlreiche Lastautos, dicht besetzt mit den Mannschaften der Eingreifdivision, rasselten nach vorn durch die Straßen. Auch ich bin jetzt schon so weit, daß ich es doch verschmerzen kann, einmal nicht dabei zu sein, wenn die Kompanie vor eine schwere Aufgabe gestellt ist. Es war auch diesmal wieder schwer genug. Meine Kompanie hat „nur" 15 Tote verloren. Das gilt für Flandern als mäßig. Immerhin haben sich unsere Leute prächtig gehalten. Sie haben sogar im Gegenstoß Gelände, das Nachbartruppen verloren hatten, wieder gewonnen und Gefangene gemacht.

Durch unſer Städtchen ziehen überhaupt nicht ſelten Trupps gefangener Engländer, die wir mit allem Reſpekt betrachten. Große, ſtämmige Kerle, breitſchultrig, blond, die in ihren nagelneuen khakigelben Uniformen und mit ihren flachen Stahlhelmen den Eindruck ausgezeichneter Soldaten machen. Sieht man neben dieſen pausbackigen jungen Geſichtern unſere alten ausgemergelten Leute in ihren abgeſchabten und unanſehnlichen Uniformen, ſo kann man ſich eines Anflugs von Bangigkeit nicht erwehren. Wie ſoll das eingekreiſte Deutſchland auf die Dauer einem Feind widerſtehen, dem die ganze Welt Kleidung und Verpflegung, Waffen und Munition in unbeſchränkter Menge liefert, ja dem ſchließlich auch die Menſchen der ganzen Welt zur Verfügung ſtehen?

Das Kapitel Flandern, das mit zu den ſchwerſten in der Geſchichte des Regiments gehört, war Ende September abgeſchloſſen. Ein neues, gänzlich neues Kapitel tat ſich auf. Wir wurden neuerdings verladen und fuhren über Brüſſel und Dinant an Luxemburg vorbei, den prächtigen Weg der Moſel entlang, überſchritten den Rhein, fuhren in herrlichem Mondſchein die Lahn aufwärts und betraten in Kaſſel das Herz Deutſchlands. Dieſer Tag im ſchönſten Sonnenglanz, mitten durch das deutſche Vaterland, iſt uns allen ein Erlebnis geweſen. Wir Offiziere verließen gar bald unſere engen Abteile und verteilten uns auf die offenen Wagen, auf denen die Kompaniefahrzeuge fuhren. So haben wir uns den Einzug unſerer ſiegreich heimkehrenden Truppen in Deutſchland gedacht. Freilich die Begrüßung längs der Bahnſtrecke war nicht mehr ſo begeiſtert wie vor drei Jahren. Man ſah's den Leuten an, daß ſie Sorgen und traurige Gedanken hatten, und doch bekamen wir ſo manchen freundlichen und aufmunternden Blick, manches Winken von Frauen- und Kinderhand, manchen Händedruck, der nicht dem einzelnen galt, ſondern uns als den

Vertretern der unerſchütterten Front im Weſten. Nach zwei weiteren Reiſetagen wurden wir nächtlicherweile in Tarnopol ausgeladen.

In Galizien.

Oktober 1917. Unſere Aufgabe hier iſt wirklich nicht ſchwer. Wir liegen eine halbe Stunde hinter der ſogenannten Front, an der täglich ein paar Schüſſe gewechſelt werden, zum Zeichen, daß doch immer noch Krieg iſt. Wir haben nichts anderes zu tun, als die unabſehbaren Kartoffelfelder abzuernten, die uns die Ruſſen freundlicherweiſe hinterlaſſen haben. Das geſchieht ganz großzügig mit dem Pflug, das Aufleſen beſorgen unſere Soldaten. Unſeren Leuten gefällt das ſehr gut. Natürlich fallen für die Kompanieküchen wie für die „Einzelhaushaltungen" reichlich Kartoffeln ab. Geht man durch die Quartiere, dann ſieht man überall die Feldkeſſel auf dem Herd ſtehen, in denen Kartoffeln auf die verſchiedenſten leckeren Weiſen zubereitet werden.

Ein Vorteil iſt, daß die Zivilbevölkerung gleich in den erſten Tagen weggeſchafft wurde. Wir haben auf dem Marſch hierher verſchiedentlich in bewohnten Häuſern gelegen. Für Mitteleuropäer iſt das ein unmöglicher Aufenthalt. Als Offizier wurde mir, wohl laut irgendeiner öſterreichiſchen Militärvorſchrift, ſtets ein Bett angeboten. Ich habe mich aber immer mit Stroh begnügt, das ich mir auf den Boden breiten ließ. Das Schlimmſte war die Luft, denn das Waſchen iſt dieſen ukrainiſchen Bauern offenbar verboten. Die Wände ſind ſchwarz von Fliegen, Hühner und Kleinvieh lebt in den engen Stuben, als Abort dient der Stall oder gleich der Miſthaufen. Als die öſterreichiſchen Gendarmen unſer Quartierdorf räumten, hätte es beinahe einen Aufſtand gegeben. Beſonders die Weiber waren wie raſend und

wichen schließlich nur der Gewalt. Ich habe ein Häuschen für mich, mit eigens gezimmerter Einrichtung, d. h. Tisch und Stuhl. Bis zur Bettstatt hat es noch nicht gereicht, der Strohsack liegt auf dem Boden.

Das Schönste ist, daß ich Kompanieführer bin und in dieser Eigenschaft über ein Pferd verfüge. Nie im Leben hatte ich Gelegenheit gehabt, auf ein Pferd zu steigen, auch in den vielen Ausbildungskursen war für so etwas nie Zeit. Dafür muß ich nun hier durch meine Reitkünste meinen ganzen guten Ruf aufs Spiel setzen. Den anderen jungen Kompanieführern geht's ebenso. Zum Glück führe ich zunächst die Kompanie mit der sanftesten Kompaniekuh.

Gleich am ersten Morgen meiner neuen Tätigkeit erwartete mich der Pferdehalter mit diesem braven Tier vor meiner Villa. Gut, daß ich als Junge immer in Häusern mit Offizieren gewohnt habe. Von ihnen weiß ich noch, daß man das Pferd erst durch ein Zuckerl dem Reiter geneigt macht, daß man dann den linken Fuß in den Bügel steckt und das rechte Bein hinüberschwingt. Wenn man ein kleiner dicker Major ist, kann man sich auch einen kleinen Schubs geben lassen, wenn's gerade niemand sieht. So komme ich auch ganz glücklich hinauf. Ein hilfsbereiter Kamerad will mich zum Arbeitsplatz der Kompanien mitnehmen. Ich wüßte wirklich nicht, wie ich allein dahin kommen sollte. Er zeigt mir, wie man die Zügel in die Hand nimmt. Dann geht's los. Im Ort reiten wir Schritt. Brav folgt meine Liesl ihrem Hans. Das ist ja gar nicht schwierig. Dann beginnt der Hans zu traben. Die Liesl trabt hinterdrein und schüttelt ihren Reiter schön gleichmäßig hin und her. Dann kommt freies Stoppelfeld. Der Hansl galoppiert begeistert drauf los, die Liesl ebenso begeistert hinterher. Mir ist's einen Augenblick etwas unheimlich, schon habe ich aber erfaßt, wie man das Gleichgewicht

hält und ich genieße den erſten Galopp meines Lebens mit vollem Bewußtſein. Das ſchwierigſte kommt freilich erſt. Da arbeiten die Kompanien, jeder Kompanieführer muß zu der ſeinigen. Die Wege von Hans und Lieſl laufen entgegengeſetzt. Die Lieſl aber möchte natürlich beim Hans bleiben. Was tun? Iſt ein Pferd wie ein Kahn, der nach rechts geht, wenn man links am Ruder zieht, oder zieht man es am rechten Zügel nach der rechten Seite. Ich verſuche erſt das eine, dann das andere, beides ohne Erfolg. Beide Kompanien grinſen, die Lieſl läßt nicht von ihrem Hans. Mir bleibt nichts übrig, als ihr den Willen zu laſſen.

„Herr Kamerad, tun Sie mir nur den einzigen Gefallen und beſichtigen Sie nachher auch meine Kompanie."

„Natürlich gern."

Am Ende des Arbeitsſtreifens angelangt wendet der Hans und wir reiten nun meine Kompanie ab. So dumm ſind die Leute nicht, daß ſie ſo etwas nicht merken. Sie haben eine unverkennbare Freude. In ſolchen Lagen muß ich etwas ſagen, ich halte es immer für klüger, einen Mangel, der ſich doch nicht verbergen läßt, offen, womöglich mit einem Witz zuzugeben, ſtatt etwas vorzutäuſchen, was doch als Schwindel erkannt wird. So ſage ich: „Das freut Sie natürlich, wenn der Kompanieführer zum erſtenmal auf einem Gaul ſitzt. Sie ſehen, alles muß gelernt ſein, deshalb braucht ſich niemand zu ſchämen." Beim Galoppieren heimwärts bin ich freilich einmal ſchön ſanft heruntergerutſcht und die durchgegangene Lieſl mußte vom Hans wieder eingefangen werden.

In den nächſten 14 Tagen bin ich aber obengeblieben und ſchließlich gelang es mir auch, die Lieſl ganz allein heimzureiten, während die übrigen Pferde des Bataillons einen anderen Weg einſchlugen. Daß ich reiten kann, wage ich trotzdem noch nicht zu behaupten.

Militärisch war's dort ganz sonderbar. Seit 7. Dezember herrschte Waffenstillstand. Die Gräben waren zwar besetzt wie sonst, die Posten standen wie sonst und schauten immer noch nach dem Feind aus. Aber schon seit Monaten war kaum ein Schuß mehr gefallen, und das war entschieden ungewohnt. Zwischen den Stellungen, die hier ohnehin weit auseinanderlagen, war eine „Verkehrsstelle" eingerichtet. Hier trafen sich die Neugierigen von beiden Seiten, hier wurde geredet, gehandelt, getauscht. Viel Gescheites hatten wir auf beiden Seiten nicht anzubieten, aber es ist doch ganz reizvoll, „Papyrus" und „Tschai" (Zigaretten und Tee), denen ein guter Ruf vorausging, gegen deutsche Seife, alte Uhren u. dgl. einzuhandeln. Auch Briefe wurden befördert; so kam heute der eines baltischen Adligen, der russischer Offizier ist, an seine Verwandten im jetzt deutschen Riga. Bedenklich war, daß die Russen versuchten, sehr einseitige Tauschgeschäfte mit politischen Ansichten zu machen. Es waren immer einzelne Leute da, die gut deutsch sprachen. Der Verkehr dort wurde daher streng kontrolliert.

Kritische Beobachtungen über die Verhältnisse bei den Oesterreichern, die ich mir ziemlich reichlich aufgeschrieben hatte, lasse ich hier weg. Sie können heute nichts mehr nützen, höchstens verbittern. Auch sonst hat das Tagebuch hier eine größere Lücke.

Auf einen Heimaturlaub folgte im Januar 1918 ein abermaliger Ausbildungskurs, dem wir jüngeren Offiziere der Reihe nach überantwortet wurden. Ein preußischer Hauptmann, ein wahres Original, machte seine Sache glänzend. Sogar zum schulmäßigen Reiten gab es Gelegenheit. Daß er selbst das Herz auf dem rechten Fleck hatte, bewies er dadurch, daß er auf die Abhaltung eines weiteren Kurses verzichtete und sich freiwillig zur großen Offensive nach dem Westen begab. Das Zusam-

menſein mit Offizieren aller deutſchen Stämme, mit „Oeſterreichern" aller Art, war ſehr wertvoll, die etwas alkoholiſche Geſelligkeit mir nicht ſehr erwünſcht. Ich fand aber verſchiedene Kameraden, die gleich mir am Sonntag lieber wanderten, als im Kaſino herumſaßen. An dieſen Kurs reihte ſich bald ein Kommando an die Auskunftsſtelle Tarnopol. Dort mußte ein Offizier den Schlüſſel zu den Papieren verwahren, auf Grund deren ein Feldwebel zurückkehrende Urlauber zu ihren Truppenteilen zu ſchicken hatte. Dieſer Offizier mußte ausgerechnet ich ſein. Ich habe die Zeit benützt, um etwas polniſche und ukrainiſche Sprachſtudien zu machen, habe allerlei vom galiziſchen Judentum geſehen und viel geleſen. Ende März fuhren wir in die Heimat, d. h. an die Weſtfront zurück.

Die ruhigen Frühlingsmonate am linken Maasufer nördlich Verdun kann ich hier guten Gewiſſens überſchlagen. Ich war abwechſelnd vertretungsweiſe Führer einer der vier Kompanien, daneben mit viel Freude und einigem Erfolg Unterrichtsoffizier. Sehr freundſchaftlich war das Verhältnis zu den Kameraden, ſehr angenehm das zu einem neuen Bataillonsführer, einem friſchen und lebendigen Reſervehauptmann. Kriegeriſche Ereigniſſe gab es in dieſer Zeit bei uns nur hinter der Front auf dem Manöverfeld, auf dem eifrig Durchbruchsſchlacht geübt wurde. Vorn war es meiſt ruhig, beſonders lieblich die Stellung in der zweiten Linie, der grünen Wieſenſchlenke, in der wir uns an Pfingſten Hütten bauten und Maien vor die Türe ſtellten. Meine militäriſche Brauchbarkeit erhöhte ſich weſentlich dadurch, daß ich auf Befehl des Hauptmanns Skat ſpielen lernte. Ich konnte immerhin ſo viel, daß man mir mit gutem Gewiſſen Geld abnehmen konnte, und das war ſchließlich den anderen die Hauptſache. Dabei ſei nicht vergeſſen, daß ich einem vierzehntägigen Lazarettaufenthalt in Galizien ver-

danke, daß ich unter der Leitung des neben mir liegenden Bataillonsadjutanten Rauchringe blasen lernte, eine Kunst, um die ich oft beneidet werde. Der Adjutant zeigte sich dabei von so menschlich erfreulichen Seiten, daß wir als ganz gute Freunde schieden. Wir hatten uns also im Tunnel an der Aisne wohl gegenseitig falsch beurteilt.

Sturmzeichen.

Hinter Laon. Anfang August 1918. Von Mitte bis Ende Juli bin ich in Urlaub gewesen. Doch davon später. Die Tage, die jetzt gerade hinter mir liegen, beschäftigen mich noch so, daß ich mir diese Eindrücke erst einmal vom Herzen schreiben muß. Während meines Urlaubs hat die Division den berüchtigten Luftstoß bei Reims mitgemacht, der durch Verrat auf leere Gräben der ersten Linie stieß und sich vor der zweiten festlief. Jetzt lagen wir zwischen Vesle und Marne, schon vor acht Tagen waren einige Kompanien von den Franzosen geschnappt worden, weitere Angriffe waren zu erwarten. In Laon traf ich einen Hauptmann und einen Leutnant von unserem Schwesterregiment. Mit ihnen zusammen ging ich auf die Suche nach der Division. Wo wir ein Lastauto ergatterten, saßen wir auf und ließen uns ein paar Kilometer weit mitnehmen und gründlich durchschütteln. Schneeweiß lagen die Straßen in der glühenden Sonne, dicke Staubwolken wehten über das Land. Das Gelände ist erst vor einigen Wochen den Franzosen entrissen worden. Ueberall liegen Stapel von deutscher und französischer Munition, eroberte Geschütze, Futtervorräte, Pionierparks warten auf den Abtransport. Ueberall noch französische Baracken, Lazarette, Inschriften, ganz reizvoll, so auch einmal einen Blick hinter die feindliche Front zu tun.

Wenn ich nur meine Reisegefährten hätte loswerden können. Der Hauptmann mit dem goldenen Verwundetenabzeichen ging an, er wollte wenigstens seine Pflicht tun. Der Leutnant aber war ein Stänkerer und Miesmacher, wie ich sie bei uns noch nicht erlebt habe. Er freute sich über jede falsche Auskunft, die uns einen Umweg kostete, weil er so einen Vorwand hatte, länger der Truppe fernzubleiben. So haben wir von Laon bis zur Stellung zwei Tage gebraucht, d. h. die beiden anderen noch länger, weil ich mich schließlich empfahl und auf eigene Faust suchte. Wenn man Urlaub gehabt hat, solange die anderen im Dreck sitzen, dann ist's doch das mindeste, sich pünktlich zurückzumelden.

Am Abend meiner Ankunft ging ich mit der Feldküche hinauf nach Servinay, einem kleinen, auf einem Hügel gelegenen Dörfchen, in dessen Kellern das Unterstützungsbataillon hauste. Die Stellung, soweit man davon sprechen konnte, lag noch weiter vorn. Der Adjutant, der augenblicklich gleichzeitig auch Bataillonsführer ist, behielt mich da, er werde schon Verwendung für mich haben. Traurig sind die Berichte, die ich bekomme. Gerade die besten Leute sind vor 14 Tagen abgeschnappt worden, sie waren durch Sperrfeuer völlig abgeschnitten, zur wirksamen Verteidigung aber viel zu schwach. Auch die Grippe und ruhrartige Erkrankungen haben uns sehr geschwächt. Wenn ein neuer Angriff kommt, sind wir ganz verloren, die Leute haben kein Selbstvertrauen mehr. Wir schlafen etwas, ich bin von der dreitägigen Reise sehr müde.

Auf einmal poltert ein Melder die Kellertreppe herunter. Das Bataillon soll einen Offizier zum Befehlsempfang zum Regiment schicken. „Da sehen Sie, Lehmann, schon eine Verwendung für Sie. Nehmen Sie einen von meinen Meldern und bringen Sie uns einen schönen Räumungsbefehl zurück. Geräumt muß diese

vorgeſchobene Stellung ja doch werden." Der Mann vom Regiment führt uns durch die ſchwarze Nacht. Es iſt drückend ſchwül, Störungsfeuer auf Straßen und Batterien läßt uns den Schritt beſchleunigen, ziemlich aufgelöſt komme ich an.

Auch der Regimentsſtab hauſt in einem feuchten Kellerloch. Der ſonſt recht gefürchtete Adjutant heißt mich willkommen. Adjutanten ſind meiſt gefürchtet. Weil ihnen die volle Autorität ihres Chefs nicht zur Seite ſteht, meinen ſie dieſe durch beſonders forſchen Ton erſetzen zu müſſen, und weil man nie weiß, was ſie bei ihrem Chef gelten, verſieht man ſich aller ſchlimmen Dinge von ihnen. Der Herr Regimentsadjutant iſt heute aber ganz ausnehmend liebenswürdig. Er merkt mir an, wie abgehetzt ich bin, er bietet mir einen Stuhl an und ein großes Glas Kognak zur Wiederbelebung. „Wir ſollen morgen nacht abrücken, der Zipfel wird geräumt. Die nötigen Befehle diktiere ich Ihnen."

Nach freundlichem Abſchied mache ich mich mit meinem Begleiter auf den Heimweg. Es iſt viel unruhiger geworden. Am Himmel wetterleuchtet's. Der Feind ſtreut unſeren Weg ab. Bald vor uns, bald hinter uns krachen die Einſchläge. Ausweichen kann man nicht, da iſt alles verdrahtet. Wir gehen ſo raſch wir können. Da heult wieder eine Granate heran, auf Befehl könnten wir uns nicht ſchneller hinlegen. Pfui, war die nahe. Wir dürfen nicht ſo nah beiſammen gehen, ſonſt kann uns der gleiche Schuß erwiſchen. Ratſch — bumm, ſchon wieder eine, ganz in der Nähe. Liegen bleiben hat keinen Zweck, nur weiter, nur raus aus dieſer Gegend. Ratſch — bumm. „Herr Leitnant, mich hat's, glaub ich, erwiſcht." Ich renne vorwärts. „Wo denn?" „Da an der Hand." Na, wenn's nicht ſchlimmer iſt. Er blutet zwar tüchtig, doch kann ich ihm wenigſtens mein Verbandpäckchen um die Wunde wickeln. „Geht's noch? Oder

ſoll ich den Krankenträger ſchicken?" „Nein, Herr Leutnant, das wär' gelacht. Ich geh' mit Ihnen, dazu bin ich doch da." Es gibt ſchon noch treue Seelen. „Alſo 50 Meter Laufſchritt, dann kommt 's Dorf, dort ſchießt er gerade jetzt nicht hin." So kommen wir wenigſtens hier weg, freilich, die Dorfſtraße wird jetzt auch abgeſtreut. Wir laufen weiter. Da, gerade vor dem Kellereingang, ein Brauſen und Heulen in der Luft, mit einem Satz ſind wir verſchwunden, etwas unmilitäriſch fallen wir die Kellertreppe hinunter. Der Treffer kam eine Sekunde zu ſpät. „Na, wie iſt's draußen?" „Nicht ſauber, das Feuer nimmt zu, vielleicht kommt der Franzos in den Morgenſtunden", gebe ich als meine ſachverſtändige Meinung zum beſten. Und tatſächlich ſchwillt das Feuer immer mehr an, es liegt auf der Stellung wie hier auf unſern Kellern. Eine unheimliche Sache. Was geſchieht denn, wenn der Franzos die Stellung überrennt? Was können wir hier tun? Seit drei Stunden trommelt der Franzoſe ſchon wieder. Wird's wieder wie einſt an der Aisne, daß er neun Tage braucht, weil er weiß, daß w i r da ſind?

Da, kurz nach 7 Uhr, Feuerpauſe. Von vorn tönt Infanteriekampf bis zu uns. Alles bricht auf, der Adjutant ſauſt voraus, wir hinter ihm her. Vielleicht können wir im Gegenſtoß noch etwas retten. Die Führung verſagt. Sie ſpringt in großen Schritten den Abhang hinunter, aber nicht feindwärts, ſondern nach rückwärts, die Mannſchaften folgen, wir Offiziere ſchließen uns an, damit wir wenigſtens weiter hinten die Leute wieder in die Hand bekommen. Lockeres Artilleriefeuer liegt auf dem Gelände. Wir durchſchreiten eine Mulde und erſteigen die nächſte ſanfte Höhe. Dort bleibt zunächſt alles liegen und wartet, was ſich nun entwickeln wird. „Der Gefangenſchaft wären wir wenigſtens entronnen", meint der Adjutant. „Das ſchon, wir haben aber auch reichlich

Gelände aufgegeben." „Macht nichts, den Räumungsbefehl habe ich ja schon in der Tasche." Drüben, in den Trümmern unseres Dorfs, erscheinen die ersten Franzosen. Alles nimmt Deckung, schon schlagen auch die ersten Granaten in das Getreidefeld, in dem wir liegen.

Wie oft mag das vor vier Jahren im Bewegungskrieg ebenso gewesen sein. Da blieb man liegen und wartete, bis man das Infanteriefeuer auf günstige Entfernung eröffnen konnte. Ob inzwischen das Artilleriefeuer Verluste zufügte, war gleichgültig. Wie oft haben Daniel und seine Freunde solche Geschichten erzählt. Aber das waren auch andere Soldaten. Junge, zu Soldaten sorgfältig erzogene Männer, voll Kampfeslust und Vaterlandsliebe, die es nicht anders wußten, als daß Kämpfen auch Opfer kostet. Und heute entweder ganz junge, fast noch kindliche Burschen, denen der Ernst dieses Lebenskampfes noch nicht aufgegangen ist, oder alte Landsturmleute oder noch viel schlechterer Ersatz, die ihre Haut nicht mehr zu Markte tragen wollen, die von Sorgen um die Familie und ihre Daseinsgrundlage gequält werden. Dazwischen ist die kleine Schar derer, die seit Anfang dabei sind, die dem Tod hundertmal furchtlos ins Auge gesehen haben und deren moralische Kraft auch jetzt, nach vier Jahren, noch nicht zerbrochen ist. Kaum schlagen die ersten Granaten ein, ist die Höhe fast leer. Ein paar Offiziere, unsere altbewährten Vizefeldwebel, ein paar schneidige Infanteristen und Maschinengewehrschützen bleiben. Alles andere ist verschwunden. Nur gut, daß die Franzosen nicht angriffslustig sind. Sie richten sich da oben in dem geräumten Dorf ein und warten wohl, bis ihnen ihre Artillerie von neuem den Weg bahnt.

Prachtvoll war in all diesem Elend unsere Artillerie, die noch vor uns auf freiem Felde auffuhr und in direktem Schießen den Feind niederhielt. Eine wahre Freude waren auch die Flieger, die den Eindruck völliger Ueber-

legenheit machten. Vier Franzoſen wurden in unſerer Sichtweite abgeſchoſſen. Wir verſuchten, uns etwas einzugraben, da kamen ſeitlich von uns ganze Schwärme deutſcher Truppen zurück. Nun waren auch unſere Leute nicht zu halten, ſofort ſtellten ſie den Anſchluß an die zurückgehenden Truppen her und verſchwanden hinter der Höhe. Notgedrungen folgten wir, denn im Feuer des Feindes und vor ſeinen Augen läßt ſich die Ordnung nicht wieder herſtellen.

Mit einem der Kompanieführer ſaß ich ſtundenlang hinter einer Hecke und wartete auf weitere Befehle vom Bataillon. Der Kamerad iſt ſonſt ein ſchneidiger Kerl, ein gewandter und willensſtarker Reiter, heut fühlt auch er der Lage ſich nicht gewachſen. Es fehlt ein kräftiger Wille, der vom Regiment oder vom Bataillon her alles mit energiſcher Fauſt zuſammenfaßt und zum Gegenangriff vorführt. Da iſt natürlich die beſchloſſene Räumung eine ſeeliſche Hemmung, man kämpft nicht mehr gern um etwas, was man morgen doch aufgeben will. Deshalb wäre ſolches energiſches Handeln vielleicht auch unzweckmäßig, ſo ſegensreich es auf die Gefechtsmoral und den Kampfwillen der Truppen wirken müßte.

Endlich, am ſpäten Nachmittag, kommt der Befehl, das Regiment bei Eintritt der Dunkelheit weiter zurück, hinter einem Wald, zu ſammeln. Die Trümmer des Regiments. Das 3. Batl. in vorderer Linie iſt gefangen und zerſprengt, die anderen ſind auch nur noch traurige Ueberreſte, 30 bis 50 Mann haben die Kompanien. In einem Gewaltmarſch ſind wir dann zurückmarſchiert. Nachts überſchritten wir die Vesle, deren Brückenköpfe noch ſchwach geſichert blieben, nach mühſamem, aufreibendem Marſch innerhalb der Diviſion mit all ihren Fahrzeugen und den durch ſie verurſachten Stockungen erreichten wir am frühen Morgen die Aisne. Mächtig ragten die Höhen des Damenwegs empor, 150 Meter

Höhenunterſchied ſind in ſolchem Hügelland ſchon ſehr erheblich. Auf der Höhe wurde Mittagsraſt gehalten und dann ging's hinunter in die Ebene von Laon, in der wir auch jetzt noch untergebracht ſind. 50 Kilometer an einem Marſchtag. Da weiß man, was man geleiſtet hat.

Und doch können wir diesmal unſerer Leiſtung nicht froh werden. Die ganze Sache wird ja als planmäßige Räumung bezeichnet. Das ändert aber nichts daran, daß unſere Leute vor einem wenig nachdrücklichen Angriff den Kopf verloren haben, und daß zum erſtenmal der Geiſt der Truppe nachgelaſſen hat. Einen meiner Unteroffiziere habe ich am Abend jenes Räumungstages gefragt: „Wie kommen Sie dazu, ſo Hals über Kopf ohne Befehl die Stellung aufzugeben. Ich habe mich doch ſonſt auf Sie verlaſſen können.“ „Ja, Herr Leutnant, jetzt haben wir vier Jahre tapfer den Kopf hingehalten. Da wollen wir ihn, wo es jetzt zu Ende geht, auch noch ganz heimbringen.“

Hier ſitzen wir nun in ſchlechten Quartieren, eng aufeinander gepackt, müde, niedergedrückt. Jede Nacht ſegeln Bombengeſchwader über uns dahin, ihre Beſuche gelten der Fliegerſtaffel, die ganz in der Nähe iſt. Wir hören die Fliegerbomben durch die Luft ſauſen und mit furchtbarem Krachen explodieren, das iſt unheimlich genug. Solche Angriffe, gegen die man ſich kaum wehren kann, ſind beſonders niederträchtig und für die Nerven angreifend. Das iſt das erſtemal, daß ich in dieſem Krieg von Nerven ſchreibe, dieſes Zivilwort findet allmählich Eingang in den militäriſchen Sprachſchatz. Zuerſt hatten es nur ganz hohe Vorgeſetzte mit den Nerven zu tun, Moltke, Falkenhayn und andere, dann kamen Generale und Stabsoffiziere und jetzt reden ſogar ſchon die Leutnants von ihren Nerven, die dieſem oder jenem nicht gewachſen ſeien. Manche meinen, daß unſere Nerven einen feindlichen Großangriff überhaupt nicht mehr aus-

hielten. Mit „unſeren Nerven“ meinen ſie ihren Mut und ihre Selbſtſucht, die nur noch an ihr ach ſo wertvolles eigenes Leben denkt.

Solchen Stimmen erwidere ich, daß auch die Gegner unſeren Angriffen ſeit langem nicht mehr gewachſen ſind. Solange wir mit ausgeruhten und vorgeübten Truppen und reichlicher Artillerie angreifen, werfen wir Franzoſen, Engländer und Italiener weit zurück. Unſere Angriffe kommen erſt dann zum Stehen, wenn wir ausgepumpt ſind und auf immer neue Reſerven der Feinde ſtoßen. Für ſie ſetzt ſich Geld und Menſchenkraft der ganzen Welt ein. Deshalb gibt es für uns nur ein Mittel zum Sieg — den Angriff. Ob wir freilich dafür auf die Dauer Menſchen genug haben werden? Gar nichts allerdings nützt es, jetzt den Kopf hängen zu laſſen. Gerade jetzt müßten wir hart ſein und keine Weichheit merken laſſen. Ich vermiſſe auch die Einwirkung der höheren Vorgeſetzten. Es hat keinen Zweck, wenn ſie poltern und ſchimpfen. Wenn ſie aber den verſammelten Offizieren einmal ganz ernſt die Lage und die Pflichten des Führers in dieſer Lage auseinanderſetzen würden, ſo könnte das nicht ſchaden. Unter uns iſt keiner, den ich feig nennen möchte, aber viele, die müde, ſchwach und hoffnungsarm geworden ſind. Ihren Willen müßte man anfeuern, ſie an ihrer Ehre packen. Jetzt zeigt ſich erſt, wer wirklich Führer iſt. Freilich iſt's hier ſchwerer als auf dem Exerzierplatz oder in einer ruhigen Stellung.

Hecq, Mitte Auguſt 1918. In viertägigem Marſch ſind wir 80 Kilometer nach Norden marſchiert und liegen jetzt nahe der franzöſiſch-belgiſchen Grenze in einer lieblichen Landſchaft. Mit ihren von Hecken eingefriedeten Viehweiden, mit den kleinen roten Backſteinhäuschen erinnert ſie an Flandern. Auch Pappelalleen und Windmühlen fehlen nicht. Ich habe ein richtiges weißes Bett und ſehr gefällige Hausleute. Dieſe Franzöſinnen ſind

von einer Liebenswürdigkeit und Sicherheit, die ich unſeren Bäuerinnen nicht recht zutraue. Wir haben ja auf dem Marſch jeden Abend eine andere kennengelernt, als Gattung waren ſie alle ſehr ähnlich. Ueberall wurden wir zum Kaffee (den der amerikaniſche Hilfsausſchuß liefert) eingeladen, überall begann das Geſpräch mit: „La guerre — grand malheur pour nous et pour vous", und endete mit einem franzöſiſchen Bekenntnis zum Endſieg. Eine ſprach ſogar ganz begeiſtert von Deutſchlands Kriegsſchuld, von Guillaume, von der Neutralität Belgiens, ſogar von Gegenſätzen zwiſchen Preußen und Bayern. So ſchief ihre Urteile waren, ſo war die Frau doch in ihrem Sinn unterrichtet. Glücklich ein Land, wo eine ſolche einfache Frau nach vier Jahren der feindlichen Beſatzung, der Trennung vom männlichen Teil der Familie, der Entbehrungen aller Art, aufrecht bleibt, ſtolz ihr Vaterland bekennt und den Glauben an ſeine gerechte Sache und ihren Sieg nicht verliert. Ich habe ſeit Jahren keine deutſche Bauernfrau mehr geſprochen. Was ich aus Briefen höre, redet von allem anderen, von Brotkarten und Mißernten, von Hagelſchlag und Schweinetod, vom bald Frieden werden — vom Sieg und vom Vaterland habe ich in dieſen Heimatbriefen ſchon lange nichts mehr geſpürt. Hoffentlich gibt's doch auch bei uns ſolche Bauernfrauen wie hier.

Das Ende.

In der Lauſechampagne. September 1918. Vom hohen Norden hat uns das Schickſal diesmal bis in die Champagne verſchlagen. Wie überall in der Front droht auch hier ein baldiger Großangriff. Wir ſind wenigſtens etwas ausgeruht, aber freilich ſehr ſchwach. Eine Kompanie in jedem Bataillon iſt ſchon aus Leutemangel aufgelöſt worden. Der Erſatz, den wir eben aus der Heimat

bekamen, macht einen sehr ungünstigen Eindruck. „Ausgekämmt" aus der Garnison, aus Fabriken, von allen möglichen Druckposten. Was kann beim Auskämmen viel anderes herauskommen als Dreck. Ich fürchte, diese Leute verderben nur den immer noch aufrechten Geist unserer Leute. Daß sie bisher noch nicht verdorben sind, bewies mir ihre einmütige Abwehr der französischen Lügenflugblätter. In Hecq wurden wir mit solchen Werbeblättern aus Flugzeugen geradezu überschüttet. Es ist zweifellos eine gefährliche Munition, aber diese faustdicken Lügen, dieses Hintereinanderhetzen der Parteien und Stämme, diese Verleumdung des Kaisers ist so hanebüchen derb und dadurch dumm, daß sie nicht verfängt. Die Leute brachten mir ganze Pakete Flugblätter und Hefte, insbesondere von unserem trefflichen Botschafter in London, von einem ehemaligen Kruppdirektor Rühlon, vom Hauptmann von Beerfelde und von Deserteuren und Landesverrätern im neutralen Ausland. Ich habe im vaterländischen Unterricht all das mit den Leuten besprochen, sie auch selbst reden lassen und immer gefunden, daß sie meiner Aufklärung zugänglich waren.

Wie gespannt die Lage ist, spüren wir aus der großen Unruhe, vor allem der feindlichen Artillerie. Unheimlich sind vor allem die nächtlichen Schießereien, bei denen man nie weiß, ob ihnen nicht bei Tagesanbruch ein überraschender Großangriff folgt. Erst in einer der letzten Nächte wurden wir in der Stellung mit Feuer belegt. Irgend etwas stimmte nicht, die Einschläge krachten gar nicht richtig, es schienen ungewohnt viele Blindgänger darunter zu sein. Verdächtiger Knoblauchgeruch wird spürbar. Da kommt die Erleuchtung. Gas! „Gasalarm." Unheimlich klingt der Ruf durch die Nacht, die Alarmglocken werden angeschlagen, durch einen Höllenlärm versuchen wir alles auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Eiligst werden die Gasmasken aufgesetzt, die

wir ſeit drei Jahren als unbequemen Ballaſt mit uns herumgetragen haben. Sehr unbequem, aber was hilft's, darüber zu ſtöhnen? Wir ſind eindringlich genug auf die furchtbare Gefahr des Gaſes aufmerkſam gemacht worden und wiſſen genug Geſchichten von Leuten, die Leichtſinn und Unverſtand mit dem Tode büßen mußten. Das weiß ich freilich auch: Wenn ich jetzt nicht jeden Unterſtand meiner Kompanie nachſehe, verliere ich morgen eine Anzahl von Gaskranken, die heute einfach zu gleichgültig und zu bequem ſind, die Maske aufzuſetzen und aufzubehalten.

Halb blind taſte ich mich durch den Graben. Das Atmen geht ſehr ſchwer und ich bin ſelbſt nahe daran, die Maske abzureißen. Die Unterſtände ſind beſonders gefährdet, denn das Gas iſt ja ſchwerer als die Luft und ſinkt nach unten. Man kann freilich durch Abdichten mit Zeltbahnen und Sandſackvorhängen viel tun. Die Poſten brauchen ſich wenigſtens nicht zu bewegen und leiden nicht ſo unter Hitze und Lufthunger, wie die, die herumlaufen müſſen. Ueberall mahne ich zur Vorſicht und warne vor allem vor neugierigen Berührungen der vor und hinter der Stellung liegenden Gasgranaten, vor Erde und Gras, die mit dem Gas in Berührung gekommen ſind. Nicht nur die Lungen und die Schleimhäute, auch die Haut ſoll ſehr empfindlich gegen die Aetzwirkung ſein. „Die Maske darf erſt auf meinen Befehl abgenommen werden. Die Unterführer ſind verantwortlich.“ Stundenlang ſind wir ſo mit der Gasmaske vor dem Geſicht herumgeſeſſen, graue Schwaden krochen über die Erde und ſammelten ſich in Trichtern und anderen Vertiefungen. Erſt gegen Morgen friſchte der Wind auf und trieb das giftige Zeug weg. Angegriffen wurde nicht, wozu dann dieſer Ueberfall? Wozu? Zwei Tage darauf meldeten ſich zehn Mann krank, wegen Atembeſchwerden, wegen Hautverbrennungen, wegen

ſchwerer allgemeiner Erſcheinungen. Die Urſache iſt leicht zu finden. Einige haben „den Krampf mit der Maske" unnötig und lächerlich gefunden, andere haben ausgerechnet von den Gasgranaten Kupferringe abgeſchlagen, wieder andere behaupten, ſich „nur" ins Gras gelegt zu haben. Ich bin ſehr ungehalten, denn in unſerer Lage braucht man jeden Mann und jedes Gewehr. Aber gegen den Unverſtand und gegen die Gleichgültigkeit gewiſſer Leute iſt man einfach machtlos. Die Leute ſelbſt ſind hart genug geſtraft; ſind doch Gasvergiftungen viel tückiſcher und ſchwerer heilbar als eine offene „ehrliche" Verwundung. Hoffentlich ziehen die übrigen wenigſtens eine Lehre für die Zukunft daraus.

Frühjahr 1919, im Lazarett diktiert. Endlich kann ich darangehen, mein Tagebuch, das voriges Jahr ſo plötzlich abbrach, zu Ende zu führen. Im Morgengrauen des 25. September waren wir in unſerer neuen Stellung öſtlich von Somme-Py eingetroffen. Die Gräben waren leidlich. Da ſie erſt dieſen Sommer den Franzoſen abgenommen waren, lagen die Stollen alle auf der verkehrten Seite, der Eingang den Franzoſen zugekehrt. Sie waren tiefer, als wir ſie zu bauen gewöhnt waren, was ſofort den Stolz auf unſeren Mannesmut erhöhte. Die ſchwachen Kompanien wurden auf einen ſehr breiten Raum verteilt. Meine ganze Kompanie hatte in drei Unterſtänden leicht Platz. Sie ſtärker auseinanderzuziehen, hatte keinen Sinn, zumal man den ganz jungen Erſatz unbedingt unter der Obhut der Alten laſſen mußte. Mein gar nicht tiefer Unterſtand, in dem ich mit meinen Meldegängern allein Unterkunft fand, war etwas rückwärts in einem Laufgraben, ihm gegenüber ein weiterer Stollen, in dem eine Gruppe der älteſten Leute der Kompanie lag, auf die ich bei einem Angriff ohnehin nicht zu rechnen wagte. Fünfundvierzigjährige Landſtürmer mit krummem Rücken und müden Beinen. Vorn

hatte den Befehl einer meiner tüchtigſten Zugführer, ein Vize, dem ich voll vertrauen konnte.

Der Tag verlief ruhig, faſt unheimlich ruhig. Wir hatten uns gerade in der Erwartung einer ebenſo ruhigen Nacht auf unſeren Pritſchen niedergelegt, da brach mit einem einzigen Schlag ein Trommelfeuer los, wie auch wir es noch nie erlebt hatten. Die höchſte Feuerſteigerung auf kürzere Zeit, die wir bislang als Sperr- und Vernichtungsfeuer bezeichnet hatten, raſte hier ſtundenlang über unſere Köpfe hin. Die leichten Kaliber überwogen, aber gerade das verſchärfte den Eindruck des undurchdringlichen Feuervorhangs, der jeden Verkehr nach vorn oder hinten unmöglich macht. Haarſcharf fuhren die Schüſſe mit ſchneidendem Pfeifen, mit kurzem Sauſen über unſeren Graben hinweg, irgendwo gleich hinter uns ins Gelände. Wie ſoll man ſolches Feuer nur hinterher noch beſchreiben? Es war, als ob jeder Kopf, der einen Blick über den Graben hinaus wagen möchte, wegraſiert werden ſollte. Da klingt das bedächtige Kollen der ſchweren Geſchoſſe, der „Kollwagerl", ſchon viel beruhigender und auch die langſamer daherkommenden Geſchoſſe der Mittelartillerie zwingen nicht ſo in den Graben nieder oder in die Stollen zurück wie dieſe kleinen, ſchnellen, tückiſch und bösartig klingenden „Ratſch—bumm" mit ihrer Splitterſtreuung. Das iſt das Feuer, mit dem bei den letzten Angriffen im Juli die vordere Stellung nach rückwärts abgeriegelt wurde. Dann konnte man die ſchwache und überraſchte Beſatzung leicht gefangennehmen. Alles kommt deshalb auf die Wachſamkeit an.

Wir ſitzen und lauſchen die ganze Nacht. Von dem Gefangenwerden will niemand etwas wiſſen. Es klingt großartig, das Rauſchen, Sauſen und Krachen dieſer Zunderttauſende von Geſchoſſen, wie ein Gewitterregen, nein, wie ein Wolkenbruch klingen müßte, wenn er aus

Eisen und Feuer bestände. Gefährlich ist's nicht so sehr, da haben wir schon schlimmere Lagen erlebt.

Schlagartig wie es begonnen, hört das furchtbare Feuer bei Tagesanbruch auf. Also jetzt heraus, vor in die eigentliche Stellung. Mit wenigen Schritten ist sie erreicht. Dort steht schon alles bereit, einem Angriff gebührend zu begegnen. Die Leute sind entschlossen und kampflustig, so wäre es recht, wenn der Franzl jetzt aus dem Morgennebel auftauchen würde und wir könnten ihn vom Graben aus abschießen. Der Nebel ist merkwürdig dicht, aber das gehört ja wohl zum September. Wie soll da ein Sperrfeuerzeichen bei der Artillerie gesehen werden? Unsere Artillerie schweigt überhaupt. Hätte sie nicht die Feuerpause drüben benützen müssen, die feindliche Artillerie am Weiterfeuern hindern, die Bereitstellungen zum Angriff drüben zerschlagen müssen. Ich versuch's mit einer weißen Leuchtkugel. Sie verschwindet im Nebel. Die Verbindung mit der Artillerie ist also unmöglich. Ist Artillerie überhaupt noch da? Hat sie diese ganze Nacht unter Gas gelegen? Ist sie vergiftet, zerschmettert, kampfunfähig? Wir wissen's nicht. Wir wissen nur, daß wir allein auf uns gestellt sind. Das macht die Sache nicht leichter. Einen Meldeläufer schicke ich zum Bataillon: „Nacht ohne Verluste überstanden, erwarten Angriff, Nebel unterbindet Leuchtverbindung mit Artillerie." Kein Franzose ist zu sehen, aber seine Artillerie beginnt von neuem so heftig wie heute nacht.

Wir decken uns wieder in den Stollen, wir haben ja eben bewiesen, daß wir rasch genug herauskommen. Eine halbe Stunde haben wir gewartet. Da flaut das Feuer plötzlich ab, Infanteriefeuer! Ein Maschinengewehr hämmert einsam. Ich stürze heraus. Der Nebel ist fast undurchdringlich geworden. Künstliche Vernebelung, ihr Helden! Ich renne nach vorn. Da, vor mir auf der

Grabenwand, im Nebel kaum zu erkennen, ſtehen Franzoſen, eine ganze Schar, einige mit langen Stangen, Brandröhren? Krankenträger? Bin ich ſchon gefangen? Zu ſpät? Da, links neben mir auf dem Feld iſt auch Bewegung. Langſam vorgehende Geſtalten. Die Leuchtpiſtole, die ich als einzige Waffe in der Hand halte, feuere ich noch in die Gruppe über mir ab. Dann kehrt und im Marſch, marſch zurück. Ade Gepäck, dich hinterlaſſe ich den Franzoſen. Meine alten Männlein ſehe ich gerade im Laufgraben verſchwinden. So ſind ſie auf dem Exerzierplatz nie gelaufen. Widerſtand leiſten hat keinen Sinn. Ich bin allein mit dieſen paar Leuten, der Nebel macht jede Ueberſicht unmöglich. Jedenfalls ſind die Franzoſen noch dicht hinter uns, wenn ſie auch wahrſcheinlich im unbekannten Gelände nicht ſchnell vorwärtskommen.

Meine Vorderleute ſtocken. Leichen? Eine deutſche Maſchinengewehrgruppe, die ſich hier im Zwiſchengelände eingeniſtet hatte, alle tot. Ein Geſchütz, verlaſſen, kein Menſch zu ſehen. Hoffentlich unbrauchbar gemacht. Mir hat man's nie gezeigt, wie das zu machen wäre. Eines von den Männlein vor mir wirft ſein Gewehr weg. Damit es beſſer laufen kann. Mir wäre es ganz erwünſcht, wenn ich's als Waffe hätte, denn meine Piſtole iſt doch nur auf nächſte Entfernung wirkſam. Ich hebe es auf und haue dem Kerl den Kolben an die Beine, daß er beinahe zuſammenbricht. Das feindliche Artilleriefeuer liegt ſtändig vor uns, wir laufen alſo zuſammen mit den Franzoſen der Feuerwalze nach. Die Gegend iſt wie ausgeſtorben. Wir gehen längſt über freies Feld, das iſt auch gefährlich, weil wir für Franzoſen gehalten werden können. Da pfeifen uns auch ſchon Infanteriekugeln um die Ohren. Weiß der Teufel, ob es deutſche oder franzöſiſche ſind. Endlich, deutſche Stahlhelme. Fremde Truppen, die Eingreifdiviſion!

Ich ſuche einen Offizier. Ein junger Leutnant kommt mir entgegen: „Ihre Diviſion? Was von ihr übrig iſt, ſammelt da hinten in einer Aufnahmeſtellung. Die Leute ſind ſo verſtört, daß ſie unſere eigenen nur verwirren würden.“ „Danke ſehr.“ Alſo weiter, ein Lob iſt das ja gerade nicht. Das Artilleriefeuer hat nachgelaſſen, wahrſcheinlich zieht der Franzoſe ſeine Geſchütze weiter vor. Der Nebel hat hier hinten aufgehört, die Herbſtſonne ſticht vom lachenden Himmel, eine Kette von Feſſelballonen folgt uns hinter der franzöſiſchen Front. Wir ſtehen alſo ſtändig unter feindlicher Bewachung. In der „Aufnahmeſtellung“ iſt kein Menſch. Wir werfen uns hin, froh, endlich leidlich gedeckt zur Ruhe zu kommen. Nach halbſtündigem Warten kommt der Regimentskommandeur, allein mit ſeinem Adjutanten. Ich melde mich. „Dann ſind Sie der Reſt des Bataillons.“ Alles andere iſt gefangen. Auch der Bataillonsſtab, der doch weit hinter uns gelegen hatte. „Halten Sie alles feſt, was vom Regiment hier noch durchkommt. Sind's nur noch ein paar Mann, dann führen Sie alles zurück zur Gefechtsbagage. Dort wollen wir ſammeln.“

Ich wartete eine Stunde. Kein Menſch kam mehr. Die Leute waren am Ende ihrer Kräfte. Verpflegung hatte es ſeit geſtern nicht mehr gegeben. So entſchloß ich mich, dieſe traurigen Trümmer, 30 oder 35 Mann, zurückzuführen. Oft noch mußten wir im Trab gefährliche Räume durchſchreiten. Ueberall ſtiegen noch Erdſäulen in die Höhe, immer wieder lagen Einſchläge mitten auf unſerem Wege. Erſt nach Eintritt der Dunkelheit trafen wir bei den Feldküchen ein.

Die Nacht verbrachten wir in Zeltbahnen gewickelt unter den Fahrzeugen, alſo ebenſo feldmäßig und einfach wie ich vor bald vier Jahren die erſte Nacht im Walde vor Fay an der Somme. Eine eiskalte, feuchte Herbſtnacht. Das wäre zu ertragen geweſen, viel quälender

waren die Gedanken, die mich die ganze Nacht verfolgten. Wie oft können wir ſo etwas noch aushalten? Das Regiment iſt vernichtet, die Diviſion wahrſcheinlich auch. Was iſt ſchuld? Habe ich ſelbſt getan, was ich konnte? Alles, was ich mußte? Haben wir moraliſch verſagt wie vor acht Wochen, oder war's diesmal feindliche Uebermacht, feindliche Angriffstechnik? Ich will den einzelnen, auch mich ſelbſt, gar nicht von aller Schuld freiſprechen. Vielleicht hätte man die Ueberraſchung vermeiden können, wenn wir uns weniger ſorglich in den Unterſtänden gedeckt hätten. Auch die ſeit einiger Zeit eingeführte bewegliche, elaſtiſche Verteidigung iſt natürlich, zumal für eine geſchwächte Truppe, eine gefährliche Verführung. Man „weicht eben aus", wenn's brenzlich wird. Daß eine ausweichende Truppe bei der heutigen Lage kaum mehr zum Stehen zu bringen iſt, haben wir jetzt zweimal erlebt. Sie leiſtet auch in der Hauptwiderſtandslinie keinen Widerſtand, zumal wenn vorn ſchon viele gefangen oder getötet worden ſind. Daß vor uns noch eine ſchwache Vorfeldbeſatzung war, haben wir auch nicht gemerkt. Sie hätte uns den Angriff melden müſſen, iſt aber offenbar auch überrannt worden.

Ich kann nicht ſchlafen. So kann's nicht weitergehen. Sonſt geht's uns, wie neulich einer der Schwarzſeher im Kaſino meinte: Sie hauen uns noch durch Sonne, Mond und Sterne. Unſere Ausbildung iſt doch auch einſeitig. Wie oft haben wir Angriff auf die feindliche Stellung geübt, ſind mit leichten und ſchweren Maſchinengewehren herumgerannt, haben mit Handgranaten den Graben aufgerollt uſw. Gewiß war das gut und nützlich und hat vielleicht auch den Nebenzweck erfüllt, unſeren Angriffsgeiſt wachzuhalten. Was man aber macht, wenn der Franzoſe vor dem Graben oder gar vor dem Unterſtand ſteht, haben wir nicht geübt. Solche unwürdige Lagen wollte man wohl nicht annehmen. Auch

im Einzelkampf waren unſere Leute gar nicht ausgebildet. Man konnte von den Alten freilich auch gar nicht erwarten, daß ſie im Einzelkampf noch Widerſtand leiſten würden. Sie waren nicht mehr von der Art der Kämpfer der erſten drei Jahre, die ſich freuten, mit Kolben und Bajonett richtig raufen zu können. Die einen waren zu alt dazu, die jungen Erſatzmannſchaften viel zu jung. Und überhaupt — dieſe Materialſchlachten hatten ja den Beweis dafür geliefert, daß es auf den Kampfwert der Menſchen erſt in letzter Linie ankomme. Haben ſie es wirklich bewieſen? Freilich, von der franzöſiſchen Mannszucht, von Angriffsgeiſt und Kampfluſt habe ich auch nichts gemerkt. Sie folgten ſo zögernd und vorſichtig, daß ſie dadurch verſäumten, ihre Erfolge wirklich auszunutzen. So gingen die unruhigen Gedanken die ganze Nacht hin und her, der Schlaf kam nicht.

Soldatenſchickſal.

Bei Morgengrauen ſtanden wir auf. Da kam ſchon der Befehl, aus den Reſten der Diviſion ein neues Bataillon zu bilden und dieſes weiter vorn bereitzuſtellen. Drei Tage ſind wir ſo herumgelegen, immer bereit zum Einſatz. In der Nacht zum 3. Oktober lagen wir in Baracken oberhalb der Straßenbiegung vor Somme-Py, unmutig und freudlos im ungewohnten Verband mit Leuten anderer Regimenter, unter Vorgeſetzten, die nur deshalb noch übrig waren, weil ſie als Graben-, Gas-, Gerichtsoffiziere bisher nicht eingeſetzt waren. Das Rückgrat der Truppe ſind einige Maſchinengewehre und deren friſche und tatkräftige Offiziere, eine erfreuliche Ausleſe. Ueberall ſuchen und finden ſie Verteidigungsſtellen und Stützpunkte, ſie haben, geſtützt auf ihre Waffe, noch Selbſtvertrauen und Humor. Das Nachlaſſen unſerer Infanterie beruht ja zum Teil auch auf

dem Eindruck, daß ihre Gewehre keine Feuerüberlegenheit mehr gewährleisten, da die vereinzelten und zerstreuten Leute keine Feuergarbe mehr bilden können, im Grabenkrieg auch eine einheitliche und zielbewußte Feuerleitung nicht mehr möglich ist. Wer ein bißchen was ist, ist ja auch längst Maschinengewehrschütze, Granatwerfer, Tankgewehrträger oder sonst irgendein Fachsoldat geworden. Eigentliche Infanteristen sind nur noch die ganz Alten und die ganz Jungen. Bei Hellwerden marschieren wir wieder ab, wir sollen das Barackenlager besetzen, das uns vor kurzem noch als Ruhestellung diente. Gewehrgeschosse pfeifen uns den ganzen Weg über um die Ohren. Unser Marsch vollzieht sich offenbar im Angesicht des Feindes. Nun, wenn schon. Solange sie nicht mit Kanonen nach uns Spatzen schießen, ist's uns ganz gleich. Infanteriekugeln gehen erfahrungsgemäß immer zu hoch. Im Lager sind einige flache Gräben, die als Minenwerfer- oder Maschinengewehrstände gedacht sind, auch ein oder zwei Stollen sind da, in denen Befehlsstelle und Verbandplatz eingerichtet werden. Wir Offiziere suchen zu erkunden, wo eigentlich die Franzosen stecken. Wir laufen ständig im Infanteriefeuer herum. Aber wir können die Kerle nicht finden. Sie müssen gut gedeckt drüben im Wald liegen. Wie leicht könnten sie uns überrennen. Aber drüben ist kein Angriffswille mehr. Ohne Artillerie tun sie keinen Schritt, vielleicht warten sie nur, bis auch dort die Amerikaner die Angriffe übernehmen.

Gegen Mittag beginnt wieder ihre Artillerie, so daß wir uns notdürftig in den flachen Gräben bergen. Trotzdem gibt's Verluste. Ich helfe mit, einen Verwundeten zum Sanitätsstollen tragen. Der Arzt kann selbst kaum mehr. Er hat Grippe mit hohem Fieber und befürchtet den Beginn einer Lungenentzündung. Er liegt fieberklappernd unter seinem Mantel auf einer Pritsche, von

der er nur aufsteht, wenn er einen neuen Verwundeten versorgen muß. „Gehen Sie doch zurück, Doktor, Sie gehören ins Bett. Sie sollten doch selbst wissen, daß mit diesen Grippesachen nicht zu spassen ist.“ „Das weiß ich schon und ich behandle mich auch entsprechend. Aber solang ständig Verwundete kommen, ist mein Platz hier. Sie können ja auch nicht zurück, obwohl hier vielleicht der Tod auf Sie lauert.“ „Na, lassen wir ihn weiter lauern. Jedenfalls ist's gut für uns, Sie hier bei uns zu wissen.“

Ich besetze mit einer Minenwerfergruppe den am weitesten vorgeschobenen flachen Graben. Von hier aus müßten wir die Franzosen bei einem Angriff rechtzeitig erkennen und vielleicht sogar abwehren können. Ungeheuer ist die Fliegertätigkeit, vor allem die feindliche. Einzeln, in Gruppen, in Geschwadern, ja in Geschwaderverbänden ziehen sie über unsere Front hin ins Hinterland, Beobachter, Kampfflieger, Jagdstaffeln, Bombengeschwader, ein unheimlich eindrucksvolles Bild. Da kommt eine ganze Staffel gerade auf uns zu. „Fliegerdeckung!“ Unser Grabenstück grenzt an eine Baracke, unter deren vorspringendes Dach wir uns zusammendrängen. Fünf Mann hoch sitzen wir längs der Barakkenwand, jeder zwischen den gegrätschten Beinen des Vormanns. Die Flieger ziehen über uns weg. Gerade wagen wir wieder aufzuatmen, da setzt schlagartig Artilleriefeuer auf unser Grabenstück ein. Also sitzenbleiben! Da — ein scharfer Schlag auf meinen rechten Arm, ein ohrenzerreißender Krach, blendender Feuerschein, beißender Rauch — das war ein Volltreffer in den Graben, zwei Meter seitlich von uns. Die Bretterhütte ist wie weggeblasen, hinter ihr scheinen die Kameraden zu liegen, vom Luftdruck weggerissen.

Und ich? Mein rechter Arm hängt schlaff herunter und liegt nicht mehr auf der Schulter des Vorder-

mannes, wo ich ihn noch zu fühlen glaube. Der Oberarm iſt ſchwer zerſchmettert, Knochenſplitter ſchauen aus den Aermelfetzen und das Blut fließt heftig. Bewegen kann ich ihn nicht, auch die Finger ſind gelähmt. Bis in die Bruſt ſcheint ein Splitter durch den Arm gedrungen zu ſein, aber der iſt wohl nicht tief gegangen. Ich unterſuche mich weiter. Der linke Daumen iſt ganz zerfetzt und blutet ſtark. Kopf, Bruſt und Bauch ſind heil. Aufſtehen? Wenn nur der Arm nicht ſo ſchwer wäre und der Rücken ſo müde. Und da, aus dem Stiefel ſchaut ein ganzer Granatſplitter heraus. Der muß irgendwo in den Zehen ſtecken. Alſo bleibe ich liegen. Rechts von mir iſt eine kleine flache Mulde, das iſt die Aufſchlagſtelle. Aha, alſo eine von den gefürchteten Briſanzgranaten, die nicht tiefe Löcher in die Erde reißen, ſondern ihre Splitter ſchön flach in die Gegend ſtreuen. Es iſt doch richtig, daß man die Granate, die einen trifft, nicht herankommen hört. Das war die Probe auf eine vielumſtrittene Behauptung. Die Artillerie ſchießt weiter, überall ſehe ich außerhalb des Grabens Aufſchläge, zu hören iſt faſt nichts. Hat der furchtbare Luftdruck die Trommelfelle zerriſſen?

Was wird nun mit mir? Einſam liege ich da, mein Blut verrinnt, kein Menſch iſt weit und breit zu ſehen. Die vier Mann hinter der Hütte ſind wahrſcheinlich tot oder noch ſchwerer getroffen als ich. Vorhin war mir's, als ob ich bei ihnen rufen hörte. Aber ich kann mich auf mein Gehör nicht verlaſſen. Iſt ſo eine Verwundung wohl tödlich? Wenn man gleich geholt und verſorgt wird, wahrſcheinlich nicht. Aber wenn ich hier ſtundenlang liege und die Blutung nicht ſtillen kann? Bin ich dann verloren? Muß ich hier liegenbleiben? Wird der wackere Doktor nicht nach mir ſuchen laſſen? Hunderte von Fragen durcheilen mein Hirn. Wenn alle Organe verſagen, das Gehirn arbeitet weiter, bald bringt es

neue Sorgen, bald bringt es Troſt. Ich liege eigentlich nicht ſchlecht hier. Ich habe keine Schmerzen, eine wohlige Müdigkeit hält mich gefangen. Iſt das der Tod? Fängt er ſo an? So zu ſterben iſt ſchön. Schwach und ſchwächer werdend vom Leben Abſchied nehmen. Heimgehen, ſagt man ja wohl. Soweit bin ich noch nicht. Einſtweilen ſind die Gedanken in der irdiſchen Heimat. Was werden die Eltern ſagen? Wie werden ſie die Nachricht aufnehmen? „Gefallen auf dem Felde der Ehre.“ Iſt's das denn wirklich? Ja, ich glaube, des heutigen Tags braucht ſich keiner von uns zu ſchämen. Wir haben getan, was wir konnten, wir haben gebüßt, was wir vielleicht früher verſchuldet, die Ehre haben wir heute gerettet. Meinen Eltern wird das ein Troſt ſein. Sie gehören nicht zu denen, die ihre Kinder nur für ſich großgezogen haben. Sie haben auch an ihre Pflicht gegen das Vaterland gedacht und ſie haben gewußt, daß man Söhne opfern muß, wenn man Volk und Vaterland erhalten will. Sie werden weinen und trauern, aber ſie werden ſtolz ſein. Und ſie werden ſagen, wohl ihm, daß ihm das bittere Ende, die ſchließliche Niederlage erſpart geblieben iſt. Nichts iſt mehr von uns übrig als einige Feldküchen, Ordonnanzen und Abkommandierte.

Einen Augenblick ſehe ich Soldatengeſichter vor mir, fremde Truppen, keine Helfer. Entſetzt prallen ſie zurück. Ich muß ja ſchlimm ausſehen. Warum habe ich eigentlich nicht gerufen? War ich zu ſchwach, zu gleichgültig, zu ſtolz, ich weiß es nicht. Ich blieb liegen und wartete. Späteſtens am Morgen müſſen die Franzoſen kommen. Was dann? Mindeſtens Amputation von Arm und Bein. Aber eine ſolche kalte Herbſtnacht wie geſtern überlebe ich hier im Freien ohnehin nicht.

Die Gedanken nehmen Abſchied, die Lippen ſprechen zärtliche Grüße, die Arme ſtrecken ſich im Geiſt über Länder hinweg und drücken den fernen Lieben die Hand.

Heut' hat meine Schweſter Geburtstag. Ob ſie wohl eine Ahnung hat, was mit mir vorgeht? (Sie hat nicht eine Spur geahnt.) Vor Jahren ſtarb mein Großvater, auch am 3. Oktober. Auch? Ich erſchrecke nicht, ich fürchte mich nicht. Der einzige Schmerz iſt der Kummer, den die Ueberlebenden haben werden. Furcht? Wovor? Es kann mir doch nichts geſchehen, als daß dieſes müde Leben dieſen verſtümmelten Körper verläßt. Ein Gruß aus unendlich fernen Jahren durchzieht meine Gedanken. Seit der Schulzeit iſt mir das nicht mehr in den Sinn gekommen:

Es kann mir nichts geſchehen, als was er hat verſehen und was mir ſelig iſt . . .

Ich nehme, wie er's gibet, was er an mir geliebet . . . (Ach, hätte ich's doch damals beſſer gelernt.)

In Schwachheit und in Banden?? . . . da tröſtet mich allein dein Wort. (Ja, das Auswendiglernen!)

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo, teils mit klaren, teils mit ein wenig verwirrten Gedanken gelegen habe. Das weiß ich aber, wie ich auf einmal im Zwielicht der hereinbrechenden Dämmerung zwei Krankenträger mit einer Bahre auf mich zukommen ſah, da erwachte das Leben und der Wille zum Leben. Behutſam betteten ſie mich auf die Bahre und brachten mich in wenigen Minuten vor eine Baracke, in der der Doktor arbeitete. Unſer Doktor, mein Doktor. Bis jetzt hatte er ausgehalten, wenn er auch ſelbſt mehr tot als lebendig war. Ich wurde notdürftig gereinigt, verbunden, geſpritzt und getröſtet. „Das wird ſchon wieder im Heimatlazarett. Der Arm iſt ja noch dran. Da iſt ſchon Schlimmeres geheilt", ſagt er mit warmer und überzeugender Stimme. (Kürzlich hat er mich hier beſucht und geſagt: Ich war überzeugt, den bringen ſie kaum lebend bis zum Verbandplatz. So ein Blutverluſt, dazu die ſichere Infektion durch die Tuchfetzen, der kann kaum durchkommen.) Mit

der Piſtole in der Hand hielt er zwei Infanteriſten an, die von irgendwoher verſprengt waren, und befahl ihnen, beim Verbandplatz den Sanitätswagen zu holen. Auch das ſetzte ſeine Energie durch. Nach einer Stunde wurden wir abgeholt und zurückgefahren. Am rätſelhafteſten ſind mir noch heute die Franzoſen. Außer einem Arzt, zwei Krankenträgern und einigen Halbleichen war kein Menſch mehr bei uns in der Stellung. Sie war befehlsgemäß geräumt worden und trotzdem ſchoſſen ſie immer wieder mit Gewehren und mit Artillerie, trauten ſich aber nicht einmal, die Stellung zu erkunden, geſchweige denn anzugreifen. Sie mußten am Ende ihrer Kräfte oder ihres Mutes ſein.

Vom Feldlazarett kam ich raſch ins Lazarett meiner Vaterſtadt. Ich war daheim, ich war geborgen und wurde gerettet. Mein Leben verdanke ich zu allererſt unſerem Doktor, der unter Hintanſetzung ſeines eigenen, das von ſchwerer Krankheit bedroht war, ausgehalten und mich der Nacht und der Gefangenſchaft entriſſen hat. Ich verdanke es der Umſicht und Hingabe meiner Aerzte, die ihre ganze Kunſt eingeſetzt haben, die ſchwere Infektion, die mich befiel, zu bekämpfen und mir die Arbeitsfähigkeit und damit die Lebensfreude wiederzugeben. Unſere Soldaten ſchimpfen ſo gerne über unſere Aerzte. Je weniger ſie von der ärztlichen Kunſt verſtehen, deſto kritiſcher ſind ſie. Mir iſt es Herzenspflicht, für die Aerzte zu zeugen. Ich habe manchen Soldaten geſehen, Offizier wie Mann, der von ſeiner Sache nicht genug verſtand, manchen, der ſeine Pflicht vergaß — die Aerzte, die ich kennenlernte, haben nicht verſagt.

Der ſchönſte Gewinn aus dieſen Tagen war aber, noch einmal an der letzten Schwelle der Jugend ganz Kind der Eltern ſein zu dürfen, Gewinn für beide Teile. Zu jeder Mahlzeit kam der Vater, fütterte mich in meiner

Hilfloſigkeit, bekämpfte meine Abneigung gegen das Eſſen überhaupt. Alle meine Transporte in den Operationsſaal überwachte er, er deckte mich zu in den zugigen Gängen des altmodiſchen Hauſes, er achtete darauf, daß mich die alten Männer der Irrenpfründnerabteilung bei dieſem Dienſt nicht die Treppe hinunterwarfen. Er tröſtete mich noch vor der Türe des Operationsſaals, als der Fuß ſchließlich doch abgenommen werden mußte, er ſchickte mir ſpäter Leidensgenoſſen, die mir zeigten, wie weit ſie's ſchon mit dem Laufen, Tanzen, Schreiben gebracht hätten. Er lehrte mich mit der linken Hand ſchreiben, er ſorgte dafür, daß die Finger der gelähmten Rechten bewegungsfähig blieben und nicht verſteiften. Kurz er war Hilfsarzt, Hilfskrankenpfleger, Hilfsſeelſorger in einer Perſon und er war es faſt noch beſſer als die hauptamtlich damit Betrauten, weil ich ſein einziger Patient und weil er eben der Vater war. Und die Mutter half in ihrer Weiſe mit. Jeden Nachmittag brachte ſie mir aus eigenen Schätzen oder denen ihrer Freundinnen irgend etwas Beſonderes und Anregendes zum Eſſen, ſie war Vorleſerin und Sekretärin und ſie war über all das hinaus die Mutter, die glücklich iſt, ihr ganzes Leben und Weſen für ihr Kind einſetzen zu dürfen. Danken kann man dafür, vergelten läßt ſich das nie ganz, höchſtens einmal an den eigenen Kindern.

Ausklang.

Inzwiſchen ſind zehn Jahre verſtrichen. Alle Wunden ſind geheilt, der zähe Körper hat ſich angepaßt und ich fühle mich durchaus nicht ausgeſchloſſen vom Leben. Das Leben iſt ja ſo reich und es kann auch für das entſchädigen, was ſo ein armer Kriegsbeſchädigter entbehren muß. Ich entbehre genug: Das müheloſe Schreiben mit

der rechten Hand, die Möglichkeit, mir im Haushalt selbst zu helfen, den Sport in seinen verschiedensten Formen, und sei es nur Wandern, Schwimmen oder Skilaufen, das selbstverständliche Hören des normalen Ohres, das bequeme Stehen und viele andere Kleinigkeiten. Und doch betrachte ich diese 1½ Jahre Lazarettzeit als Segenszeit in meinem Leben. Es tut jedem Menschen gut, einmal aus dem brausenden Strom des Daseins genommen zu werden, stille zu werden, zu lauschen und zu schauen, statt zu reden. Ich bin nicht unglücklich über diese Zeit und nicht unzufrieden mit meinem verstümmelten Körper. Er hält mich stärker bei den Meinen fest, er erschließt mir Freuden, die der Starke, der hinausdrängt, den es mit Recht ins Leben und in die Welt zieht, kaum kennt oder die er mißachtet. Freilich über einen Schmerz hilft all solches Bescheiden, all solcher Ersatz nicht hinweg: über den Schmerz, aus der Gemeinschaft der kampffähigen Männer und damit vom Endkampf um Deutschlands Freiheit ausgeschlossen zu sein. Der Kampf in Wort und Schrift ist ja auch nötig und man kann auch in ihm Siege erkämpfen, den rechten Mann zieht's doch immer wieder hinaus, in den Streit, in die Schlacht. „Im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen." Es hilft nichts. D e n Kampf werden andere führen. Ich aber will helfen, diese Zeit vorbereiten, will ihr Kämpfer erziehen, die des deutschen Soldaten des Weltkriegs würdig sind und die das vollenden, was uns durch die Uebermacht der Feinde, die dadurch verursachte Länge des Krieges und den Zusammenbruch der Heimat versagt geblieben ist:

Deutschlands Befreiung.

Buch-Anzeigen

Feldmarschall Karl von Bülow

Ein Lebensbild (Deutsche Heerführer, Band I)

Von Ludwig Freiherr von Gebsattel, General d. Kav. 172 S. m. 7 Kart. u. 2 Bild. Preis: Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—

Bülows Persönlichkeit und seine Führertätigkeit im Weltkriege werden liebevoll gewürdigt; naturgemäß nimmt die Darstellung der Marneschlacht einen breiten Raum ein. Eine Zeitlang glaubte man, Bülow für den Ausgang der Marneschlacht verantwortlich machen zu dürfen. Dieses Buch ist eine Ehrenrettung eines unserer hervorragendsten Heerführer. Verfasser zeigt, daß Bülow nicht die mindeste Schuld trifft, daß er vielmehr einer unserer fähigsten Generäle war.

Otto von Below

Ein deutscher Heerführer

Ein Vortrag von Günther von Einem. Preis Mk. 2.—

Otto von Below ist seinem Volk ein Altvertrauter. Nach der Schlacht bei Tannenberg bezeichnete ihn Hindenburg als seinen „Besten". Und wo in späteren Kriegsjahren besondere Aufgaben zu lösen waren, dorthin wurde Otto von Below gesandt. Kurland, Mazedonien, Serbien, die Westfront wurden seine Tätigkeitsfelder, die hehrste Aufgabe seines Lebens durfte er aber auf dem italienischen Kriegsschauplatz ausführen. Wird Otto von Below berufen sein, in der Schicksalsstunde seinem Volke noch wichtigere Dienste zu leisten? Wir wissen es nicht. Aber aus seinem Holz muß der Mann geschnitzt sein, den spätere Geschlechter noch als Deutschlands Retter preisen werden!

Deutschlands Heldenkampf

Von General der Kavallerie Friedr. von Bernhardi

Mit 100 Kartenskizzen, 544 Seiten. Gebunden Mk. 8.—

Die beste kurzgefaßte Darstellung des Weltkrieges 1914/18!

Der unbekannte Soldat

Erlebnis und Gedanken eines Truppenarztes an der Westfront

Von Dr. Erich Meyer. Geh. Mk. 2.40, Lwd. Mk. 3.60

Was war der Krieg? — Vier Jahre der Todesnot, der Leiden und Entbehrungen des deutschen Frontsoldaten, aber auch die schönste und stolzeste Zeit seines Lebens, die Zeit, da sich bei jedem rechten Mann seine Männlichkeit bewährt, Tapferkeit, Mut, Opferbereitschaft, Treue und Kameradschaft die minderen menschlichen Eigenschaften überflügeln. Mit innerer Ergriffenheit wird jeder Mitkämpfer das Buch lesen und es der Jugend schenken, damit sie erfahre, was die Väter geleistet und wofür sie gekämpft haben.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Kriegsschuldlüge und Kriegsschuldlügner

Von Graf E. Reventlow. Geh. Mk. 4.50, in Lwd. Mk. 6.—

Inhalt: Du bist schuldig — denn du lebst / Schuldlüge vor dem Kriege / Schuldlüge während des Krieges — Der „Angriff" Deutschlands / Die Schuldlüge im Dienste der Linken / Die „Nichtalleinschuld" / Das „Schuldbekenntnis" / „Erfüllung" / Der Aufruf der Regierung vom 28. Juli 1929.

Graf Reventlow gibt eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung und beleuchtet vor allem grell die bisherige unverantwortliche Behandlung der Schuldfrage durch die deutschen Reichsregierungen. An Aussprüchen und schriftlichen Darlegungen von Diplomaten und Militärs aller Nationen beweist er, daß die Grundlagen für die Lüge von Deutschlands Schuld am Kriege eigentlich schon lange vor dem Jahre 1914 entstanden sind. In seiner sachlichen Gründlichkeit, durch die aber immer wieder das glühende Vaterlandsgefühl des Verfassers durchbricht, ist dieses Buch wie kein anderes eine scharf geschliffene Waffe im nationalen Befreiungskampf.

Bücher von General d. Inf. Alfred Krauß:

Der Irrgang der deutschen Königspolitik

Lehren der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft.

405 Seiten. Geh. Mk. 8.—, Leinen Mk. 10.—.

Dieses Buch ist von leidenschaftlichem Willen zur deutschen Einheit getragen und von glühender Liebe zu unserem gequälten, doch so herrlichen Volke erfüllt. Deutsche Zeitung.

Die Ursachen unserer Niederlage

Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkriege.

3. Auflage. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Alles in allem steht Krauß auf dem Standpunkt, daß die Mittelmächte den Krieg hätten gewinnen können, ja müssen, daß sie dies trotz der Mängel ihrer Kriegsvorbereitungen konnten, ja mußten, wenn nicht ihre politische Führung so kläglich versagt hätte. Dies Buch ist ein Ereignis. Deutsche Zeitung.

Das Wunder von Karfreit

Mit 18 Bildnissen deutscher und österreichischer Führer, einem Uebersichtsblatt und einer Karte. Kart. Mk. 3.—, geh. Mk. 4.—

Es ist das Hohelied von germanischer Kameradschaft zwischen allen deutschen Stämmen. Wehr und Waffen.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Im Felde unbesiegt

Erlebnisse im Weltkrieg, erzählt von Mitkämpfern.

7 Bände, geb. je Mk. 5.—. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Die Bände bringen je 25 bis 30 in sich abgeschlossene Beiträge von allen Kriegsschauplätzen, allen Mitkämpfern aller Dienstgrade, unter denen auch Hindenburg, Ludendorff, Lettow-Vorbeck, Mackensen, Richthofen, Scheer, Bloem, Schauwecker u. a. nicht fehlen. Erschienen sind folgende Bände:

Im Felde unbesiegt. Band 1 und 2. Der Handstreich auf Lüttich. Die Schlacht bei Tannenberg. Die Ostafrikaner im Weltkrieg. Der Durchbruch der 3. Garde-J.-D. bei Brzeziny. Der Tod von Ypern. Die Armeegruppe Arras in der Tank- und Angriffsschlacht bei Cambrai. Das bayer. Inf.-Leib-Regt. stürmt den Kemmel. Feldartillerie im Bewegungskrieg. Das 20. Armeekorps bei Hohenstein. In der Sinaiwüste. Feldgeschütz gegen Dreadnought. Der Minenr in Flandern. Deutsche Gebirgsartillerie. Unsere Pioniere. An der Somme 1916. Vorstoß zur Marne. Sturm auf Douaumont.

Im Felde unbesiegt. Band 3. Oesterreich. Aus dem Ehrenbuche der schwarzen Hessen. Von der Drina in das Herz Serbiens. Vor Belgrad 1918. Die Durchbruchsschlacht bei Tarnow-Gorlice. Die Landesschützen in der Isonzoschlacht. S. M. S. „Novara" unter Admiral Horthy im Seegefecht in der Straße von Otranto am 15. Mai 1917 u. a. m.

Auf See unbesiegt. Band 1 und 2. Marinekorps vor Antwerpen. Auf einem Schlachtkreuzer in der Skagerrakschlacht. Marineexpedition zur Befreiung Finnlands. „U C 65" im englischen Kanal. Versenkung der deutschen Flotte in Scapa-Flow. U-Boot-Falle. Donaukämpfe. Minensuchfahrten. Untergang der „Mainz". U 9. „Goeben" und „Breslau". Minensuchfahrten in der Nordsee. Todesfahrt der 7. Torpedobootsflottille. Mit „U C 67" im Mittelmeer. Im Schwarzen Meer. Weihnachten in Scapa-Flow u. a. m.

In der Luft unbesiegt. Jagdstaffel Bölcke. Flandern 1917. Als Ballontöter im Osten. Ueber Kairo und den Pyramiden. Fliegerbeobachtung für schwerstes Flachfeuer. An der Somme 1918 u. a. m.

Wie wir uns zur Fahne durchschlugen. Als Kohlentrimmer von Brasilien. Bei 50 Grad Hitze unter dem Kessel. Auf dem Walfischfänger. Im Sodatank, im Kleiderschrank, unter dem Drucklager, im Trockentank und unter den Kesseln, 3000 Pfund Sterling Kopfpreis. Sechs Wochen in Glutbitze und Finsternis unter den Sojabohnen. Im Auto durch die Urwaldnacht. Im Koffer über den Ozean.

So entsteht das wahre Gesicht des Krieges, wie er war und wie er sich im Erlebnis des Volkes spiegelt. Ein Ehrenmal des deutschen Volkes. Hamb. Korrespondent.

Wir haben nichts dergleichen im deutschen Schrifttum, das ähnlich nahe die Erlebnisse der Front, die seelischen Erschütterungen und den stillen Triumph des Sieges schilderte. Münch. Zeitung.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Zwei vaterländische Werke von Oskar Fritsch:

Deutschlands Knechtschaft und Befreiung

Das Zeitalter der Befreiungskriege im Lichte der Gegenwart

Mit 16 Tiefdruckbildern, 74 Textabbildungen und 7 Karten. Kart. Mk. 5.—, in Leinen Mk. 6.—.

Der Stahlhelm schreibt: Durch das ganze Werk zieht sich der unerschütterliche Glaube an Deutschlands Größe und Freiheit. Trefflich ausgewählte, vorzügliche Bilder ergänzen und beleben den fesselnden Text. Das Buch eignet sich für alle Deutschen, besonders aber für unsere heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts. In keiner Familie sollte es fehlen.

Friedrich der Große, unser Held und Führer

Mit 31 Tiefdrucktafeln nach Bildern von Menzel, Graff, Camphausen u. a., sowie 23 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Menzel. 2. Aufl. Preis kart. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Man wünscht das Buch, das eine künstlerisch geschriebene geschichtliche Darstellung des großen Königs und Menschen ist, vor allem in den Besitz der Jugend. Der Tag.

Deutsche Gedenk- und Weihestätten

Ein Bilderwerk mit einem Vorwort von Börries, Frhr. v. Münchhausen. Mit 93 Abb. Geh. Mk. 4.—, Lw. Mk. 5.—

An diesem wundervollen Buch hat man wirklich seine helle Freude; das ist das deutsche Herz. Wer lieben Menschen ein rechtes deutsches Geschenk bescheren will, dem sei dieses herrliche Buch empfohlen. Pommersche Tageszeitung.

Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten

25. Jahrgang 1929. Mit 655 Schiffsbildern, Skizzen, Schattenrissen, vierfarbigen Flaggentafeln und Bildnissen des Admirals Scheer und des Herausgebers. Lwd. Mk. 15.—

Der Weyer ist seit 25 Jahren als das zuverlässigste, praktischste und handlichste Nachschlagebuch in den Marinen der ganzen Welt geschätzt und vielfach amtlich eingeführt. Jedem Flottenfreund ist er ein unentbehrlicher Begleiter. Dieser Jubiläumsjahrgang hat die Vorkriegsjahrgänge an Vollkommenheit übertroffen.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

13. Auflage (42.—44. Tausend).

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther

508 Seiten mit 28 Karten und 526 Abbildungen.

Geh. Mk. 12.—, in Leinen Mk. 14.—, Halbleder Mk. 18.—.

Min.-Rat H. Konopath: „Ein schöneres Kompendium für einen geistigen Menschen als diese Auflage von Günther läßt sich nicht wünschen: Wer sie liest, sieht Blickfelder größter Weite; er weiß, warum dies Buch sein Volk bewegt. Nur wer diese „Nordische Bewegung" von ihren Anfängen verfolgt hat, kann ermessen, welche Fortschritte in den Jahren seit dem Erscheinen diese Rassenkunde gemacht hat."

Weitere Werke von Dr. Hans F. K. Günther:

Volks-Günther

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 100 Abb. u. 13 Kart. Geh. Mk. 3.—, Lwd. Mk. 4.50.

Adel und Rasse

2. Auflage 1926. 120 Seiten mit 122 Abbildungen. Geh. Mk. 4.50, in Leinen Mk. 6.—.

Deutsche Köpfe nordischer Rasse

50 Abbildungen mit Geleitworten von Prof. Dr. Eugen Fischer und Dr. Hans F. K. Günther, 1927. Preis kart. Mk. 2.40.

Der Nordische Gedanke unter den Deutschen

2. Auflage 1927. 150 Seiten mit 1 Bildtafel. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—.

Platon als Hüter des Lebens

Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart.
90 Seiten mit 1 Bildnis Platons. Geh. Mk. 2.40, in Leinen Mk. 3.60.

Rassenkunde Europas

3. verbess. Auflage 1929. Mit 483 Abbildungen und 34 Karten. Geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—.

Rassenkunde des jüdischen Volkes

Erscheint Herbst 1929. Mit 200 Abbildungen. Preis etwa Mk. 10.—.

Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes

Mit einem Bilderanhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 147 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Geheftet Mk. 6.50, in Leinen Mk. 8.—.

Rasse und Stil

Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes. 2. Auflage 1927. 132 Seiten mit 80 Abbildungen. Geheftet Mk. 5.—, in Leinen Mk. 6.50.

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke. Mit einer Nachbildung des Dürerschen Kupferstiches.
3. Auflage. Geheftet Mk. 3.50, in Leinen Mk. 5.—.

Druck von Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

OCT 14 1946

LD 21–100m-12,'43 (8796s)

YB 21049

752017

D 640
L33

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY